

I A 82.

STRASSER  
Sachsen  
und  
Angel-  
sachsen

# Sachsen und Angelsachsen

VON  
KARL THEODOR  
STRASSER

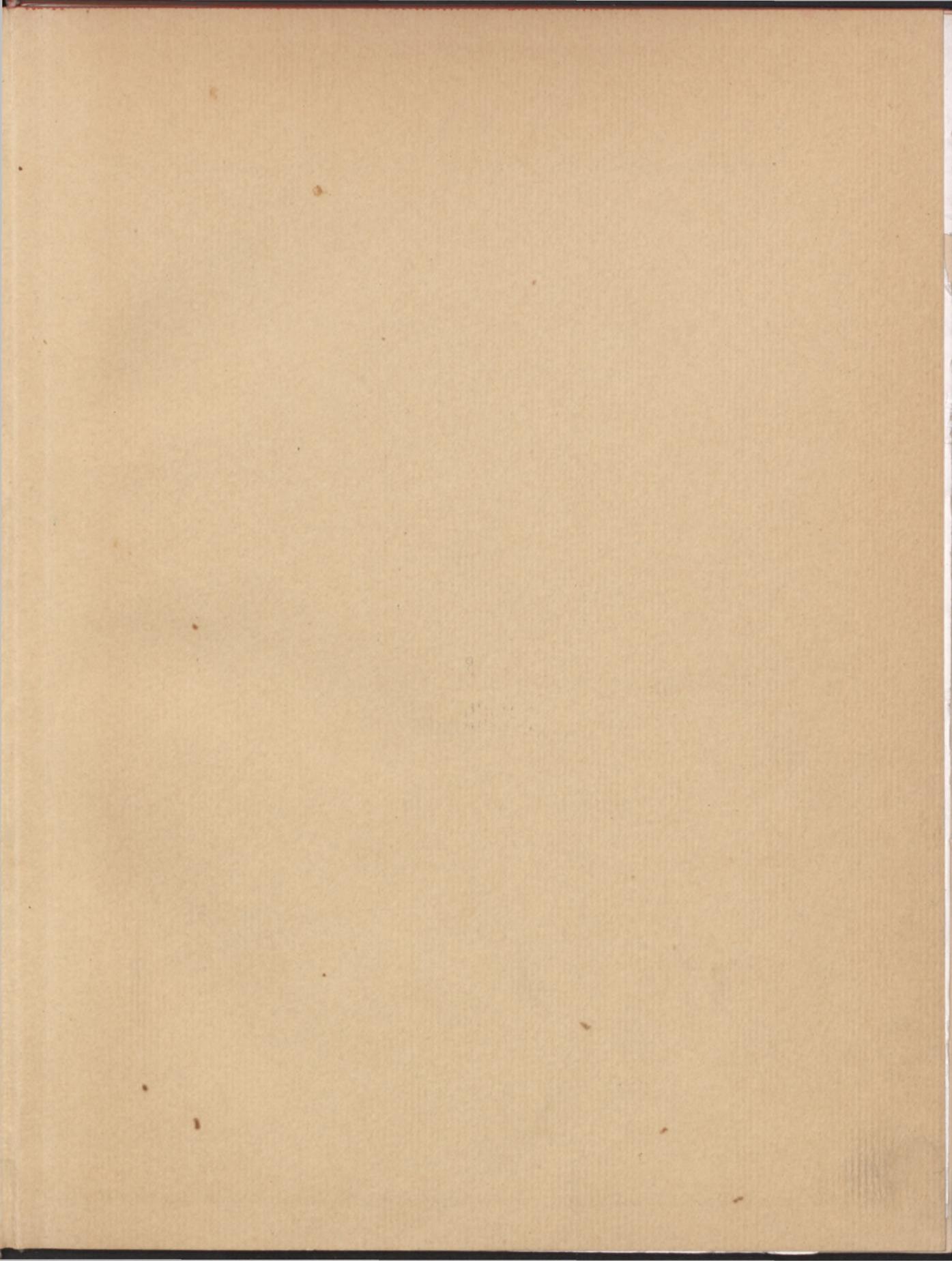


9. —

alt



IAS2.





Karl Theodor Scraffer / Sachsen und Angelsachsen



I A 82

THE HISTORY OF THE UNITED STATES

1848



IA82



.88 A 7

Otto der Große und Edith  
Standbilder im Magdeburger Dom

KARL THEODOR STRASSER

Sachsen  
und  
Angelfachsen



JA 82.



---

Sanseatische Verlagsanstalt  
Hamburg / Berlin

KARL THEODOR STRASSER

Sachsen  
und  
Mitteldeutschland



Mit 35 Bildern und Karten im Text und auf Tafeln  
Einbandentwurf von Erich Meyer, Offenbach am Main  
Druck der Hanseatischen Verlagsanstalt A.-G., Hamburg 36 und Wandsbek  
Copyright 1931 by Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg  
Printed in Germany

Antonia und Hans v. Lütgau,  
den Freunden

Antonius und Jane v. Kügel  
den Zeichner



## Vorwort

Die niedersächsische Volkseinheit und Art in ihrer Entfaltung über die ganze Erde zu spiegeln, ist Aufgabe dieses zweiten Bandes einer Frühgeschichte der nordischen Völker. Als Gegenstück zu den „Wikingern und Normannen“ fand die Darstellung ihren Endpunkt im 11. Jahrhundert, wo mit dem Erlöschen des Ottonischen und des westsächsischen Herrscherhauses, dem Aufkommen der Salier und Normannen, die selbständige Stammesentwicklung einen gewissen Abschluß erreicht. Von diesem Baugrund aus sind strahlenförmig freie Linien durch alle Jahrhunderte gezogen. War die niedersächsische Geschichte bisher immer nur von dem römischen Süden und immer von Deutschland her betrachtet worden, so tritt heute die Eigenwüchsigkeit des uralten Ingväonentums und der ehemals enge Zusammenhang mit dem Norden in den Vordergrund, ohne daß darum der deutsche Gesichtspunkt an Tiefe und Kraft verliert.

Für einzelne Anregungen bin ich meinen Lehrern, den Professoren Geheimrat Dr. Edward Schroeder-Göttingen und Dr. h. c. Ludwig Bückmann-Lüneburg, ebenso dem Geh. Justizrat Dunker-Hannover verpflichtet; durch Auskünfte haben auch folgende Gelehrte meine Arbeit gefördert: Die Professoren bzw. Museumsdirektoren Schuchhardt, v. Buttell-Keepen, Gustav Neckel, Otto Bremer, Jacob Friesen, Gustav Schwantes, Otto Lauffer, Fritz Koeder, Hans Gummel, A. W. Broegger-Oslo, Herbert Schöffler-Köln, sowie die Niedersachsensforscher Pastor S. Rütber-Sarburg, Lehrer und Museumsleiter W. Wegewitz-Sarburg und K. Waller-Cuxhaven.

Mit besonderer Freude hebe ich hervor, daß durch den Museumsdirektor Dr. Schwantes in Kiel eine Wiedergabe des berühmten Bootes von Nydam ermöglicht wurde.

Wenn der Anhang auf den engsten Raum zu beschränken war, so ist das eine Folge der Notzeit. Raumnot erzwang auch die Streichung mir wertvoller Seiten über Sage und Kunst, das werdende Volk und die Frau, sowie der Zeittafel und des großen Literaturverzeichnisses.

Die Bilder hat die Verlagsanstalt nach meinen Angaben beschafft, einige verdanke ich S. Müller-Brauel. Zum Schluß erwähne ich noch mit Dank des Entgegenkommens, das mir der Verwalter der Bibliothek des Verdener Domgymnasiums, Studienrat Dr. Senning, entgegenbrachte.

Verden a. d. Aller 1931, im Gedenkjahr der Bewahrung des Magdeburger Doms und der Siebenhundertjahrfeier des Deutsch-Ordens-Landes.

Dr. Strasser

## I. Zwischen den Meeren

Die alten Sachsen, schreibt Widukind von Corvey (967), seien einst mit einer Flotte im Mündungswinkel der Niederelbe, in Saduloha, vor dem „Kampfwalde“, gelandet und hätten dort „Thüringer“ vorgefunden. Diese hätten ihnen anfangs Widerstand geleistet. Nachdem aber auf beiden Seiten viel Blut geflossen, wären sie miteinander übereingekommen, ohne weiteren Menschenmord zu leben und unter der Bedingung ein Bündnis zu schließen, daß den Sachsen erlaubt sei, ungestört in Handel und Wandel ihrer Freiheit im neuen Lande zu genießen, daß sie sich aber aller Raubzüge in Zukunft ent schlagen sollten. Der Vertrag sei eine Zeitlang auch innegehalten worden, bald aber habe er die Eindringenen gereut. Da soll ein sächsischer Jungmann, reich mit Gold behangen, zu den Thüringern gegangen sein und auf deren Frage, was er für all sein Geschmeide verlange, geantwortet haben, das sei ihm gleich. Spöttisch habe der Thüringer ihm daraufhin den Schurz voll Erde gepackt und sei prahlend zu den Seinen zurückgekommen. Den Sachsen aber hätten seine Stammesgenossen wegen seiner Torheit geschmäht. Er dagegen hieß sie ihm folgen und wie er selber das Land der Gegner mit der erkauf ten Erde besäen — denn, soviel sie bestreuen könnten, sagte er, soviel Land sei rechtmäßig ihr Eigentum. Als dies die Thüringer sahen, griffen sie empört zu den Waffen, wurden aber in den neuen Kämpfen geschlagen und baten um Unterhandlung. Als die Sachsen dann zu der Versammlung erschienen, hätten sie plötzlich ihre unter dem Gewand verborgenen Messer gezogen und die unbewaffneten Gegner niedergemacht. —

Aller Ursprung ist dunkel.

Wer sind die Sachsen? Woher sind sie gekommen?

Wie ein schmaler Quell entspringt ihre Geschichte zwischen den zwei Meeren des Nordens. Der Alexandriner Ptolemaios nennt als Erster (170 nach Christus) wie beiläufig ihren Namen — der letzte jener griechischen Forscher des Altertums, die in das Dunkel Germaniens hineinleuchten. In seiner Vorstellung wohnen die Saxones „auf dem Nacken der kimbri schen Halbinsel“ — in Holstein und auf drei Inseln nördlich der Elbmündung. Demnach haben sie wohl in den heutigen Landschaften Stormarn und Dithmarschen gehaust. Ob es sich bei den Sachseninseln um Lilande des alten Elbdeltas handelt oder um Küstenstreifen Dithmarschens wie Büsum, das noch bis ins 16. Jahrhundert ein Holm war, vielleicht auch um die gleichfalls bis in die neuere Zeit inselhaften eiderstedtischen Gärten Utholm und Evershop, bleibt allerdings eine Streitfrage. Wenn aber die alte Sachsen grenze somit nach Süden und Westen schon auf Grund dieser ältesten Nachrichten einigermaßen feststeht, so verbreitet sich noch Dunkel über die Nordgrenze. Dorthin verlegt Ptolemaios die Sitze der Sigulonen, Sabalingier

und Kobanden — Völker, von denen wir nicht das geringste wissen. Dagegen hat die Urgeschichte nördlich der Eider zwischen den Gräberfeldern der Sachsen und Angeln ein fundleeres Gebiet erspürt — eins jener uralten Unlande, wie die altgermanischen Stämme sie als Grenzgürtel um ihre Heimat wanden. Denn Öde bot ihnen Schutz. Mitgart sollte rings inselhaft umwüstet sein. Dies Vorgelände war schwer zu durchstoßen. Auch einige Widsth-Verse verweisen auf die Eider (Egidora, Sifeldore) als Marksaum zwischen Angeln und Sachsen — ein unschätzbares Zeugnis.

Ebenso brennend ist die Frage, wie weit sich die Sachsensiedelungen ursprünglich nach Osten ausdehnten. Die Einteilung der germanischen Völker wird von den Geographen des Altertums keineswegs einheitlich gehandhabt. Plinius kennt in seiner *Naturalis historia* überhaupt keine Nordgermanen, dagegen nennt er die Vandiler, Ingwäonen, Istwäonen, Herminonen (Sweben) sowie die Peuciner oder Bastarnen. Tacitus wiederum gebraucht drei verschiedene Völkerlisten nebeneinander, von denen die bekannteste im 2. Kapitel seiner *Germania* nach dem Vorgang des Plinius die Ingwäonen (Meervölker), Herminonen (Binnenvölker) und Istwäonen (Rheinvölker) hinstellt. Von jeher hat nun die volkliche Erforschung Mittelholsteins den Scharfsinn der Heimatfreunde gereizt. Schon Müllenhoff war der Meinung, daß Tacitus seine Namen nach bestimmten geographischen Gesichtspunkten vorführe. Seine Reihenfolge ist nicht willkürlich. Er nennt als „ältesten und edelsten Stamm der Sweben“ (Herminonen) die Semnonen, fährt mit den Langobarden fort und läßt sodann die Nerthus-Völker in der Linie Reudigner, Avionen, Angeln, Warnen, Ludosen (Luten = Jüten), Swardonen und Nuthonen aufmarschieren. Darnach saßen in ihrer Frühzeit die überhaupt auch sonst rechtselbisch beglaubigten Langobarden nördlich oder nordwestlich der Semnonen. Unter den eben genannten Stämmen fallen wahrscheinlich die Reudigner (Ausreuter) mit den Stormarn, die Avionen (Inselbewohner) mit den Dithmarschern, beide jedenfalls mit den *Saxones* des Ptolemaios zusammen.

Ptolemaios aber bezeichnet weiter als östliche Nachbarn der Sachsen die unbekannteren Pharodeiner — muß man statt dessen Barodeiner lesen, so würde er hier an richtiger Stelle die Langobarden einschalten. Der Grenzfluß zwischen beiden Stämmen, sagt er, sei der Chalousos. Man hat angesichts dieses Gewässers bald auf die Warnow (Müch) oder die Schwentine (Detleffen), bald auf die Eider oder Salerau (Möller, Müllenhoff), endlich auch auf die Trave (Zeuß, Seelmann) oder wenigstens obere Trave (Weiland, Plettke) geraten. Hier konnte nun die Urgeschichte beweisen, daß Ostholstein kunstgewerblich von Westholstein getrennt ist durch den Suhlsbütteler keramischen Typ (Mäanderurnen und zwei- oder dreihenklige hohe Töpfe). Mäander in Rädchentechnik ist aber ein Merkmal swebischer Elbkultur — es fehlt im sächsischen Westholstein westlich einer Linie Pinneberg-Segeberg-Malente-Zohwacher Bucht. Die Keramik Westholsteins gehört vielmehr dem Bordesholm-Wottfelder Typ an. Demnach scheint am ehesten der Oberlauf der Trave mit dem Chalousos des Griechen zu-

sammenzufallen. Hinzu kommt, daß nordwestlich jener Linie ein großes fundleeres Gelände hinläuft — offenbar die alte Wüstung zwischen Ingwäonen und Herminonen.

In dieser Landschaft also, zwischen Strom und Meer, Saide und Marschen ist die frühere Heimat der Sachsen zu suchen. Damit treten sie für uns wieder in den Kreis der nordischen Völker, in dem einst die *Ynglinga*-Saga sie noch sah. Sagenhaft behauptet sogar eine Glosse zum *Sachsenspiegel* die Herkunft der Nordalbingier aus Rugien (Süd-norwegen). Daß sie tatsächlich einst noch erheblich weiter im Norden, vielleicht wirklich in Skandinavien, gefessen haben, ist aber einstweilen nicht beweisbar. Die sachsen-ähnlichen Buckelurnen in Südnorwegen gehören doch der letzten Entwicklungszeit dieser Töpferware an. Aber daß sie vollklich samt Angeln, Luthen, Friesen und Warnen aufs engste mit den Nordvölkern der Heruler, Dänen und Skandinavier verbunden waren, zeigt die seit der Bronzezeit bestehende urgeschichtliche Einheit des ganzen Nordkreises und nicht weniger der *Spiegel* ihrer ältesten Sänge und Sagen. Die nordische Herkunft der Sachsen steht wie ein Denkmal am Eingang ihrer Geschichte.

Der Sachsenname hallt von uraltem Waffenklange wider. *Sachsa* (Schneidewerkzeug) ist nach gewöhnlicher Angabe die Bezeichnung für das einschneidige, 22 bis 33 cm lange Kurzschwert, eine Hauptwaffe des 4. bis 8. Jahrhunderts — ob sie auch Wurf-Waffe gewesen, bleibt ungewiß. Eine sichere Gleichsetzung dieser quellenmäßig überlieferten Stoßklinge mit einem ähnlichen Messer aus Grabfunden ist jedoch bisher nicht gelungen. Wahrscheinlich muß man in einem Stück aus dem Gräberfelde von Anderten (Kreis Burgdorf) einen solchen *Sachs* erblicken. Als *Scramasachs* dagegen wird ein langes Hüftmesser bezeichnet; das größere zweischneidige Schwert hieß *Spatha*. Aber nach den Funden erscheint als Hauptwaffe der Zeit überhaupt die Lanze. Das kann indessen nicht überraschen. Denn die Entstehung des Volksnamens setzt voraus, daß der *Sachs* in noch frühere Zeit zurückreicht, wo er die modernste Waffe war. Offenbar aber liegt die Fundarmut vor allem daran, daß der *Sachs* in den Familien als altes Erbstück galt und daher nicht zu den üblichen Grabbeigaben zählte. Sein langes Messer trug noch im Dreißigjährigen Kriege jeder niedersächsische Bauer ständig bei sich. „Sachsen“ bedeutet demnach „Messerträger“, „Schwertgenossen“ wie *Sigulonen*, *Sekgan* oder *Sweordweras*. Aber schließlich braucht doch nicht jeder Freie den *Sachs* getragen zu haben. Da das Volk den Kriegsgott *Tiu* unter dem Namen *Sachsnot* verehrte, kann vielmehr ebensogut die sinnbildliche uralte Waffe dieses Gottes gemeint sein: das den Blitz abzeichnende Schwert. Dann würde „Sachsen“ soviel wie „Genossen des *Sapnot*“ bedeuten.

Eine Hauptquelle für das alte Nordalbingien ist nun das angelsächsische Wissensgedicht „*Widsith*“, eine Arbeit dreier Verfasser. Seine ältesten Teile sind spätestens im 6. Jahrhundert niedergeschrieben, schildern aber Zustände aus erheblich früherer Zeit. Es bezeichnet die Bewohner der Nordseeinseln als *Eowen*, in denen wir die *Awionen* vermuten dürfen. Die *Eoten* der *Finnsage* erscheinen als *Xten* und entsprechen den *Tüten* oder *Euten*, die *Tacitus* *Eudosen* nennt. Die *Sycgen* unter dem Häuptling

Sacerd werden dann die Sachsen sein: da ags. *secg* = ahd. *sahs* ist, hätten wir hier sogar wörtlich den Sachsennamen: auch die Finnsage kennt die Sefjen unter Sigferd. Ein sonst unbekanntes Niedersachsendolk sind ferner die Woinge unter dem Häuptling Wald, Bewohner der chaulischen Küsten westlich der Wesermündung — man nimmt an, daß ihr Name sich in Wangeroog erhalten hat.

Unsicher ist freilich, ob auch jene im „Widsith“ vorkommenden Völkernamen der Swäfe, Myrginge und Hälunge auf sächsische Stämme hindeuten. Wenn der Sänger vom Angelnkönig Offa berichtet: „allein mit dem Schwert zog er die Grenzmark gegen die Myrginge am Sifeldore, die Engle und Swäfe seitdem so innehielten, wie Offa sie erzwang“ — so nimmt man am besten Swäfe und Myrginge als Stämme des gleichen Volks. Etwas vorher sagt allerdings der Dichter, daß über die genannten drei Völker verschiedene Häuptlinge herrschen, aber das würde unserer Annahme nicht widersprechen. Wahrscheinlich gehören die Myrginge in das nach Paulus Diakonus von den Langobarden besetzte Mairingaland; der Kosmograph von Ravenna bezeichnet um 670 alle rechtselbischen Leute als „Maurungani“. Die Myrginge wären dann Sweben, deren nördlichster Stamm (die Swäfe) südlich der Elbe gefessen hätte — wahrscheinlich jene Nordschwaben, denen 568 der von den Sachsen geräumte Raum zwischen Bode und Sarz zufiel. Auch aus dieser Beweisführung würde dann der swebische Charakter Ostholsteins hervorgehen, doch will Schwantes neuerdings die Fuhsbüttler Keramik den Sachsen zuweisen — tatsächlich sind die Sachsen im 3. Jahrhundert nach Osten vorgedrungen.

Die Sächsengeschichte also beginnt nördlich der Elbe mit zwei oder drei ganz kurzen Strophen.

Eingebettet in den Meergarten der Völker anglofriesischen Sprachstamms siedelten die Sachsen. Aber wie mit Adlerflügeln schwang sich ihr Name nach Süden. Er bedeckte mehr und mehr die Namen der Nachbarstämme. Wie mancher Sänger ist gleich dem Weitgereisten des „Widsith“ durch diese längst verschollene Umwelt gewandert! In allen südlichen Berichten braust bis in das felsige Latein hinein das Donnern der See.

Nach römischer Überlieferung erpreßten zuerst gewaltige Sturmfluten mit ihrem Landverlust, vor Eindeichung der Küsten zwangvolle Naturgewalten, den Ausbruch dreier Naturvölker. Nordsee war es, die Fluren und Siedeleien der wattenmeerbewohnenden Teutonen und Ambronon zu Wüstungen stampfte. Die Kimbern des Kattegatts wurden wahrscheinlich nur durch die Flucht dieser Stämme in den Taumel des Südmarsches mitgerissen. Verlassene Friedhöfe, um 150 vor Christus plötzlich abbrechend, beweisen die Entvölkerung der westlichen Halbinsel, während im Osten jüngere Friedhöfe reichlich lagern. Eine Woge heimatloser Völker flutete nun elbaufwärts — Kimbernschrecken ließ in den Schlachten von Neumarkt (Noreja 113) und Orange (Arausio 105) den Staat der Römer zum erstenmal durch Stoß von Norden her in seinen Grundquadern erbeben.

Spätestens im Laufe des 6. Jahrhunderts nahmen die Dänen dann Jütland, in ihnen sind die Kimbernreste aufgegangen, darunter auch das in angelsächsischen und nordischen Quellen erwähnte Gauvolf der Wendle in Vendsyssel am Limfjord, das jedoch als Teil der Wandalen ursprünglich aus Skandinavien stammt. Die Jüten kommen in altrömischen Quellen nicht vor. Beda nennt sie Jutae und erwähnt sie unter den Englanderoberern; die Kenten und die Bewohner von Wight stammen von ihnen ab. Damit sind sie für das 5. Jahrhundert belegt. In einem Briefe Theodeberts an Justinian aus dem 6. Jahrhundert heißen sie Eucii (Eutii) und im „Widsith“ Xten, in andern Berichten auch Eudusii, Eudoses, im Isländischen Jotas und im Angelsächsischen Giotas oder Geotas. Ihre Sprache war anglofriesisch, also westgermanisch. Die nordgermanischen Dänen beherrschten Jütland nach Prokop schon 512, nahmen hier aber im Gegensatz zu den Inseldänen den Namen der Jüten an. Der Name scheint „Menschen“ zu bedeuten.

Den Sachsen am nächsten verwandt, in der Keramik gleichfalls Angehörige des Bordesholm-Nottfelder Typs, sind aber die Angeln. Ein ziemlich frühes Bild ihres nordischen Aussehens entwirft Bedas Anekdote von Gregor dem Großen (590—604). Als dieser einst über das Forum geht, bemerkt er junge englische Sklaven und spricht von ihrem „lichten Engelsantlitz“. Ihm fiel die weiße Haut und das überblonde Haar dieser Menschen auf. Wie Keudigner und Awionen rechnet Tacitus sie noch zu den 7 Völkern des Nerthus-Dienstes. Der Göttersitz dieser Heiligtumsgemeinschaft lag bekanntlich im Sain einer Ostseeinsel. Vielleicht sind die später so bedeutenden Angeln als Ostseevolk einst Führer dieses Sertha-Verbandes gewesen. Die Landschaft zwischen Flensburger Förde und Schlei hat bis heute ihren Namen bewahrt. Der Angelsache Beda verlegt ausdrücklich den Ursprung der Englandangeln dorthin. Im „Widsith“ kämpfen ihre Vorfahren an der Eider mit den Sachsen — dies zeigt, daß ihr Gebiet erheblich das heutige Angeln überschritt; sonst wäre ihre Entfaltung auf Albion im 5. Jahrhundert auch nicht denkbar. Möglich ist nun, daß ein König Offa um 350 dem Kleinreiche die größte Ausdehnung seiner ganzen Festlandgeschichte gab, wie es der Weitgereiste besingt. Er wehrte erfolgreich den von Seeland andringenden Dänen und befestigte die Südgrenze gegen die Myrginge. Aber die Höhepunkte und Blütezeiten ihres volklichen Daseins erlebten die Angeln erst nach der Eroberung Nordenglands in Ostangeln, Northumberland und Mercien.

Ihre festländischen Nordnachbarn waren einst die Warnen oder Weriner. An sie erinnern noch viele Namen wie Warnemünde und Warnitz, die Nordostecke von Sundewitt, ferner ein altes Warnesmark, heute Varmark in Stenderup, und ein jüngeres Vaargard in Seils. Auch verrät dieser Landgürtel eigentümlich genug ein Schwanken zwischen angelsächsisch-niederdeutschen und nordischen Götternamen in seinen Ortsbezeichnungen. Man findet Wodensbeke neben Odinsbeke. Selbst der nördliche Grenzwald trägt ein Doppelantlitz, wenn sich Namen wie Garris (Söhrenforst) und Barwith nebeneinander finden wie im Süden Fefeldore neben Agidora, Isarnho (Eisenwald) neben Jarnwith und Sliaswich neben Saithabu. Ob die vielen, am häufigsten

zwischen Magdeburg und Helmstedt vorkommenden Ortsnamen auf Leben aber den Warnen, Angeln, Jüten oder Herulern ursprünglich waren, läßt sich nicht mehr fest-



Die Sachsen und ihre Nachbarstämme

stellen. Teile beider Völker, der Angeln wie der Warnen, sind nach 400 (zum Teil über Sadeln und die Aller) nach Mitteldeutschland abgewandert (Widukinds „Thüringer“), selbst am Niederrhein bestand seit etwa 500 ein warnisches Reich — lauter rassistisch betrübliche Zeichen für die ungeheure Kraftzersplitterung der Germanen.

Von den südelbischen Ingwäonen wohnten indessen die Langobarden den Sachsen am nächsten, da sie durch Strabon (29—7 vor Christus) auch nördlich von Hamburg bezeugt sind. Ihr Kerngebiet ist im 1. Jahrhundert der erweiterte Bardengau zwischen Niederelbe und Aller mit dem Hauptort Bardonwic. Nach Wegewitz ist sogar in Sarsfeld bei Stade noch langobardische Kultur nachweisbar. Die Germanen der früh-römischen Eisenzeit (1—200 nach Christus) kannten römisches Kunstgewerbe, aber sie bewahrten sich die Eigenart ihrer altüberlieferten Kunst im Schmieden und Stanzen, im Gießen und Gravieren, im Löten, Nieten und Punzen, in der Siligranarbeit und in der ganzen Formensprache überhaupt. Das Keitergrab von Marwedel bei Sigacker hat Stücke eines fürstlichen Besitzes aus dem 2. Jahrhundert zutage gefördert: Kaffe- rollen, Eimer und Schalen aus Bronze, Tonkeramik und Trinkhornbeschläge sowie einen Keitersporn für den germanischen Rechtsgalopp — alles vielfach verziert durch Mäander in Rädchen-technik, Salzenkreuz und Zickzack. Dies Keitergrab ist ein Einzelgrab nach der um 100 allmählich aufkommenden Sitte der Skelettbestattung. Die Gräberfelder von Darzau, Bahrendorf und Nienbüttel, in denen sich auch Waffen finden, sind dagegen Urnenfriedhöfe und Volksgrabstätten.

Auch über Heimat und Herkunft der Langobarden gehen die Meinungen auseinander. Nach Strabon weichen sie im Jahr 5 oder 18 nach Christus vor der römischen Übermacht auf das gleichfalls langobardische rechte Elbufer zurück. Im Streit zwischen Armin und Marbod treten sie nach Tacitus auf die Seite der Cherusker, obgleich sie Marbods großem Swebenreiche einverleibt waren. Derselbe Schriftsteller bezeichnet im Westen die Chauken, im Norden die Elbe und die jenseits wohnenden Keudigner, Awionen, Angeln und Warnen als benachbart. Zu der späteren Nachricht von der Massenaufnahme Unfreier ins Heer stimmt die Behauptung des Tacitus von der geringen Zahl der Langobarden — ihre verhältnismäßig große Ausdehnung würde sich dann durch die Lüneburger Heide und die unwegsamen Moorflächen erklären. Vellejus Paterculus (30 nach Christus) nennt sie „ein Volk wilder noch als germanische Wildheit“. Das gesamte Altertum, einschließlich des Ptolemaios, bezeichnet also Niederelbe und Bardengau als Heimat der Langobarden. Vermutlich haben sie dort schon lange, wenn nicht seit ihrer Entstehung, gesessen. Dagegen behauptet ihre Stammgeschichte durch den Mund des Paulus Diakonus († 795) ihre Herkunft aus Skandinavien (Schonen). Er hat jedoch unter dem Einfluss von Plinius und Jordanes den für ihn unverständlich gewordenen Ländernamen „Skadanau“ auf Skandinavien bezogen, während Fredegar unter „Scathanavia“ ein Land zwischen Donau und Ozean, dem Wortsinne nach aber entweder „Nordland“ oder „Schädigerland“ (L. Bückmann) versteht. Die „Origo gentis Langobardorum“ (671) wiederum meint augenscheinlich ein nördliches „Küstenland“, falls man die Bezeichnung „insula“ nicht preßt. Das „Chronicon Gothanum“ (807—810) fügt sogar hinzu: „Scatenauga am Ufer der Elbe“. Quellengeschichtlich ist also die skandinavische Abkunft der Langobarden nicht beweisbar, doch ist sie trotzdem wahrscheinlich. Ihr Recht trägt nordische

Züge, König Audoin heißt von Geschlecht ein „Gausus“ (Gote), König Rothari ein „Sarodus“ (Saruder). Ihre durch Vellejus überlieferte Rauheit, ihre langen fremdländischen Bärte, ebenso ihr älterer Name Winniler („Streiter“) deuten vielleicht doch nach dem Norden. Auch stellt die Sage nahe Beziehungen zu den Dänen her.

Von großer Wichtigkeit ist in dieser Hinsicht das Urnenfeld von Korchow bei Sagenow in Westmecklenburg. Es ist von ausgesprochen männlichem Charakter und an Reichtum der Waffenausstattung kaum überbietbar. Wir haben dort ein Langobardengrabfeld der Zeit um 100 nach Christus, das gleich andern Friedhöfen Mecklenburgs die weite Ausbreitung des Volkes gegen die Ostsee hin zu beweisen scheint. Vielleicht ist nach dorthin ihr Wanderweg von Norden her zu suchen. Die vorgeschichtlichen Funde legen nahe, daß sie um 100 vor Christus nach der Niederelbe und schon beim Übergang zur Eisenzeit etwa 600 vor Christus aus Schonen nach Mecklenburg gefahren sind.

Zeuge des Dänenhasses ist vor allem das in den „Beowulf“ eingeschaltete uralte Ingeld-Lied. Denn wahrscheinlich die Langobarden heißen dort Seadobearden. In Todfehde haben die Dänen einst den Seadobeardenfürsten Froda gefällt. Ingeld ist sein Sohn. Doch der Dänenkönig weiß die Blutrache Ingelds zu wenden: Freaware gibt er ihm, unter beiderseitigen Eidschwüren, seine Tochter. Ingeld und Freaware sind glücklich. Aber das langobardische Mannentum kann der Blutrache nicht entsagen. Ein alter Seadobearde sieht an der Lende eines Dänenjünglings im Gefolge der Freaware des alten Königs Froda erbeutete Klinge glänzen. Da springt giftiges Wort aus der Halle hoch, Blut springt empor, gebrochen sind alle Eide — die alte Fehde bebzt wieder auf. Ingeld, ergänzt der „Widsith“, dringt mit den Kämpen bis zur Halle des dänischen Königssitzes auf Seeland vor — und dort wird „niedergeschlagen der Wikingervolk, Ingelds Heer“.

Den Bardengau räumten die Auswanderer, die ja nur ein Drittel des ganzen Volks umfaßten, doch wohl ohne Zwang vonseiten der einrückenden Sachsen. Zu diesen bestand nach Paul Warnefried vielmehr alte Freundschaft; er weiß noch von sächsischen Liedern, die Alboin feiern, und im „Widsith“ ist Audgifel, der Myrgingfürst, des Langobarden Audoin Tochtermann. Die Sachsen an Bode und Saale machten sogar Alboins Italienzug begeistert mit, und der größere Teil der Langobarden verharrte ruhig im Heimatgau, wo er allmählich mit den Sachsen verschmolz.

Da nun die urgeschichtliche Keramik der Langobarden dem Fuhsbütteler Typ angehört und dieser wie der gotländische Einschlag in ihren Rechtsgebräuchen ostgermanische Verwandtschaft zeigt, werden die Langobarden Ostgermanen gewesen sein. Andere erklären sie für Sweden, also herminonische Westgermanen, wozu die Sprachformen passen. Man weist ihnen die Ortsnamen auf -büttel zu (Bienebüttel, Wienebüttel, Fuhsbüttel). Im ganzen nimmt ihre Sprache aber eine Mittelstellung zwischen West- und Ostgermanisch ein. Die hochdeutsche Lautverschiebung haben sie mitgemacht. Andere Erscheinungen erinnern teils ans Niederdeutsche, teils ans Ostgermanische. Wiederum aber halten gewisse Rechtsätze sowie Übereinstimmungen in Sage

und Mythos die Langobarden im Umkreis der Westgermanen fest. So erinnert ihr meerentsprossener Held Lamissio, der Bekämpfer einer im Flusse schwimmenden Meerfrau, an Beowulf, und im „Widsith“ ist (wohl infolge der Ähnlichkeit zwischen Lamissio- und Sleaf-Sage) ein König Offa ihr Führer. In der Sage von der heldischen Gambara erscheint Godan (Wodan) als alter Kriegsgott des Festlandes.

Langobardisch wurde an der Niederelbe noch bis ums Jahr 1000 gesprochen, Reste der alten Volkssprache haben sich bis heute erhalten. So hängt Undeloh (Wasserwald) mit dem Eigennamen Ondemarus (der Wogenberühmte) zusammen, daneben ist ein Undepert (der Wogenglänzende) überliefert. Im Lüneburgischen wird auch, entsprechend dem durch Paulus Diaconus erhaltenen Götternamen Frea, ihr Wochentag nicht Fridach, sondern Frebdach gesprochen. Und die schönen alten Siedehausnamen der Lüneburger Saline wie Everinge und Eyinge erinnern an die langobardischen Herzogsnamen Ibor (Eber) und Ujo. Friedlich liegt mitten in der Haide langobardisches und sächsisches Namengut nebeneinander. Man kennt dort langobardisch Simbergen („an den Bergen der Hinde“) neben sächsisch Sitbergen und in den Männernamen langobardisch Ortgis und Godila neben sächsisch Markward, Volkward, Ludeke und Keineke. Alle diese Anzeichen deuten auf friedliche Verschmelzung beider Völker.

Von eigentümlichem Dunkel umwittert und darum besonders anziehend ist nun die Geschichte der Friesen, umsomehr, als der Spaten jene uralten Zustände, von denen die seltsamen Sagen besonders der Insel Sylt erzählen, noch nicht hat klären können; ebenso ist die Sagenforschung in dieser Richtung nur wenig vorgeedrungen. Die Handschrift eines Sylter Lehrers aus dem 18. Jahrhundert, Wilhelm Iij Ahnen, hat uns durch das Buch C. P. Sansens (1857) mancherlei altes Sagengut gerettet. Er berichtet von einem Vierkönigskampf auf Sylt. Darin streiten der Friesenkönig Bröns und der Seekönig King von Etdum gegen Nissen, den König der Puken (Däumlinge), und Sinn, den König der haidebewohnenden „Ondereersken“ — noch heut werden Brönshoog, Kinghoog, Nissenhoog und Sinnshügel gezeigt. Die Völkerschlacht endet mit dem Tode aller vier Könige, dem Untergang der Zwerge und der Eroberung der ganzen Insel durch die Friesen.

Doch fort mit den Sagen! Was wissen wir Sicheres von den Erbauern der Warfen oder Terpen? Von den Römern rissen sie sich um 300 los. Dann schoben sie unter Verdrängung der Salier ihre zwischen Ems und Zuidersee gelegenen Sitze bis über die Schelde zur Sinkfaldbucht bei Sluis vor. Die Friesengeschichte erklingt wie ein Begleitinstrument zu dem volleren Orchester des Brudervolkes. Sie sind überall mit dabei, wenn die frühen Sachsen nach England fahren oder die späteren als Festland-Bauern um ihre Freiheit kämpfen; manch Tropfen Friesenblut ist an der Bildung der angelsächsischen Rasse beteiligt. Von ihnen zu trennen sind sowohl sprach- wie urgeschichtlich die Bewohner von Sylt, Föhr und Amrum. Dort sind Denkmäler schon aus der Steinzeit vorhanden, und die alte Volkssprache ist ein Westsächsisch mit aufgepfropftem Friesisch. Die Ureinwohner waren wohl, wie der Name sagt,

Ambronon. Außer ihnen kämen auch Avionen und aus dem Stadischen eingewanderte Chauken in Frage. Sehr wohl könnten ja unter den drei Sachseninseln auch das einst größere Helgoland, die damals verbundenen Lilande Ambrum-Föhr und Sylt gemeint sein. Die Friesenfrage bietet also bis in die neueste Zeit hinein ein Gerank von Rätseln. Die Urfriesen wohnten wohl schon an dem Westmeer nördlich der Eider, im 1. nachchristlichen Jahrhundert sind sie dann scharenweise dahin zurückgewandert. Im „Beowulf“ und den Sylter Sagen ist Finn eine mythische Gestalt, der erdgeborene Stammesheld eines auf der Westhaide ansässigen Volks, das im „Widsith“ mit Eotenas bezeichnet wird — es sind jene bereits genannten Euthen oder Jüten. Hengist, der berühmte Engländeroberer, entstammte angeblich ihrem Gau. In den Marschen sitzen dicht daneben die sächsischen Eoven oder Avionen.

Das kraftvollste Volk Altniedersachsens sind nach dem Untergang Armins aber ohne Zweifel die Chauken. Vellejus rühmt ihre zahlreichen Jungmannen, Tacitus ihren Reichtum an Rössen: er nennt sie geradezu: „populus inter Germanos nobilissimus“. Sie bewohnten das Gebiet östlich der Niederems bis zur Niederelbe — die Niederweser teilte sie in Große und Kleine. Zum erstenmal werden sie auf der verunglückten Drususflottenfahrt 12 vor Christus von Dio Cassius genannt, zum letztenmal 170 nach Christus. Was war geschehen?

Die römischen Quellen über das ihnen angeblich befreundete Volk sind ziemlich reich. Plinius beschreibt anschaulich ihre Lebensweise auf den Wurtten des Wattenmeers; Wursten, der Gau der „Wurtsaten“, hat bis heute den Namen seiner chaukischen Bebauer bewahrt. Der römische Flottenoffizier sah mit eigenen Augen ihren Fischfang, Torfbau und Viehbesitz, die Eichenwälder und Springsluten der ihm ärmlich und unwirtlich erscheinenden Gestade. Tiberius gewann die „riesenhaften“ Chauken für sich: ihr Name bedeutet „die Höhen“. In der Schlacht an der Weiberwiese (Idistavis) ließen sie aber 16 nach Christus den großen Armin entkommen, und die Flotte des Germanenbesiegers Germanicus erlitt an der Chaukenküste schweren Schiffbruch — auch Tacitus weiß die Gefahren der deichlosen Nordsee packend zu schildern. Die Vorfahren dieser späteren „Chauken“ sind wohl Ureinwohner zwischen Ems- und Elbemündung. Schon zur Steinzeit trug die Geest wenigstens Ackerbauer. In dieser Frage ist aber vorläufig eine sichere Antwort nicht möglich. Auf dem Urnenfeld am Silberberg bei Salenborg (75 nach Christus) und der Siedelung Orstedt scheint es sich um chaukische Kultur zu handeln. Die in Gudendorf gefundene Tonware aus dem 2. Jahrhundert nach Christus gehört der vorsächsischen Terpenkeramik an, deren Gebiet von Holland bis an die Elbe reicht. Sie ist demnach chaukisch oder friesisch oder beiden Stämmen gemeinsam, vielleicht gar gesamtningwäonisch. Jedenfalls wurden die Chauken Seeräuber. In wenigen sichtbaren Zügen verblutet ihre Geschichte. Anno 41 plündern sie am Niederrhein, sechs Jahr später wikingern sie unter dem kannenefatischen Abenteurer Gannascus an der reichen unfriegerischen Küste Gal-

liens — seine Ermordung entflammt ihren Zorn und macht sie zu Römerfeinden. So richtet sich ihr Tatwille nach dem Westen.

Sie treiben im Jahre 58 das Ems- und Hase-Völkchen vor sich her, kämpfen im Bataverkrieg 69 gegen Rom, verdrängen 98 die Angrivarier (Engern) von der Weser und unterwerfen einen Teil der Cherusker. Wuchtig ist ihre Machtentfaltung, wenn Tacitus sie damals Nachbarn der Cherusker am Süntel nennen kann. Nachdem sie sich so über den größten Raum Westniedersachsens verbreitet und sicher Tausende von Männern an den Küsten des Kanals gefallen waren, wird ihr Name zuletzt 170 auf einem Seeräuberzuge von der Elbmündung bis nach Gallien genannt. Alle späteren Nachrichten sind unsicher. Das Versiegen des Chaukennamens gegen 200 stimmt demnach zu der Entvölkerung des Nordwestens. Die Hauptmasse der Chauken hat sich fächerartig nach Südwesten ausgespannt. Nicht unmöglich scheint, daß sie als Kernvolf in den Franken aufgingen. Der poetische Name Sugas oder Sugones für die Franken wird als Ablautform zu Chauci, germ. Sauhoz (= die Hohen) gehören. Ein zurückbleibender Rest machte die Eroberung Englands mit, ein anderer verschmolz mit den Festlandsachsen.

Von den vorsächsischen Völkern Südhannovers aber sind das vollblütige die Cherusker, „Schwertleute“ oder „Junge Hirsche“. Arminius ist der glänzendste Name Niedersachsens vor Widukind, ja vor Otto dem Großen und Heinrich dem Löwen — mit ihm beginnt überhaupt die „deutsche“ Geschichte. Ganz wie später die Sachsen erscheinen die Cherusker als Führer mehrerer Nachbarstämme. Selbst ein Herrscher wie Marbod muß vor ihrer Angriffslust zurückweichen. Von Dio Cassius wird ein König Chariomeros erwähnt. Die Cherusker stehen damals als kernhaftes Volk zwischen Franken und Thüringern. Sie müssen also einen nicht geringen Raum erfüllt haben. Ihr Hauptort und Allthingplatz war Theotmalli, das heutige Detmold. Im Osten berührte die Urwaldfestung des Harzes ihr Gebiet, das dort an die Sweben grenzte. Nördlich des Harzes erstreckte sich ihre Macht bis gegen die Elbe, so daß die Foser an der Suhsa und noch die Langobarden als ihre Nachbarn genannt werden. Im Norden trennte der Angrivarierwall sie von den Engern, im Süden siedelten sie wahrscheinlich bis an die Rhön und waren hier Nachbarn der Chatten. Im Westen ist die Grenze der Teutoburger Wald, auf dessen unwegsamem Rücken ihre Marken gegen Brukterer und Marsen lagen.

So finden wir auf dem Boden Niedersachsens eine Reihe eigenwüchsiger ingwäonischer und herminonischer Stämme vereint. Sie wohnten fast unbekümmert nebeneinander. Woher entsprang der Gedanke, die unwiderstehliche Kraft, die sie alle zur Sachsenwerdung zwang?

## 2. Entfaltung nach Süden

In das Gleiten nach Süden werden auch die Sachsen hineingerissen. Ob überhaupt je ein einzelner Stamm diesen Namen trug, wer weiß es! Wahrscheinlich ruhte er schon vor Christus auf den südlichen Nordalbingiern, jedenfalls aber auf den Reudignern (Stormarn), Avionen (Dithmarschern) und Sekgen — vielleicht hatten aber auch alle jene bei Pyrtheas und im „Widsith“ genannten Stämme daran teil, wie Eudosen und Swardonen, Sigulonen und Sabalingier, Sälunge und Kobanden. Bei andern lag an sich die Möglichkeit zur Sachsenwerdung vor; nur Abwanderung oder frühe Sonderentwicklung verhinderten sie.

Nach der Stammsage sind die Sachsen nun, wie wir sahen, einst zu Schiff in der Mündung des Sachs-Elfs erschienen und haben nach anfänglichem Verhandeln dortige „Thüringer“ gewaltsam vertrieben — wahrscheinlich jene nach dem Nordrand des Harzes abgedrängten Angeln und Warnen. Erst darnach stießen sie auf Chauken, in deren Gebiet sich jene Angeln und Warnen wohl nur vorübergehend festgesetzt hatten. Auch nach dem „Widsith“ haben die Sachsen zuerst auf chaulischem Boden Fuß gefaßt. In demselben 3. Jahrhundert erkämpfen sie sich das „Sachsenmeer“ — die Nordsee — die wundergleich gefügten Fahrzeuge von Nydam entstammen frühsächsischem Seemannsgeist. Auf hunderten von Einbäumen und Klinkergebauten Booten landeten sie an der Mündung des alten Bersteinstroms und begannen von hier aus ihre erstaunliche Machtstellung über alle ehemaligen Völker Niedersachsens strahlensternig auszubreiten.

Wie aber ist diese Landnahme der Sachsen zu denken? Drangen die fremden Nordleute wirklich erobernd ein? Die Stammsage scheint dafür zu sprechen, auch wird das neue Volk schon in den frühen Quellen als wild und streitlustig geschildert. Und wenn sie seit 286 in Gallien und an den Grenzen des heutigen Niedersachsens, etwa am Rhein und in Thüringen, als Bedrücker und Eroberer auftreten, so darf an eine rein friedliche Durchdringung offenbar nicht gedacht werden. Aber mit guten Gründen hat man auch diese verteidigt.

Kamen die Sachsen, so heißt es, im Lande der Chauken an, so können sie unmöglich dies mächtigste Volk Nordwestdeutschlands einfach überrannt haben, zumal, wie urgeschichtlich feststeht, nur Teile der Nordalbingier den Vorstoß nach Süden unternahmen. Die Leitfunde seiner Wanderung sind auch kaum zahlreich genug, um den Abmarsch des ganzen Chaukenvolkes zu beweisen. Ebenso widerspreche die überlieferte Freundschaft zu den Langobarden einer rein kriegerischen Eroberung.

Die Ausbreitung der Nordalbingier über ganz Nordwestdeutschland ist eben kein einheitlicher Vorgang. Der Einmarsch nach Sadeln erfolgte sicherlich gewaltsam. Im übrigen ist er im Norden zwischen Elbe und Aller vorwiegend als Landnahme zu denken, südlich der Aller mehr als Eroberung. Der Siedlungsabbruch der älteren Grabstätten im svebischen Ostholstein und in Stade gegen 200 und das gleichzeitige

unmittelbare Einsetzen jüngerer Urnenfelder scheint zu beweisen, daß die Sachsen ziemlich gleichzeitig nach Ostholstein und Sadeln einrückten und daß die Chauken damals ihre alte Heimat verließen. Denn die chaulkische Machtentfaltung bis zum Rhein hin liegt trotz aller Fundarmut klar vor Augen. In ihre Sitze drangen die Sachsen ein. Daß diese zur Zeit ihres Einbruchs in Sadeln dem Rest der Saugen überlegen waren, beweisen die wenigen chaulkischen und die sehr zahlreichen sächsischen Urnenfelder im Elb-Wesergebiet: 60 Friedhöfe, von denen der von Westerwanna allein über 6000 Gräber und weit über 1300 Urnen enthielt. Auch aus den Urnenfeldern von Perlberg und Issendorf, Quellhorn, Blumenthal, Lorstedt, Wehden, Altenwalde und anderen ist mit Hilfe römischer Münzen zu erhärten, daß damals die Nordalbingier Sadeln in Besitz nahmen. Selten haben die Eroberer einen chaulkischen Friedhof weiterbenutzt. Wo es aber dennoch geschah, wie in Westerwanna und Altenwalde,

liegen die chaulkischen Bestattungen abseits an geringerer Stelle, von den sächsischen auch durch andern Grabritus geschieden. Das festeste Zeugnis dieser sächsischen Kultur sind die hochhalsigen Fußbecher und weitwandigen Schalen, die hohen bauchigen und die engwandigen Töpfe, Fenstergefäße und Henkelgufurnen, die Schalen- und Sakentkruzfibeln, vor allem aber die dunkelgeschmauchten sächsischen Buckelurnen. Sie finden sich auch in England und Solstein (Borgstedt bei Rendsburg), westlich der Weser vereinzelt an der Küste entlang, entsprechend der bis Groningen, Leeuwarden und Drenthe reichenden sächsischen Kolonisation. Im Binnenlande dagegen reichen sie nur bis gegen Hannover; die Weser überschneidet ihre Grenze bei Stolzenau. Die Funde



Sächsische Schalenfibel der Völkerwanderungszeit aus Issendorf  
(Nach S. Roeder)

von solchen Buckelurnen in Südnorwegen sind dagegen wohl nur auf Handelsverbindungen zurückzuführen. Auch scheinen jene glänzenden römischen Bronzeeimer aus Adelsgräbern von Hemmoor, Altenwalde, Sievern, Börry und vielen andern eigentümliche Beweisstücke einer neuen Kultur. Sie sind belgisches Einfuhrgut, auf ihren Seefahrten von den Sachsen selbst geholt und fast nur in sächsischen Friedhöfen gefunden.

Demnach stützen die vorgeschichtlichen Ergebnisse dieser „Stufe von Westerwanna“ jene Angaben der Quellen. Die Binnenfriedhöfe der Eroberungszeit sprechen eine deutliche Sprache, wenn sie nun noch längere Zeit chaulkische Eigenart bewahren, während in den elbischen Gräbern das Sächsische gleich entschieden vorwaltet. Die frühesten sächsischen Friedhöfe überhaupt scheinen die von Perlberg, Wiepenkathen und Riensförde zu sein. In diesem Gebiet finden sich gedrängt die formklaren Funde der

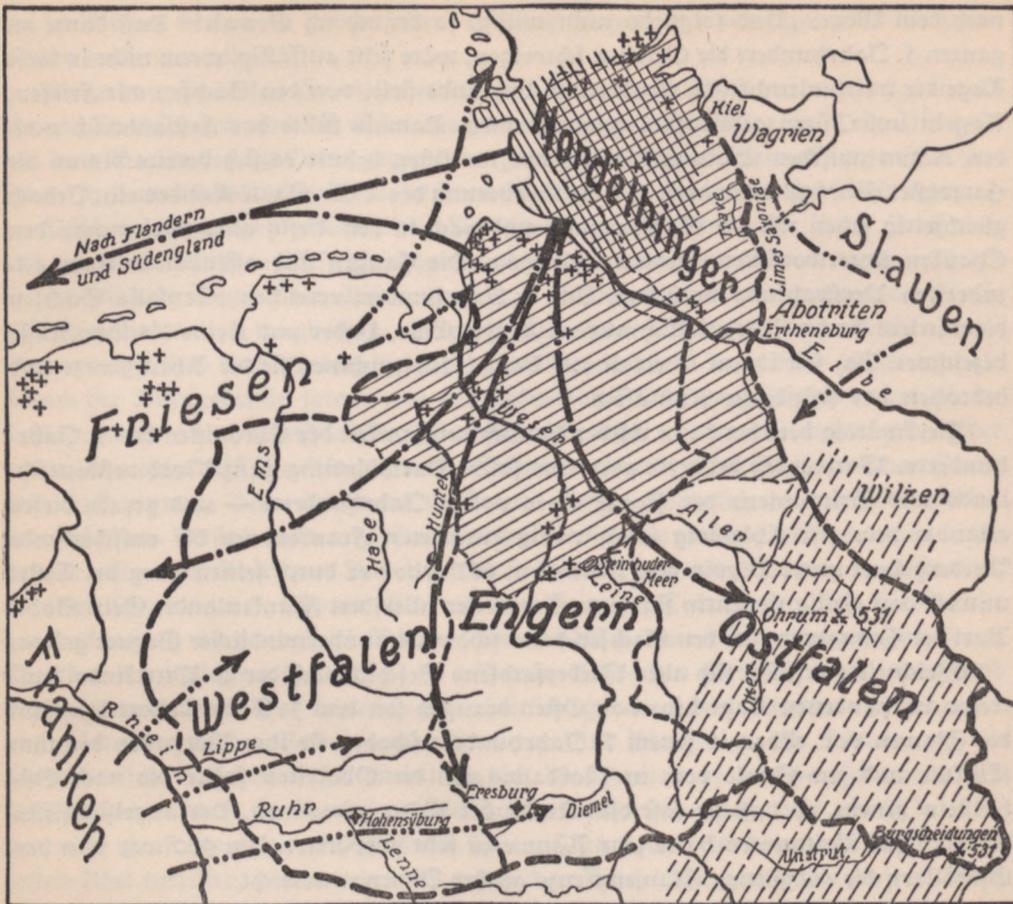
Bronzezeit, und die dortigen Salzquellen lassen auf einen der Eroberung um Jahrhundert voraufgehenden Handel mit Nordalbingien schließen.

Wenn nun im 3. Jahrhundert jene Langobarden abwanderten, so rissen wohl bald darauf sächsische Edlinge und Freie im Bardengau die politische Führung an sich, wie sie es später gegenüber den Stämmen in Südniedersachsen taten. Im ganzen begnügten sie sich aber mit dem verlassenen Besitz der Ausgewanderten, während die Zurückbleibenden ihr Eigentum behielten und die Almende mit den neuen Gaugenossen teilten. Ebenso blieb der langobardische Adel neben dem sächsischen in seinen Rechten — ja, vor den Billingern scheint das altlangobardische Geschlecht der Bardonen wieder die Führung innegehabt zu haben; manches Haidedorf bewahrt noch heute seinen Namen. Der Aufbruch der Saugen und Langobarden fällt also mit dem jeweiligen Einmarsch der Sachsen zusammen: eine Tatsache, die erst das plötzliche Übergewicht der Nordalbingier begreiflich macht.

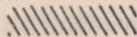
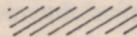
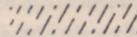
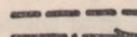
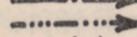
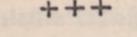
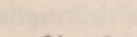
So sind sie denn plötzlich da! Ihr Ausstrahlen nach Süden und Südwesten bis an den Rhein, ihre Entfaltung über das ganze Gebiet der Ingäwen hinaus bietet in wenigen hämmernden Zahlen ein Schauspiel, bewegt und voll Schwertgesangs.

Wie ein Gebirgsstrom stürzen sich die nordalbingischen Scharen über das Südufer der Elbmündung und treiben von hier aus ihre Wogen über die eingeseffenen Stämme her. Zweifellos gelang dies einem Bunde lanzenschwingender Freier unter Führung von Edlingen, einer Vorform angelsächsischer, wikingischer und deutschritterlicher Schwertbruderschaften. Die Chauken, ohnehin durch ihre zahllosen Küstenraubzüge im 1. und 2. Jahrhundert stark geschwächt, wurden nach kurzem Kampfe zur Räumung gezwungen oder überwältigt. Schon lange vorher waren ihre Hauptkräfte, wie wir sahen, fächerartig gegen den Südwesten Niedersachsens vorgegangen, hatten um 58 das Ems- und Saseland erobert und dabei Amstvarier und Chattuarier vor sich hergejagt, um 98 das Mittelwesergebiet errungen, einen Vorposten ins westliche Münsterland vorgetrieben und etwa gleichzeitig die jetzt entarteten Cherusker unterworfen, so daß noch Tacitus sie als Nachbarn der Chatten verzeichnet. Die Angrivarier wichen vor ihnen gegen die Ruhr in den Raum der Brukterer zurück, soweit sie sich ihnen nicht unterwarfen und später vermischten. Endlich können auch die um 300 von Zosimus „Sachsen“ genannten Verbände, denen Südgeldern, Kleve und Ranten zum Opfer fielen, noch Chauken gewesen sein — ihr Name ist schon hundert Jahre vorher in dem des nachdrängenden Eroberervolkes verschollen.

Überschaut man so die Gesamtgeschichte der sächsischen Entfaltung in wenigen Zahlen, so fällt ihre Entwicklung zur südlichsten vorkarolingischen Großmacht des Nordens deutlich ins Auge. Seit der Verschmelzung mit Langobarden- und Chaukenresten steigert sich die Lebenskraft der Sachsen in erstaunlicher Weise. Ist doch im 4. Jahrhundert keine Küste des Kanals bis zur Garonne, ja bis Italien hin vor ihnen sicher. So mögen um 300 die Eroberer des Sama-, Sal- und Satterumlandes am Niederrhein wirklich, wie Zosimus sagt, schon Sachsen gewesen sein. Um 350 sehen



Ursprung und Ausbreitung der Sachsen  
(Nach Pessler, Plettke und Schnath)

-  Ursprungsgebiet der Sachsen
-  Gebiet des reinsten Sachsentums (nach Pessler)
-  Das 531 zerstörte Thüringerreich
-  Sächsische Stammesgrenzen um 800 n. Chr.
-  Fahrt- und Vormarschrichtung der Sachsen
-  Angriffs- und Wanderzüge der Friesen, Franken und Wenden
-  Sächsische Urnenfriedhöfe (nach Plettke)

wir sie mit den Angeln um die Eidergrenze fechten, prahlerisch feiert das Angelnlied den König Offa, der die Tat der Sachsenabwehr vermocht. Im 4. Jahrhundert werden die Foser an der Suhsa schon als Sachsen bezeichnet, sind also eingegliedert, stets

nach dem Wort: „Und folgst du nicht willig, so brauch ich Gewalt!“ Daß dann im ganzen 5. Jahrhundert die Quellen schweigen, wäre sehr auffällig, wenn nicht in diese Tage die weithinleuchtende Eroberung Englands fiel, von den Sachsen mit Friesen, Angeln und Jüten gemeinsam unternommen. Damals füllte das Festlandreich noch den Raum zwischen Eider und Aller, nur im Osten dehnte es sich bereits bis an die Harzveste. Hier setzt denn auch 531 die Eroberung des Bode-Saale-Landes ein. Jedoch gleichzeitig sehen wir die Sachsen nach und nach in den Besitz aller vorher von den Chauken unterworfenen Gebiete gelangen. Die Saugen sind offenbar in ihrer allzubreiten Verstrahlung versickert. Im 6. Jahrhundert erreichen jedenfalls Sachsen die mittlere Ruhr. Ausdrücklich werden Lippe, Ems, Pader und Leine als ihre Flüsse bezeichnet. Ja, seit ihrem Überfall auf Deutz (556) gewinnen sie die Rheingrenze und bedrohen das fränkische Austrasien.

Merkwürdig berührt dann wieder die Schweigsamkeit der Chronisten des 7. Jahrhunderts. Notwendig bedurfte aber eine solche Durchblutung ganz Nordwestdeutschlands und Britanniens der Pause eines vollen Jahrhunderts — und gerade dieses erlaubte dem seit Chlodwig (486) völlig entarteten Frankenreich die entscheidende Wiedergeburt unter Pippin dem Mittleren. 687 erhob er durch seinen Sieg bei Testri unweit von Heilig Quentin sich zum Hausmeier aller drei Frankenlande. Sein Sohn Karl der Hammer mußte den Sachsen dann schon als unüberwindlicher Gegner gelten.

Gleichzeitig erfüllte sich aber Niedersachsens Geschick nach der zu Wittekind's Auftreten vorhandenen Lage hin: von Osten drangen seit dem 3. Jahrhundert langsam die Slawen vor. Eben in jenem 7. Jahrhundert schoben sie ihre Vorposten bis zum Elbknie und zur Saale vor, in Nordalbingien die Obotriten sogar bis nach Ostholstein hinein, so daß sie fast die Quelle der Eider gewannen. Der angelsächsische Aderlaß für Britannien hatte jene Räume zu sehr entvölkert. Um 900 war von den Ostvölkern die endgültige Slawengrenze an der Ilmenau erreicht.

Und eben die drohende Wendengefahr zwang Sachsen und Franken in Thüringen noch einmal (632/3) zu kurzem Bündnis — als Vorschuß auf den Verlust des halben Barden-gaus fiel damals das Land nördlich der Unstrut in sächsische Hände. Man hätte meinen sollen, die Slawenflut müsse zur dauernden Verbindung zwischen Sachsen und Franken aufgerufen haben — aber ganz im Gegenteil suchen die Sachsen ohne politisches Ziel ihre Verluste im Osten auf dem westlichen Schauplatz durch dauernde Einfälle nach dem Ruhrgebiet und Austrasien wieder auszugleichen. Ebenso gilt ihnen der Süden als unerschöpfliche Almende. Um 700 nehmen die engrischen Sachsen den Hessengau um Hofgeismar, noch heute sind Sprache und Hausbau dort sächsisch. Als Suidger († 713) im Lande der Brukterer Christentum predigt, reißen sie die mittlere Lippe für den Wodanskult an sich. Zufällig begibt sich zur selben Zeit ein thüringischer Gau vor den gewalttätigen Franken in den Bund der Sachsenvölker, und 748 werden schon alle Nordschwaben im Mansfelder Bergkreis zu ihm gerechnet. Mit dem Einfall nach Franken aber, wo die Wodanwütigen einem Winfrith-Brief zufolge Anno 752 mehr

als 30 Kirchen verbrannt haben sollen, mag sich die größte Ausdehnung des Sachsenreiches vollendet haben.

Wenn dann in diesen Jahrzehnten die über den ganzen Nordwesten von der Saale bis zur Nordsee und von der Eider bis zum Rhein geeinte Völkerschaft ein Bündnis mit dem Bayernherzog Odilo gegen den gemeinsamen fränkischen Gegner schließen kann, so deutet das auf größere Zusammenhänge und drohende Entscheidungen.

Völkerwanderungen gleichen den Verschiebungen der Erdrinde, ihren Erosionen und Eruptionen, ihren Aufschüttungen und Senkungen. Jene Entladung des Nordkreises seit dem Beginn der Eiszeit ist dem Ausbruch eines mit ungeheurer Kraft gefüllten Kraters zu vergleichen. Er versprudelt seine Glutspise in die nahen menschenarmen Oder- und Weichselgelände. Ein Jahrtausend lang blieb dieser schmale Raum der Abzugskamin immer neu nachströmendem Völkergewölk, bis er endlich im 3. Jahrhundert nach Christus gänzlich verdampfte. Wie mit einer Saugpumpe zog der wildromantische russische Südosten alles Germanentum von der Küste zwischen Peene und Saff hinweg. Der entstehende Hohraum mußte gefährlich werden. Das endlos den lockenden Westen erobernde Sachsentum konnte ihn nicht ausfüllen, noch nicht, es war mitten im Sturz und Jubel seiner Frühe viel zu beladen mit eigenem Traum, inmitten seiner eigenen Geburt schon mit dem Keim des Todes befruchtet. Die Gefahr der Zerblasung über maßlose Räume, im Schicksal der einst wuchtig geschlossenen Chauken vorgezeichnet, drohte in viel höherem Grade den Sachsen. Der Untergrund beherrschter Stämme war keineswegs einheitlich, gehörten doch Chatten, Angrivarier und Cherusker zu den Herminonen; Brukterer und Marsen zu den Isthäonen; die Langobarden vielleicht nicht einmal zu den Westgermanen! Die herrschende Oberschicht, wenn anders sie überhaupt alle Stämme zusammenhielt, war gewiß bei weitem nicht stark genug zu noch größeren Taten. Hatte doch Britannien dem Festland den besten Adel entrissen, und das eben erst gegründete Reich blutete noch aus tausend Wunden! So gewannen die slawischen Wogen Zeit, sich in die entvölkerte Rinne zu stürzen.

Wir aber fragen nach der weltgeschichtlichen Aufgabe des Sachsentums. Wenn es im Verlauf eines halben Jahrtausends den ganzen Nordwesten sich anverwandelt, so hat es sich zum Inghäonentum erweitert, alle Nordseevölker zwischen Eider, Saale und Rhein miteinander vergliedert. Was Arminius nicht gelingen konnte, weil es der Zeit noch widersprach, des Befreiers machtvoller Traum ging durch die Sachsen in Erfüllung. Von da vermochte die neue Weltfische, selbst Fremdes überwachsend und verknotend, jenen fruchtbaren Ableger in den Boden Britanniens zu senken, jene über die Nordsee hinschwebenden Samensterne, aus denen nach wiederum einem Jahrtausend ein hundertmal größerer Baum die ganze Erde zu überschatten begann.

Daß die Vereinheitlichung des Nordwestens unbewußt in dem sächsischen Altertum keimte, zeigt ein Blick auf den Nachbarkreis und den kommenden Gegner — die Franken. Es war nicht dieser Stamm an sich, nicht gewollter Abstand von den Isthäonen. Der Gegner hatte Rom geheißt seit Beginn der Zeitrechnung, hatte ge-

lockt als Kulturbringer Süden schon von Anfang der Eisenzeit, der Gegner hieß auch jetzt noch Rom, aber in verdichtetem, tausendfach heißerem Sinne. Dingliche Kultur begründet keineswegs immer Abhängigkeiten, oft haben tieferstehende Völker den herrschenden ihre Eigenerfindungen aufgenötigt. Die politische Macht des Kaiserreichs war erst abgewehrt, dann zertrümmert. Aber dem in letzter Stunde geeinten Niedersachsen trat aus unfassbaren Tiefen zum drittenmal Rom als Großmacht entgegen: im Gewande eines religiösen Weltgedankens, der die Franken zu ihrem Bundesgenossen, ihrem Träger, verzaubert hatte. Wohl mag den Sachsen diese Gewalt unheimlich wie Grendels Mutter, das Untier des Grundes, erschienen sein. Der allumspannende Geist einer neuen Gottheit war es, der zwischen den verwandten Germanenvölkern jene Kluft aufriß, vor der die wendische Gegnerschaft verblaßte. Auf dem Felde von Testri ruht schon das Endgeschick Wodans.

### 3. Seefahrende Sachsen

**P**echdunkles Gewölk hängt über dem Sachsenmeer. Der Wind springt schief über die stahlöde Diele der Flut. Blechdünn zirrt der Regenspeiser sein langhin einsames Lied. Regenverdrossen friert der Abend gegen die Elbmündung. Fern verstreichen eichene Nusschalen mit kleinen blutroten Rahsegeln ins Dämmern — bald werden sie sich wiegen auf den Wogen, die unter den Wasserhieben des Winds erbeben. Aber die Männer erbeben nicht. Verwachsen mit der Flut, in Anbetung vor dem ungeheuren und unerschöpflichen Berge des Meers, treiben sie Handel, Kaper und Raub bis weit in die Mündungsarme des Rheins, an die Küsten des Kanals, an die steinigten Ufer der Bretagne und die sonnigen Gestade der Gironde: sächsische Seeräuber, vor denen ganze Uferlandschaften erzittern und selbst alten steingepanzerten Städten Galliens der Atem ausgeht.

Älteste Erwähnungen niedersächsischer Schiffe finden sich bei Vellejus (5 nach Christus), Plinius d. Ä. (45) und Tacitus (70). In allen drei Fällen scheint es sich um Einbäume zu handeln, wie sie mehrfach in den hannoverschen Strömen gefunden sind. Nach Vellejus fährt unter Tiberius ein vornehmer Sachse bis zur Strommitte der Niederelbe zu Verhandlungen auf einem Einbaum. Plinius versteht unter den Seeräuberbooten der Chauken, die 45 nach Christus Gallien überfielen, Einbäume für 30 Mann Besatzung. Diese älteste bekannte Schiffsgattung zeigte jedoch verschiedene Spielarten. Es gab große und glänzend gezimmerte — noch viel später fahren die Waräger auf Rußlands Stromwogen mit riesigen Einbäumen. In England fand man ein solches Baumschiff von fast 15 Metern Länge für 30 Mann.

Tacitus nennt in seinen „Historien“ die chaukischen Hilfsfahrzeuge im Bataverputsch des Claudius Civilis (70 nach Christus) aber einfach „Rähne für 30 bis 40 Mann Besatzung“, und ganz fraglos gehört die Form des Boots ebenfalls in sehr

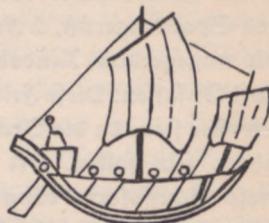
frühe Zeit. Eine dritte Gattung stellen die keltischen Coracles (altgallisch *curuca*, irisch *curach*, kymrisch *corwe*) dar — altbritische Sonderart, heute noch in Irland und Wales gebräuchlich. Es sind länglich-runde Weidenrutenkörbe mit hölzernem Kiel und Spantengerüst, 2 Fuß tief, 3 Fuß breit und 6 bis 8 Fuß lang. Inwendig sind sie mit ungegerbter Rindschaut überzogen, außen geteert. Sie bieten nur Platz für 2 bis 3 Insassen. Diese Fellboote der alten Schriftsteller müssen aber oft erheblich größer gewesen sein, da die Iren mit ihnen sogar bis nach den Färöern, ja nach Island gefahren sein sollen. Oft trugen sie einen Mast mit viereckigem ledernen Rahsegel. Diese Schiffsform könnte uns übrigens gleichgültig sein, wenn nicht Apollinaris Sidonius von Raubfahrten sächsischer Seeräuber auf solchen Coracles erzählte. Ist dies wirklich richtig, so waren es wohl geraubte britannische. Nach der Eroberung Albions freilich werden die Angelsachsen ohnehin auch dort-heimische Bootsformen erprobt haben.

Einbäume, Rähne oder Boote und Coracles also müssen in den ersten beiden Jahrhunderten die Hauptschiffsarten der Handel und Küstenraub treibenden Seefahrer gewesen sein, der Chauken und Friesen, Bataver und Kannenefaten. Wenn sie mit diesen Fahrzeugen überhaupt als Piraten auftreten konnten, mitten im Zeitalter hochbordiger Römerflotten, so setzt das gewiß eine nicht geringe Seetüchtigkeit voraus.

Die entwickeltere Form besaßen schon vor Christus die Nord- und Ostgermanen. Vom 3. Jahrhundert an wird jedoch ihre Seegeltung, die Tacitus als sehr bedeutend hinstellt, durch die Sachsen verdunkelt. Mißtrauisch hat man bis heut diese Anfänge unserer Meerbezwingung betrachtet. Immer wieder bezweifelt man den Gebrauch der Segel. Weil die Nydamboote und die Bildsteine von Häggeby und Bro auf Gotland aus dem 4. Jahrhundert nur Ruderer, erst jene von Tjängvide und Stenkyrka hochaufschauende Segel zeigen, soll diese neue Erfindung im Norden erst kurz vor 800 aufgekommen sein. Später setzte Vogel den gemein-germanischen Gebrauch der Segel wenigstens ins 5. Jahrhundert herauf. Dabei spricht schon Plinius von den Rähnen der Bataverflotte mit ihren Rudern und „buntgefärbten Segeln“ („*lintres sagulis versicoloribus*“). Und Cäsar kannte bei den keltischen Bretagnern sogar gut gebaute hochbordige Segelschiffe aus Eiche. Eine römische Flotte segelte bereits um die Wende der Zeit nach dem Skagerrak. Den Germanen waren also Segel sehr wohl bekannt. Wenn noch Prokop den Angelsachsen nur Ruderboote zuschreibt, so kann diese Behauptung eines Nichtaugenzeugen unmöglich einfachste Vernunftgründe und bestimmte Aussagen anderer entkräften. Sollten jene Gallier, denen nieder-sächsische Freibeuter bleiernen Schrecken einjagten, trotzdem ihren Bezwingern gerade zur See überlegen gewesen sein? Wird doch neuerdings sogar das atlantische Tartessos an der Mündung des Guadalquivir, die älteste Stadt Europas (vor 1100 v. Chr.), für eine Gründung germanischer Nordseevölker gehalten!

Im Jahre 1930 ist nun mitten im nieder-sächsischen Kerngebiet beim Baggern in der Weser ein freilich hinsichtlich seines Alters noch angezweifelttes Beweisstück wahr-

scheinlich frühsächsischer Seegeltung gefunden worden. Es ist ein Runenknochen mit Segelschiffsbild — wie der Entdecker v. Buttell-Keepen anfangs meinte, aus dem 3. Jahrhundert, eine flotte Zeichnung; doch hat Neckel auf Grund der Sprachformen den Fund in das 9. Jahrhundert heraufgerückt. Man sieht Großmast und Rahsegel sowie den vornübergeneigten Vormast, der die Steuerfähigkeit des Bootes hebt. Bei Seitenwind hält er besser Kurs, und das Ausfluren wird vermindert. Heutzutage flattern daher dreieckige Vorsegel meist an dem durch einen Klüverbaum verlängerten Vordersteven. Dieser ist niedriger als das Heck, das einen Aufsatz (vielleicht mit Eingang in eine Kombüse) trägt. Deutlich ist der Steuermann sichtbar. Eigentümlicherweise ist das Steuerruder an der Backbordseite angebracht, also wie auf dem Säggeby-Stein — schon ägyptische Schiffe waren wechselseitig steuerbar. Der zum Schutz des Bootes beim Auflaufen auf den Sand gezimmerte Doppelsteven findet sich bekanntlich überall schon auf den Selsbildern von Bohuslän. Dieser mit 4 Ruderern bemannte Weser-Einmast stellt offenbar ein Handelsschiff dar. Wie aber die „Gudrun“ zeigt, lagen jenen Zeiten noch Kaper, Handel und Raub auf einer Ebene.



Segelschiff  
auf einem in der Niederweser  
gefundenen Runenknochen  
(Nach v. Buttell-Keepen)

Kriegsboote dagegen zur Aufnahme bewaffneter Scharen und zur Eroberung ganzer Landschaften und Städte scheinen nur Riemen geführt zu haben, und darauf bezogen sich unsere Berichterstatter. In den Anfängen der Segelkunst verstand man noch nicht, mit halbem Winde zu fahren (II. Jahrhundert) oder gar zu luvieren (14. Jahrhundert), d. h. den Gegenwind abwechselnd in der einen und andern Richtung zu nutzen, indem man dicht am Winde hinglitt. Alles ruhte auf der Kraft des Arms. Wind ist unzuverlässig, Segeln abwartend, geduldiges Empfangen von seinen Lippen — allein die Wucht der Ruder entspricht dem Willen handelnder Krieger und stählt zu gemeinsamer Tat und Gefahr. Der männliche Gleichschlag rudernder Matrosen versinnbildlicht die pralle Wucht eines naturgewachsenen Männerbundes.

Diesem Zweck dienten die berühmten drei Boote von Nydam an der Ostküste Nordschleswigs. Sie entstammen jener Gruppe von Moorfundten, zu denen auch die von Thorsberg bei Flensburg, Vimoor und Kragehul auf Südnen gehören. Die Fahrzeuge wurden 1862/63 entdeckt, doch barg man vollständig nur das zweite: ein schneidiges Meisterstück frühgermanischen Schiffbaus, heute das wertvollste Gerät des Kieler Altertumsmuseums. Es ist ganz eichen, 23 Meter lang und 3,3 Meter breit — zeigt also das glückliche Breiten- und Längen-Verhältnis der Walfischfänger und eisernen Rettungsboote von 1:7. Es enthält Ruderbänke für 28 Schiffer. Der geschmeidige Bootskörper ist schmal und mit gleichen, in jubelndem Schwung 2,14 Meter hoch auflaufenden Steven geschmückt, ein Mast fehlt. Das mächtige schaufelförmige Steuerruder erinnert an unser Weserschiff. Als Kiel dient eine 14,5 Meter lange

sorgsam behauene Bodenplanke. Je 5 mit mehr als 6000 Eisennieten vernagelte Bordplanken sind durch Werg und Teer abgedichtet. Im Innern liegen 19 Spanten, auf der Keeling sitzen die nur mit Bast verschnürten, sonst ringsum drehbaren Ruderrollen. Die Klampen sind kunstvoll aus den obersten Seitenplanken herausgekerbt. Dagegen besaß das dritte eiserne Boot vorspringende Spizen mit Kammsporen. Ein eiserner Anker ging 1864 durch österreichische Soldaten verloren. In dem zweiten Nydamboot fand man nicht weniger als 552 Speerorte, 106 Eisenschwerter mit allem Zubehör, 76 Eisenmesser, 70 Eisenschildbuckel, 37 Beile, 36 Bogen mit mehreren hundert Pfeilschäften, dazu Schmuck, Perlen, Gerät jeder Art, insbesondere eine eingesehnte Bugvogelfigur.

Man hat nun diese Boote bald für kimbriisch, bald für ostgermanisch, meistens für angelsächsisch erklärt. Römische Münzfunde aus den Jahren 69 bis 217 verweisen sie ins 3. oder 4. Jahrhundert. Daß Angeln und Sachsen mit ähnlichen Booten später Britannien angelaufen haben, ist daher wahrscheinlich. Denn diesen meisterhaft gezimmerten Meerrossen verwandt ist das 1862 in Suffolk gefundene Fahrzeug, in dem angelsächsische Münzen lagen. Es ist kleiner, nur 14,75 Meter lang und mittschiffs 3 Meter breit bei einem Längen-Breiten-Verhältnis von 5:1, so daß es wohl gleichfalls reines Ruder-, also Kriegsboot war. Anders als beim Nydamkahn war hier aber das Heck abgerundet; doch da man nur noch die Nägel fand, läßt sich Genaueres nicht sagen.

Es ist nun bedeutsam, wenn Nennius in seiner „Britengeschichte“ und Gildas im „Untergang Britanniens“ berichten, die drei Erobererboote der Hengist und Horsa seien von den Sachsen selbst „cyulae“, Kiele, genannt worden, und in jedem sei Raum für 150 Mann Besatzung gewesen. Das Nydamboot besitzt tatsächlich 160 Mann höchste Belegungsstärke. Beda († 735) nennt später die gleichen drei Boote „naves longae“ — Ausdrücke, die vollkommen mit den Fundbeobachtungen übereinstimmen: mächtige Bodenplanke, schwungvolle Länge und gleicher Laderaum wie dort. Falls aber Gildas die Segel den Kielen nicht bloß andichtet, müßte man für das auf den Nydamtyp folgende Erobererjahrhundert eine bereits vorgeschrittene Schiffsförmigkeit annehmen, die ohnehin wahrscheinlich ist.

Alle diese Einzelheiten erklären die erstaunliche Machtentfaltung der Sachsen zur See seit dem 3. Jahrhundert. Gehörte den kaufmännischen Friesen der bei weitem größere Küstenanteil, so steigerten die Sachsen angeborene Seetüchtigkeit zu erheblich stärkerer Leistung. Voll rauschen ihre kleinen geschwinden Piratenflotten durch drei Jahrhunderte. Schon 47 und 286 plündern Chauken an nordfranzösischen Waterkanten, um 300 heißt nach der „Notitia dignitatum“ die Küste von der Schelde bis zur Bretagne bereits „litus Saxonicum“, Sachsenegestade. Seit 365, also hundert Jahr vor dem Untergang Albions, hört man von dauernden Einfällen nach Britannien, wo ein römischer Strandgraf der „britischen Sachsenküste“ zum Schutze gesetzt ist. „Auch bei böigem Wind — läßt Claudian das geängstete Land aufstöh-

nen — auch bei böigem Wind ist der nahende Sachse zu fürchten!" 370 wiederum stören dieselben Piraten Nordgallien auf, und seit der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts gelten die Kolonisten Nordfrankreichs überhaupt als unabhängig. Die Sachsen setzen sich dann weiter 450 an der Loire fest, bekämpfen 451 auf den katalaunischen Gefilden gemeinsam mit Westgoten und Spätromern den Attila und nehmen bis gegen 500 als unbesiegte Seemacht in kühnen Grossfahrten die brausende Wikingerzeit um Jahrhunderte voraus. So bedrohen ihre kecken Abenteurer 455 die Bretagne, 463 erscheinen sie unter dem Sachsenhäuptling Adovacrius dreist genug vor Angers in Anjou und wagen 469 einen Handstreich auf die längst begehrte Stadt, den Römer und Franken nur gemeinsam zurückzuschlagen vermochten — doch kehren die Sachsen, zunächst vertrieben, immer neu nach den Loire-Inseln zurück. 475 sieht man ihre wagemutigen Kiele gar in der Garonne, sieht ihre Mannschaft auf Streifzügen bis Italien Reislauf treiben, ja Gregor von Tours erzählt (494?) von einer sechztägigen Belagerung der Artusmärchenstadt Nantes durch Sachsen und Bretonen, einer Tat, die ihnen vier Jahrhunderte später nordische Wikinger mehrfach nachmachten. Erst als 496 der Frankenkönig Chlodowech die flandrischen Sachsen unterwirft, scheint ihre Seeräuberei mit einem Schlage vernichtet.

Aber ihre erste große Neusiedelung ist vollendet: die Küstenstriche zwischen Boulogne und Antwerpen sind angebaut — vor allem aus Sachsen, auch Scharen von Friesen, Angeln, Warnen und Saliern entsteht vom 4. Jahrhundert an das heutige Volk der Vlamen. Bezeichnend für diese Niederlassungen sind die Ortsnamen auf -thun (Zaun), -gate (Gasse), -werpen (Warft), -drecht (Trift), -schote (Schott) und viele andre niederdeutsche Kompositionsglieder. Ganz sächsisch war ursprünglich das später verwelste Dreieck Boulogne-St. Omer-Dünkerken — gewissermaßen eine frühe untergegangene Normandie, deren Freiheitskampf wir heute freudig miterleben. Und selbst in der wirklichen Normandie gab es einen saxonischen Gau: Cherbourg ist ein sächsischer Name. Die germanischen Ortsnamen in Nordfrankreich spiegeln bis zum heutigen Tage diese vorwiegend sächsisch-friesisch-englische Besiedlung wider. Auch zu Lande scheinen von Drente und Oberyssel her sächsische Scharen in diese Gauen vorgedrungen zu sein. Nach 400 hat dann eine Ausbreitung längs der Küste über Westflandern und das Boulonnais, nach Bayeux, ja bis zur Niederloire, stattgefunden, so daß im Jahre 475 sogar eine Seeschlacht zwischen Sachsen und Westgoten in der Garonnemündung scharfe Speerschauer weckte. Erst nach den Sachsen drängen die Salier vom Niederrhein her, zuerst 355 nach Topandrien, hinterdrein. Alle diese Gebiete, von denen Westflandern und Pas de Calais sächsisch-englisches Gepräge tragen, sind nun sowohl durch Namengebung wie durch Körper, Sprache und Wesensart ihrer Bewohner noch heute als Sachsensiedlungen erkennbar. Ruhen doch diesseits und jenseits des Kanals in Orts- und Flurnamen die gleichen ingwäonischen Erbgüter. Unschwer ließe sich eine Fülle stammgleicher Ortsnamen aus allen Gauen Altsachsens, Nordfrankreichs, Flanderns und Englands ausschütten — fast traurig

stimmende Beweise für die unselige Zerfaserung germanischer Kraft über alle Räume Europas!

Seit Ende des 5. Jahrhunderts also hört man nichts mehr von solchen Seefahrten: Flandern und England sind erobert und besiedelt, die Bretagne und selbst die Gestade der Gironde sind durchstreift, auf dem Festland aber kündigen sich ferne tragische Lendkämpfe an. Im 6. Jahrhundert verlieren sich die nordwärtskreisenden Iren in die sachsenbefreite offene See, doch schon 617 verirrt sich die früheste Wikingerflotte an die irische Donegalküste, und ihre furchtbaren Nachfolgerinnen verschrecken sehr bald die Bewohner der Grünen Insel vom Ozean, wenn sich auch 795 noch einmal abenteuernde Kelten weit bis nach Island hinauftasten.

Lebendiges Feuer schlägt aus dem steinigten Latein des Apollinaris Sidonius (430—485), der jene schaurig-schöne Piratenzeit noch durchlebte. Anschaulich steigen seine früh-sächsischen Freibeuter wieder vor uns auf, in jedem Zuge seemännisch, ganz noch mit dem rauhen Metall der frühen Eisenzeit vertraut, mit Nerven von Stahl. Sidonius war Bischof von Clermont. Ob er die Sachsen selbst gesehen, mag zweifelhaft sein, doch waren sie damals Tagesgespräch in Gallien, und seinem gestelzten Bericht sind frühgermanische Züge eingeprägt, so wenig der südliche Gewährsmann sie auch in seiner tieferen Bedeutung verstand. Er schreibt:

„Eben wollt ich den langen Plauderbrief beenden, da kommt auf einmal ein Bote aus Saintes (bei Angoulême). Während ich mit ihm die Zeit verschwaze, um Näheres von dir zu erfahren, versichert er mir bestimmt, neulich sei bei euch auf der Flotte das Signal zur Ausfahrt geblasen, und zwar mit dem Befehl, kriegsmäßig die Küsten des Meeres nach den gekrümmten Kaperschiffen der Sachsen abzusuchen. Soviele Ruderer, sovielen Seeräuberhauptleute glaubt man zu sehen: es befehlen, gehorchen, lehren und lernen alle gleichzeitig. Dieser Feind ist grimmiger als jeder andere: unvermutet sind seine Überfälle — schlau weicht er zurück. Er mißachtet Tapferkeit und streckt Unvorsichtige nieder. Auf der Verfolgung macht er Gefangene, auf der Flucht entrinnt er. Überdies sind Schiffbrüche ihnen nur Seeübungen und weiter kein Schrecken. Sie sind mit den Gefahren des Meeres eben völlig vertraut. Denn wenn etwa ein Unwetter die Küstenbewohner sichermacht, so verwehrt es diesen Vorteil den Räubern. Mitten in Gluten, Klippen und Untiefen halten sie lachend aus, ihrem Glück vertrauend. Und bevor sie vom Festland in die Heimat zurücksegeln und aus Feindesmeer ihre kantigen Anker heraufholen, pflegen sie nach traurig abergläubischem Brauch den Wiedergängern jeden zehnten Gefangenen ins Wasser zu werfen und unter grausamen Martern zu opfern, um so allen Todgeweihten auf einmal durch gemeinsames Geschick die Härte ihres Todes zu verschrecken. So lösen sie, gebunden an Gelübde, sich durch Menschenopfer. Dies aber ist Frevel, nicht Heiligtum: verunreinigt, nicht geläutert, halten die Vollbringer unseligen Blutbads es für Gottesdienst, Gefangene zu Tode zu quälen, statt sie als Vermögenswert zu behalten.“

Solch trollhaft altgermanische Kühnheit erfüllt noch alle Geschlechter Anglalands bis um das Jahr 700. Auch die Biblepen atmen hinreißend heldische Kampflust: Vorbilder unseres „Heliand“. Aber seit dem Übergewicht weltflüchtig-christlicher Stimmung klingt ein neuer Ton auch durch die Meerdichtung des „Beowulf“ und etwa der Gedichte aus dem 9. Jahrhundert. Purpurner Schwermut voll klagt so der „Seefahrer“, wie einsam es auf dem Meere sei: „Wohl kann ich von mir selbst mit Wahrheit singen, erzählen meine Fahrten, wie ich in Zeiten der Mühsal arbeitvolle Stunden oft erlebte, von bitterer Sorge in der Brust beklommen, wie ich im Kiel durchfuhr der Kummerfisse viele, der Wogen furchtbares Gewälz, allwo mir oftmal ängstliches Nachtwachen zu Teil ward an des Nachen Steven, wenn er an Klippen anstieß, von Kälte bedrängt: meine Füße waren von dem Frost gebunden mit kalten Banden, Kummer seufzte da heiß ums Herz, es schnitt der Hunger innen das Gemüt des Meermüden. Das weiß der Mann nicht, der immerdar in Freuden hier auf Erden lebt, wie ich elend und kummervoll auf der eiskalten See den Winter über weilte auf Wanderzügen, der Wonne verlustig und von Verwandten fern, behängt mit Eiszapfen: Sagel flog in Schauern! Ich hörte nichts da als die Hochflut tosen, die See, die eiskalte, bisweilen des Schwanes Gesang: meine Wonne suchte ich an des Wasserhuhns Stimme und am Geschrei des Seehunds statt an dem Scherzen der Männer, an der Mäwe der singenden statt an des Metes Trinken. Es schlugen die Stürme an Steinklippen, wo ihnen die Seeschwalbe Antwort gab, die eisigbefiederte: gar oft besang der Adler das, betaut an den Federn; trösten konnte den freudenarmen Sinn der Freunde keiner — — —“

Die Sachsen der alten Zeit betrauereten noch nicht die Vergänglichkeit des Daseins — ihr Lebensgefühl war Freude und Kraft. Blutige Furchen pflügen sie über den Acker der Zeit — wunderbar funkelt in ihren Taten und Fahrten das dunkle Auge der Nordsee.

#### 4. Die Eroberung Britanniens

Gegen Ende des 3. Jahrhunderts beginnt es in der Asche der römischen Inselprovinz zu glühen, die Ranten des Kanals beginnen Feuer zu fangen — seit Anfang des 5. Jahrhunderts erscheint Britannien vom Festlande her wie ein großer brennender Berg.

Die älteren Bewohner der Insel waren Pikten. Ihr Name bedeutet „Tätowierte“ und lautete kymrisch Prydein, wovon Pretania, „Land der Tätowierten“, abgeleitet ist. Vor Einwanderung der Kelten haben sie wahrscheinlich ganz England und Irland bewohnt. Nordirland und Nordschottland sind noch heute als ihre Sitze nachweisbar. Die Kelten übernahmen mit dem Lande Britannien dann auch den Namen. Ihre Ausbreitung nach Westeuropa hebt im 6. Jahrhundert an, nach Britannien sind sie vermutlich zuerst um 400, in nochmaligem Vorstoß im 2. Jahrhundert, nach



Siegel Heinrichs I.



Münze König Athelreds  
978—1016  
(Doppelte Größe)



Urne aus Issendorf

Einzige bekannte altsächsische Freiplastik:  
Eber, Tier des Gottes Ingwi-freyr  
Um 450 n. Chr. — Nicht mehr vorhanden



Altsächsische Buckelurne  
aus Altenwalde  
350 n. Chr.



Altsächsische Gesichtsurne  
aus Wehden bei Lebe  
Um 450 n. Chr.

Mädchenkette  
aus einem altfächsischen Grabe bei  
Dingen (Lebe)  
7. Jahrhundert



Kästchen aus Walroßzahn  
mit angelsächsischen Darstellungen zur Wielandsage  
Ende 9. Jahrhundert



Senstergesäß  
aus Westerwanna (Sabeln)

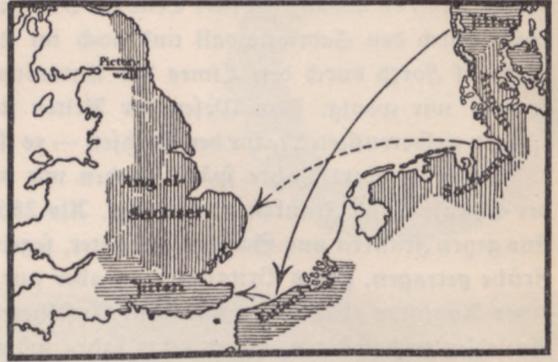
Irland seit 350 vor Christus eingedrungen. Ihre Hauptstämme waren die Gäl in Schottland und Irland und die Briten in Wales und England — jede der beiden Sprachen zeigt drei verschiedene mundartliche Färbungen. Erst zwischen 43 und 85 besetzten dann die Römer größere Teile der Insel und riegelten sie in der Höhe von Newcastle durch den Hadrianswall und noch im 2. Jahrhundert an der Landenge des Firth of Forth durch den Limes des Antonius Pius ab. Den Charakter der Piktener kennen wir wenig. Das Wesen der Kelten steht im schärfsten Gegensatz zur derbtätigen zielbewußten Natur der Sachsen — es ist unbeständig, phantastisch, irrational.

Schon hundert Jahre später fanden wir die Kanalküsten durch die Geschwader der Chauken und Franken beunruhigt. Als 286 der Kaiser den Niederländer Carausius gegen Franken und Sachsen aufbietet, segelt dieser, vom kühnen Sinn einer neuen Frühe getragen, gegen Britannien — aber nur, um Rom die unabhängige Stellung eines Augustus abzutrotzen und seine Inselherrschaft durch germanische Söldner und Ansiedler zu befestigen, bis er acht Jahre später einem Morde zum Opfer fällt. Die Kanalgefahr tat sich in all diesen Wirren erst drohend auf: Britannien zu halten war nur noch möglich mit Hilfe seetüchtiger Flotten, ja, es hätte eines Pompejus bedurft, die immer weiter ausschwärmenden Sachsen zu vernichten. Zuletzt gelang es Theodosius (368—370) unter Valentinian I. noch einmal, diese äußerste Provinz zu sichern. Die fortschreitende Völkerwanderung führte jedoch 407 zur Räumung Britanniens durch Stilicho. Rom brauchte seine Legionen im Mutterlande. Die Inseln waren nun sich selbst überlassen — in mächtiger Glut lodert seitdem der gewaltige Brand gegen den Westhimmel — ein Vorzeichen des nahenden Untergangs.

Nach der „Notitia dignitatum“ kann es nicht zweifelhaft sein, daß Sachsen die ersten waren, die einen Küstenstrich der mit römischen Bädern und Villen bekränzten Insel, und zwar schon im 3. Jahrhundert, in Besitz nahmen. Sicher beteiligten sich auch Friesen und Franken an diesen Zügen. Wenn jedoch die Inselkelten ihre Bezwingener ausnahmslos als Sachsen bezeichnen, so muß diesen der entscheidende Anteil daran zufallen. Bis heute heißt England gälisch „Sasunn“ — „Sachsen!“ Von den gallischen Sachsengestaden ist dann offenbar die weitere Übersiedelung nach England erfolgt, während später Jüten von der Rheinmündung, dagegen die Angeln, ebenso die letzten Sachsen scharen, unmittelbar von den Elbgegenden her über die offene See vorstießen — sind doch sächsische Seefahrten bis zu den Orkaden festgestellt. Vielleicht zeugen alte Wälle bei Duhnen und Sahlenburg an der Elbmündung noch von diesen Tagen.

Eine entscheidende Zeitspanne setzt nun offenbar mit dem Eintreffen der drei Kriegsjollen der Hengist und Horsa ein. Dies Ereignis bezeugen sowohl Beda (731) wie Tenuis (796) und auch Galfrid von Monmouth († 1115). Zeitangabe und Begründung gehen jedoch weit auseinander. Nach der britischen Überlieferung geschah der neue Einfall 428, nach andern 446, nach Beda erst 449. Kunde niederländischer Kreuzförmiger Sibeln beweisen aber einwandfrei, daß Sussex, Essex und Wessex zwischen 350 und 450 von der Elb- und Wesermündung aus besiedelt sind.

Die walisische Sage berichtet darüber etwa Folgendes. Nach dem Abzug der letzten Legion fühlten die entarteten und ewig uneinigen Britannier sich ohne Schutz vor den immer weiter nach Süden vordringenden Pikten und Skoten. Der farbenreiche keltische Geschichtsschreiber Gildas macht den Kleinkönigen seines Volks vor allem geschlechtliche Laster und Lügenhaftigkeit zum Vorwurf — Schlüpfertigkeit und Phantasterei sind ja auch die Triebe der späteren Artussage. Nach seiner Schilderung steigerten mehrfach Hungersnot und Pest das furchtbare Elend. Die Wendung zum Untergang aber brachte vollends die Wahl des mächtigen Königs Guortigirn (Vortigern) zum Oberkönig. Der übrigens bereits



Überwanderung der Sachsen, Angeln und Jüten nach England  
(Nach Plettke, 1921, Provinzialmuseum Hannover)

katholische Fürst erwies sich als ein sittenloser, selbstischer, ebenso geiziger wie grausamer Lebemann. Nach Wilhelm von Malmesbury trieb er Blutschande mit seiner eigenen Tochter. Er machte sich bei seinem Volke durch diese Laster äußerst verhasst. In Angst ebenso vor seinem Sturz durch die Briten wie durch jene Feinde aus Mitternacht rief er daher die seit langem gefürchteten Seeräuber der Sachsen zu Hilfe und lieferte ihnen freiwillig die themsemündungbeherrschende Insel Thanet aus.

Der etwa dreißigjährige Hengist und Horsa, Söhne des Altsachsenherzogs Wiktigisel, eines Wodan-Urenkels, landeten daraufhin mit lebensfroher Jungmannschaft in Kent und trieben die Pikten und Skoten in die Flucht. Guortigirn gab dem Hengist dafür Ländereien in Lincoln zum Geschenk, wo dieser sich sechs Meilen von Grimsby die Burg Thoncaster, das heutige Castor, erbaute. Seitdem galt er seinem eigenen Volke als Verräter und war mehr als je von Hengist abhängig. Als dieser ihm nun einst auf seiner Veste ein Gastmahl gab, saß die schöne Hrothwyn (Rowenna), Hengists Tochter, ihm gegenüber. Sie bezauberte ihn mit den Augen, reichte ihm kniend einen goldenen Becher und begrüßte ihn mit dem altsächsischen Grusse: „Drink heal!“ Der König, von Wein und Begierde gefangen, verlangte sie zum Weibe. Als Kaufpreis erhielt Hengist das Land Kent. Nunmehr zwangen die Britannier den Guortigirn, seinen Sohn Vortimer zum Mitregenten anzunehmen. Durch ihn besserte sich vorübergehend die Lage der Briten, Horsa fiel sogar, allein Hengist zeigte sich auf die Dauer doch völlig überlegen. Er ließ angeblich den Vortimer durch Hrothwyn vergiften, verbündete sich nunmehr mit den Pikten und lud den ahnungslosen Vater mit dreihundert seiner Edlen zu einem letzten Gelage ein. Dort brach er einen

Streit vom Zaun, und auf den Befehl: „Nemet oure sapas!“ wurden alle Begleiter des Oberkönigs niedergestossen, er selbst aber in Ketten gelegt und, was schwerlich geschichtlich ist, erst gegen Auslieferung der drei Lande Suffer, Esser und Middleser freigelassen. (Der sogenannte Sachsenverrat.) Hengist hatte inzwischen nicht veräußert, seine Streitkräfte dauernd durch neue Abenteurer aus Altsachsen zu ergänzen. Am Ende seines Lebens soll er in seinem Sohne Erich, genannt Aß (Äsche), einen fähigen Nachfolger gefunden haben. Aß wurde so der Begründer des kentischen Königsgeschlechts der Äßinge. Vielleicht hat sich uraltes Erinnern an diese Sachsenkämpfe in das plattdeutsche Kinderlied geflüchtet:

„Eene meene mieken mäken —  
 het en meger, will di stäken —  
 hät en stoek un will di slan —  
 kumm, willn beid na England gahn.  
 Engeland is togeslaten —  
 slötel is entweigebraken — — —“

Diese ganzen Vorgänge weiß Gildas im „Buch der Klage über Britanniens Verwüstung“ packend zu schildern, wenn er sagt: „Von Meer zu Meer sprang die Flamme, verheerend alle Städte und Saaten, und nicht ruhte der Brand, bis seine grauenvolle Zunge, alles auf der Insel niedersengend, zischend das Westmeer beleckte. Wieder und wieder donnerte der Sturmbock an die Mauern der Städte, allum blitzende Schwerter, prasselnde Flammen. Ein erschütternder Anblick: mitten auf der Straße die Sockel der gestürzten Türme, daran die zersprengten Torangeln in die Lüfte starren, die Quadern der einst hochragenden Mauern, heilige Altäre, Leichenfetzen, die von gestoßtem purpurfarbenem Blut überronnen waren, als hätte man sie in einer schauerlichen Kelter gepreßt. Keine Grabstätte gab es für die Toten, denn die Trümmer der Gebäude, sie waren der Adler und Raubtiere Beute.“ Viele Kelten flohen nach Armorica und gründeten dort die „Britannie“ (Bretagne).

Daß Hengist und Horsa Jütenhäuptlinge waren, wollen dagegen zwei alte Lieder im „Beowulf“, nämlich Sinnbruchstück und „Snäfs Leichenfeier“, behaupten. Doch können sie natürlich, besonders, wenn der Hengest des Sinnliedes und der Eroberer Hengist verschiedene Gestalten sind, aber auch sonst, ebensowohl Sachsen gewesen sein, da manche Chroniken sie so nennen. Vielleicht bestand nur Hengists Freibeuterschar grotenteils aus jütischen Mitfahrern, er selbst aber war ein Sachse, der zum Niederrhein rudern dort vor allem durch eutische Abenteurer sein nicht sehr großes Sachsengolge verstärkte. An seiner Geschichtlichkeit überhaupt zu zweifeln, dürfte nicht weiterführen. Beda hat noch das Grabmal des Hengist gesehen. Tiernamen wie Hengst und Pferd sind ja gemeingermanisch — die Stabreimbindung von Hengist und Horsa läßt einen bestimmten Sippenzusammenhang vermuten. Wenn Beda

nun die Bewohner der Insel Wight zu den Jüten rechnet und sie *Victuarii* (Nachkommen des *Vecta*) nennt, so scheint er hier aus der Stammbezeichnung den Urahnen abgeleitet zu haben. Als dessen Sohn nennt er *Vitta*. Dieser Name kommt auch im „*Widsith*“ als Königsname der Swäse vor, weist also nach Nordschleswig oder Jütland. In dem Hengist-Stammbaum des Nennius finden sich ferner eigentümlicherweise als Vorfahren die Kämpen *Finn* und *Fokwald* aus dem *Sinnliede*. Sind etwa der Held des *Sinnepos* und der Führer der britannischen Eroberung wirklich dieselben Gestalten?

Ein Blick auf das *Sinnburg-Bruchstück* und „*Snäfs Totenfeier*“ im „*Beowulf*“ gibt ein äußerst anziehendes Bild. Im *Sinnlied* ist *Hildeburg*, Tochter des *Halbdänen* (Jüten) *Hoc*, mit dem *Friesenkönig Finn* vermählt. Ihr Bruder *Snäf* wird auf einem Besuch in *Friesland* erschlagen, vermutlich, weil er und *Hengist* die *Friesen* hinterücks überfallen. Die *Friesen* erleiden solche Verluste, daß *Finn* sich zu einem Vertrage mit *Hengist* bereitfindet. Der Schwur überdauert jedoch den Winter nicht. *Hengist* geht nach *Jütland* zurück und erscheint im Frühling mit *Oslov* und *Gudhlov* wieder am *friesischen Hofe*. *Sinnburg* wird jetzt erstürmt, der König erschlagen, *Hildeburg* mit der Beute in ihre jütische Heimat zurückgeführt.

Demnach ist *Hengist* überhaupt der eigentliche Held des *Sinnliedes*. *Sage*, 3. T. auch *Geschichte*, bezeichnet ihn sicher ungeschichtlich als Jüten. Sein jütisches Gefolge wird durch *Schiffergarn*, das nach der Heimat Zurückrundernde spannen, zuerst den sächsischen Eroberer zur jütischen Heldenliedgestalt umgeprägt haben. Seine Tochter heißt *Srothwyn*. Die fünffache Stabung *Hengist-Hors-Snäf-Hildeburg-Srothwyn* gibt zu denken. Ebenso erstaunlich sind die Übereinstimmungen zwischen *Sage* und *Geschichte* in den Taten dieser Menschen. Der *Snäf* des Liedes und der *Hors* der *Chronisten* sind offenbar dieselben Gestalten: beide sterben gleich Anfangs, beide im Kampfe, in beiden Fällen wird ein Neffe mit erschlagen, beidemale rächt *Hengist* seinen Tod, und beide stammen aus *Jütland*. Ebenso ist die *Hildeburg* der *Sage* niemand anders als *Hengists* Tochter *Srothwyn*: beide kommen über Meer nach *Friesland* oder *England*, beide heiraten den späteren Todfeind — dort *Finn*, hier *Guortigirn*, beidemale verliert sie Sohn und Bruder oder Ohm, am gleichen Tage, beidemale den Gatten im *Endkampf*. Ja sogar die Haupthandlungen des *Hengist* in *Sage* und *Chronik* entsprechen sich: beide schildern ihn als Hauptgestalt der ganzen *Wirren*, er wird Überwinder des *Feindkönigs* hier wie dort, beidemale des *Tochtermanns*, beidemale durch *Verrat* und *Überfall*.

Solche Ähnlichkeiten weisen allerdings nicht sicher auf wirkliche Ereignisse hin. Wieweit die einzelnen Züge geschichtlich sind, ist nicht mehr festzustellen. Daß hier sowohl *britischer Haß* wie *Entlehnung* aus bekanntem *Sagenlied* den geschichtlichen Tatbestand überwuchert und entstellt haben, liegt auf der Hand. Vergleicht doch *Gildas* die „*Gott und Menschen verhassten*“ *Sachsen* mit *Wölfen* und klagt, daß „*die Brut der Barbaren* wie eine *Löwin* aus ihrem Lager hervorgebrochen“ sei. Der ganze

„Sachsenverrat“ ist ja möglicherweise entlehnt aus der festländischen Stammsage der über die Elbe nach Sadeln eindringenden Nordalbingier. Ebenso kann die eidbrüchige Gesinnung des Hengist aus der Sinnsage übernommen sein. Tröpfelt nicht Gift in jedem Augenblick der Geschichte, wo Völker um ihre Lieblinge bangen? Und ob Hrotwyn wirklich gelebt hat oder ob sie nur eine Märchengestalt der walisischen Triaden-Sänger und des Sinnepos ist — wer wills entscheiden, möchte man doch nach den fabelhaften Einzelzügen selbst am Dasein des Königs Guortigirn zweifeln!

Noch weiter ins Märchenhafte verlieren sich die Berichte über den zweiten Teil der angelsächsischen Einwanderung, doch lassen sich auch hier gewisse Grundzüge als geschichtlich annehmen. Guortigirn geriet durch den Sachsenüberfall noch mehr in Verdacht, ein Verräter am eigenen Volkstum zu sein. Ein gewisser Ambrosius oder Nazaleod, von der stammverwandten Bretagne mit starken Kräften zu Hilfe geeilt, verbrannte ihn auf seiner Burg und trat, nachdem er selbst den Schlachtentod gefunden, Ruhm und Macht an Arthur ab. Die französische Ritterromantik des 12. Jahrhunderts hat das Bild dieses Fürsten nach der Gestalt Karls ins Phantastische erhoben. Der geschichtliche Zusammenhang dürfte etwa folgender sein. Die Sachsen hatten im Anfang trotz ihrer geringen Stärke sich ohne große Schwierigkeiten in England festgesetzt. Wären alle ihre Völker in diesen Anfängen unter einheitlicher Führung und im Bunde mit den Pikten gegen die Briten vorgegangen, so hätte die Niederwerfung der Insel rascher glücken müssen. Inzwischen aber lernten die einst durch Rom waffenentwöhnten Kelten den Angreifern das Kriegshandwerk ab. Not bricht Eisen! Arthur wird nicht mehr als ein tapferer Häuptling, mag vielleicht aber auch tatsächlich der letzte britische Oberkönig (keltisch Verjobret) gewesen sein, dem es durch zähen Kleinkrieg gelang, das weitere Vordringen der Sachsen möglichst lange hinauszuhalten. Wenn die Sage überhaupt einen wahren Kern enthält, ermatteten ihn schließlich Tücke und Uneinigkeit des eigenen Volks. Er soll neunzigjährig seinen verräterischen Neffen Medraud zu einer letzten Schlacht gezwungen haben, in der beide mit ihren besten Männern verbluteten (542?). Arthurs Ruhm drang dann Jahrhunderte später, besonders durch Galfrid von Monmouth über die französische Ritterkultur bis in die mittelhochdeutschen Epen Hartmanns und Wolframs. Wie von Wittekind und Kaiser Rotbart fabelte man über ihn, er sei gar nicht gestorben und werde einst in alter Herrlichkeit heimkehren.

Inzwischen hatten Sachsen, Jüten und Angeln, brandungsgleich gegen die Inselgestade vorbrechend, ihre Völker vom Festlande her verstärkt und so den Anstoß zur Gründung der späteren sieben oder acht Königreiche gegeben. Noch zu Lebzeiten Hengists segelte Aella (477) mit seinen drei Söhnen an die Westküste von Sussex. Wie immer erhoben die Wälschen durch alle Nachbargäue ihr Kriegsgeschrei, ohne daß ihre rasch zusammenströmenden Haufen die Landung verhindert hätten. Der dicke Andredeswald diente ihnen nicht lange darauf als Festung, aus der sie die Eroberer, besonders bei der Belagerung der schönen altrömischen Stadt Andredesceaster, be-

unruhigten. Infolgedessen stießen die erbitterten Sachsen beim Sturm auf den Ort alle Verteidiger samt Weibern und Kindern nieder — Mauern und Häuser wurden dem Erdboden gleichgemacht. Daß Aella als erster König von Sussex schon die Würde eines Bretwalda oder Erzkönigs aller Angelsachsen angenommen habe, mag freilich Erfindung der Säger sein. Sein Sohn Kissa sei ihm gefolgt.

Eine weit größere Rolle spielte aber der sächsische Seekönig Kerdik, der 494/5 mit seinem Sohne Chynrik in dem später so bedeutsamen Wesser trotz lebhafter Gegenwehr der schnellfüßigen Insulaner mit fünf Tollen landete. Es gelang ihm, seine Sachsen zunächst am Gestade anzusiedeln. Kerdik war ein Mann von echt sächsischer Fähigkeit und wohl auch ein ungewöhnlicher Feldherr. Er wußte seine Front durch immer neue Scharen vom Festlande her zu verstärken. So erschien sechs Jahre später ein gewisser Port mit seinen Söhnen auf zwei Langschiffen, der Name Porthsmouth soll an ihn erinnern. Als Nazaleod und Arthur noch einmal die zersplitterten Kräfte Albions zu heftiger Gegenwehr vereinten, trat ihnen Kerdik an der Spitze aller sächsischen Häuptlinge, Aft von Kent, Aella von Sussex, Port und sogar der northumbrischen Angeln entgegen. Bei Kerdriksford in Wesser (508 oder 519) zerschlug er den zusammengeblasenen Schwarm der Kelten. Ihr Feldherr Ambrosius, von dem man nicht weiß, ob er derselbe wie Nazaleod war, blieb auf der Walstatt. Dann freilich soll Arthur ihn bei Badon (Bath of Cornwall) noch einmal besiegt haben (516). Kerdik belagerte Badon, Arthur wollte den Ort entsetzen. Man focht vom Mittag bis in die Nacht. Man erwartete waffenklirrend das Frührot, um auch den nächsten ganzen Tag um den Besitz eines Hügel (Mons Badonicus) zu ringen. Es war der letzte größere Erfolg, den die Wälschen über ihre Bedränger erfochten. Gildas Cormac der Weise hat ihn empfindsam gefeiert.

Allein wenn Kerdik bereits dort in Cornwall mit den Söhnen Albions sich messen konnte, muß ihre Kraft erschüttert gewesen sein. Er nahm bald darauf die Insel Wight, nannte sich König und weitete Wesser zum größten der sächsischen Kleinreiche aus. Kent, Wight und die Küste von Samtshire wurden damals mit Jüten und einzelnen Friesen bevölkert — vielleicht war Kerdiks Schwester an einen jütischen Großen vermählt. Die Herrschaft Wesser erbte Chynrik.

Waren Sachsen die ersten gewesen, die sich einst am Südgestade und wahrscheinlich auch schon vor Hengist im Norden festsetzten, so nahm die eigentliche Eroberung doch mit den „jütischen“ Brüdern ihren Anfang. Nach der Entstehung jener sächsischen Herrschaften im Süden der Insel vollzog sich offenbar die Besiedelung der drei anglischen Reiche des Nordens (Ostangelns, Northumberlands und Merciens) zunächst mehr vereinzelt und ohne großen Zusammenhang, so daß die Angeln in den ersten Jahrzehnten nur mühsam an Boden gewannen.

In Ostangeln glänzt vor allem Uffa empor. Nach Beda und Wilhelm von Malmesbury landete er dort an der Spitze von zwölf Häuptlingen. Zufällig gedenkt auch Prokop seiner in den Jahren 534—547. Er sei mit der Tochter jenes Kadiger,

Königs der Warnen, verlobt gewesen und habe diesen durch eine über die Nordsee entsandte Flotte zur Erfüllung seines Versprechens gezwungen. Prokop bezeugt also, daß damals Angeln und vereinzelte Friesenscharen bereits britischen Boden bewohnten.

Einige Zeit darauf (547) scheint für Nordengland in der Person des Ida die Schicksalsstunde geschlagen zu haben. Er stieg mit den Kriegern und Familien von 40 oder gar 60 Schiffen ans neue Ufer, auch seine Gemahlin Bebba, deren Name angeblich in Bebbanburg (Banborough) nachklingt, befand sich darunter. Ida, der später in Cumberland fiel, gilt als Begründer des nördlichen Königreichs Bernicia (vom Tyne bis zum Clyde). Das südliche Königreich Deira (vom Humber bis zum Tyne) fand dagegen in Uffas Sohn Nella seinen ersten Beherrscher. Einen gewissen Abschluß haben dann die Ansiedelungen und Eroberungen offenbar durch jenen Krida erreicht, der die Marken, das mittlenglische Königtum Mercien, begründet haben und der 584 gekrönt sein soll.

Bei der Ankunft Idas wird es sich um den sogenannten Großen Angelnzug gehandelt haben. Schleuderten Sachsen und Jüten zunächst nur tatenlustige Scharen, überschüssige Jungmannschaft, über Kanal und Nordsee, so scheinen die Angeln mit dem ganzen Volk, Weib, Kind und Regel, ausgewandert zu sein. Beda bezeugt ausdrücklich die Menschenöde ihrer festländischen Heimat noch zu seiner Zeit (730). Tatsächlich hören dort auch die Urnenfriedhöfe gegen Ende des 5. Jahrhunderts auf. Und noch im frühen Mittelalter bedeckte ganz Südschleswig und Wagrien der bis an den Schleifsee vorspringende Riesenwald Isarnho. Vielleicht bedeckte auch der Angelnname schon mehrere benachbarte Stämme. Wahrscheinlich hat schon Offa (350) die Angeln, Swäse und Myrginge wenigstens teilweise miteinander verschmolzen — sonst wäre die Besiedelung der breiten Gefilde Nord- und Mittelenglands kaum denkbar. Aber was trieb dies Volk über die Nordsee?

Man hat die Übervölkerung Dänemarks als Ursache angeführt. Das Dänenvolk dränge schon seit 400 nach der fimbriischen Halbinsel hinüber und unterwerfe Secgen und Jüten, die darum in „Widsith“ und „Beowulf“ als Halbdänen bezeichnet seien. Dieser Druck habe sich auf die Angeln fortgepflanzt, deren Freiheitsliebe die Auswanderung der dänischen Oberhoheit vorzog. Aber wenn die Dänen einen solchen Landhunger hatten — warum ließen sie Angeln dann öde liegen? Noch um 455 saßen zudem die Heruler auf Seeland, erst 470 nach Christus werden sie von den Dänen vertrieben. Demnach sind weder Jüten noch Angeln unter politischem Druck aus der Heimat gewichen. Die Dänen rückten in schon stark entvölkerte Landstriche. Dunkle Kunde zuerst, dann jubelnde Berichte und Sängerbotschaft vom brennenden Berge Britannien drüben überm Westmeer entfachte auch hier wohl die uralte Abenteuerlust und lockte die jungen Völker für Jahrzehnte, zuletzt für immer, nach Westen.

## 5. Die Saga von Himmel und Erde

Der altindogermanische Himmelsgott Tiu, der indische Dyäus, stand einmal auch den Ingwäonen im Vordergrund — der Allerschauer, der Leuchtende, der Gott der Schicksale, und reißigen Völkern darum der Kriege. Tacitus setzt ihn dem Mars gleich. Wenn seine „Germania“ stattdessen Mercur-Wodan an den Gipfel rückt, so spüren wir deutlich die Zeitwende. Breite Gebiete, die später diesem alt-neuen Gotte übertragen wurden, beherrschte ursprünglich Tiu. Noch die normannische über Niedersachsen nach Süden gewanderte Runenreihe des 9. Jahrhunderts weisagt geheimnisvoll: „Eis-Anfang und Sonne — Tiu-Birke und Mann inmitten — Meer, das leuchtende — Eibe alles umhegt“. Wie in Bernstein verzaubert erstrahlt hier noch der uralte heilige Vater, umgeben vom lichten Weltmeer der Ingwäonen. Der weiße Baum, der Mensch darunter — Eislandschaft und ewige Sonne umhegen den gewaltigen schöpferischen schimmernden Himmel.

Noch heute kennt man bei Lehe die Jodutenberge. Und Heinrich von Herford schrieb noch 1114 den Sieg der Sachsen über Heinrich V. am Welfesholz dem Gotte Thioduthe zu, ähnlich äußern sich viele Chroniken bis ins 17. Jahrhundert. Die Sachsen noch des 12. Jahrhunderts errichteten in dunkler Erberinnerung dem alten Gipfelgotte eine Siegessäule. Und zwischen Ems- und Lippequellen ist uns der Vers erhalten:

„Sankt Jodute war ein heiliger Mann,  
wie der Feind kam, ging er voran —“

Wenn einstmals fliehende Verbrecher auf handhafter Tat durch Zeugen überführt werden sollten, so erscholl nach altniederländischem Strafrecht der Ruf „Jedute! O de Jedute!“ Auch noch im „Zeter und Mordio!“ schwirrt Ziu mitten durch unsern Tag. In Rixbüttel schrie man: „Jodute! Jo Wehe! Jo Wach!“ Fast jeder Gau wandelte die Formel ab. Eigentümlich schwingt sie über die Inseltrift beim Bienenbrennen auf Sylt, dem uralten Opferfeuer zu Frühlings Ehren (am 22. Februar), des heimkehrenden Lichts, an dessen Tage, vom Eise befreit, die Schifffahrt wieder aufging. Man rief: „O Wia Wuket nei! O Wikke tare! O Wedke teare! O Wik täre!“ (O Wia, Wuket nahe dich! O teurer Wikke! und so fort.) In Ostschleswig hinwiederum: „A Wi! A Wo! A nei!“ All dieses geheimnisvolle Geraun — es sind nur weltverloren gelallte Silben an denselben altsächsischen Himmelsgott. Wi-Wia-Wik-Wich ist das altniederdeutsche „Krieg“. Genau so hieß aber die gerichtsheilige Weide. In dem altfriesischen Gluche: „De Wed un de Wod!“ steht geradezu der Baum für den Gerichtsgott Wig. Ebenso bedeutet -dute im Namen des Gottes soviel wie „Pfahl“. Derselbe kehrt im Wedhoog bei Tinnum wieder. Und Wikke ist Verkleinerung von Wi oder Wig — so daß alle diese melodischen Laute, auch Wuf und Wof, Wach und Wich nur Namensformen des einen Sachsengottes Weda wären. Er klingt in Widukind, Witgar, Wedel in Sol-

stein und Salzwedel noch heute nach. In O aber vermutet man älteres Jo oder Tio — und so brennt hier uraltes Gebet an den Gott der Kriege und des Rechts durch die Jahrtausende.

In manchen Formeln freilich erscheint Winj oder Wode neben dem Weda, und neben dem Wedhoog bei Tinnum wölbt sich der Winsjhoog. Auch der helgoländische Gott Forseti ist nur ein verschleiertes Bild des Tiu.

Eigentümlich ist nun die Nachricht, daß die Sachsen am Welfesholz ihrem Kriegsgott ein „Thiodut“ genanntes Siegesmal erhoben — einen Mann im Harnisch mit Schwert und Keule. Aber bei Widukind setzen sie nach der Schlacht bei Burgscheidungen an der Unstrut gegen Sonnenaufgang einen Adler. Der Adler kehrt später wieder auf dem Banner Widukinds. Dies sind alte Siegespfähle für Irmin, Er oder Tiu — Ursprung der Rolandsäulen, deren Kerngebiet Niedersachsen ist. In Obermarsberg an der Diemel steht noch heute eine solche Sul, wahrscheinlich an derselben Stelle, wo Karl 772 die sächsische Irminsul zerstörte, nachdem er die sie bergende Resburg erstürmt. Ob nun dieser oft erneuerte Roland oder eine zweite Säule in Obermarsberg, angeblich ein alter Pranger, die Erinnerung an die echte Weltsäule bewahrt, läßt sich nicht mehr feststellen. Aber Irmin, Er und Tiu treffen hier auf engem Raum zusammen — Namen für den Einen allwaltenden Himmelsbeherrscher.

Irminsuli werden von den Glossen mit pyramides, collosus übersetzt: Baumstämme, besonders in Sachsen als heilig verehrt. Nennen doch noch Predigten des 13. Jahrhunderts die Apostel „fürsten und irmensuwel der christenheit“. Die schon damals berühmteste aller Irminsulen war wohl jene nach dem Bericht der Lorscher Annalen durch den Frankenkaiser zertrümmerte Baum säule. Die Franken gebrauchten drei Tage zur Vernichtung des höchsten sächsischen Heiligtums und erbeuteten in der Nähe große Schätze an goldenen und silbernen Weihgeschenken.

Die Wurzel der auch in England, Skandinavien und Lappland vorkommenden Irminsäule liegt im Ahnenkult. Die ersten Menschen entstanden nach der „Edda“ aus Bäumen. Im Holz verbarg sich die Seele des Toten. Heilige Steine gab es auch in Island; heilige Pfähle im Walde, auf Bergen oder im Hause waren weit verbreitet. Oft zeigten sie geschnitzte Gesichter, bis dann Götter die Ahnen verdrängten, der Ahnenbaum zur Göttersäule ward und den Hochsitz der Königs- und Adelbauernhallen kunstvoll zierte. So wurden auch bestimmte Bäume zu hochangesehenen Volksheiligtümern. Nach Rudolf v. Fulda (850) war die von Karl umgeworfene Irminsul ein Sinnbild der das All tragenden Welt säule („universalis columna quasi sustinens omnia“), also doch wohl der aus den eddischen Sängen bekannten Weltesche. Welch erhabene Urwaldichtung, welch tief-naturhaftes Glaubensbekenntnis liegt doch in dieser religiösen Schöpfung der Sachsen!

Auch viele andre Merkmale führen noch deutlich auf den alten Himmelsgott zurück: der Name Sachsnot ebenso wie das Rolandschwert, ferner der Schildpfahl an der Gerichtsstätte des Weda, der Name Thie im Hannoverschen für Sammelplatz und der

in der Lohengrinsage und im angelsächsischen Eidesbrauch erhaltene Schwan, wie er auch auf Friesensteinen vom Hadrianswall abgebildet ist — vor allem auch jene heiligen Pferde, in Kreide gehauen an englischen Küsten — die Wappentiere Braunschweigs, Hannovers und Westfalens. Alle solche Spuren leiten uns zurück auf den Vater, den Leuchtenden, Gewaltigen, Erhabenen, Schrecklichen, den Kriegsgott und Herrn aller Menschen. Tiu war auch der Gott des Gesetzes und der Ehe. Und wie sein Schwert der Sonnenstrahl ist, so sind Ehe und Gesetz durch Sieg erkämpfte Friedensgüter. Auch in Sater, dem Herrn des Satersdags, hat man wie in Ingwo-Frey denselben Ruhevollen, den Schöpfer wiedergefunden, dessen heiliger Jul-Eber noch auf der einzigen mit Bildwerk verzierten Urne von Issendorf uns erhalten ist. Ja auch Baldr, der Glanzbringer, den der zweite Merseburger Zauberspruch für Niedersachsen vereinzelt und wohl nur noch dichterisch festhält, ist nichts weiter als ein Reis vom Baume des vielhundertnamigen Tiu.

Eine der ältesten Göttersagen schildert in vielfachen Abwandlungen die Vermählung des Himmelsgottes mit der Erde im rauschenden Gewitterregen. Die Erde als allesgebärende Mutter ist viel älter als die dem Himmelsgott später angedichtete Gemahlin. Noch in angelsächsischen Gebetsprüchen weht uns ein Hauch dieser Ursprünglichkeit entgegen:

„Seil sei dir Erde, Menschenmutter!  
Werde du fruchtbar in Gottes Umarmung!  
Fülle mit Frucht dich, den Menschen zum Nutzen!“

Ein anderer Spruch summt Opferbräuche dieser Korngoldsage; ein sächsisches Sämannsgebet raunt brünstig: „Erce! Erce! Mutter der Erde!“

Auf niederdeutschen Boden führt auch der bekannte Tacitusbericht über die Umfahrt der Nerthus. Die Wohnsitze jener sieben Stämme, „alle durch Wälder oder Flüsse geschützt“, bilden ja die nordalbingische Heimat der Sachsen: jener Rendigner, Avionen, Angeln, Variner, Eudosen, Swardonen und Nuthonen. Vielleicht bedeutet Nerthus „Männin“ — die Form ist zweigeschlechtig wie die Pflanze und also wohl Ausdruck für die doppelgeschlechtige Urgottheit Tuisko — Himmel und Erde erschien eben als rätselhafte Einheit. Sobald nun der Priester am Blühen des Seidelbastes das Nahen des Frühlings erspürt hatte, erfolgte die Ausfuhr zum heiligen Inselwald. Der gleich dem merowingischen Königsgefährt von Kühen gezogene Wagen wurde, mit weißem Linnen bedeckt, in allen Gauen festlich empfangen. Die Wassertauche des Frühlingsbildes — geheimnisreicher Höhepunkt der Feier am See, in dem die Sklaven dann ertränkt wurden.

Dieser Brauch erinnert an Maisitten. Das Lenzgespenst ist nur der neben dem Himmelsgott gebliebene Frühlingsgeist, aus dem sich jener erhob. Die Fülle der Lenz und Fruchtbarkeit preisenden Sitten strahlt noch heute unendlich. Einholen des Pfingstbaums vom Walde, der vielleicht schon auf den schwedischen Felsbildern vorkommt,

Maienstecken zur Ehre der Mädchen, Schmücken des Hauses sind überall verbreitet: im Bardengau und in Engern prangt die Birke, in Nordschleswig die Buche. Oberhalb Thale erklingt zu Pfingsten der Birkentanz, in Oldenburg ziert man den Mast mit den Zeichen des Lebens — vergoldeten Eiern. Bei den Elbwenden ward auf oxsenbespanntem Wagen wie zur Römerzeit der Pfingstbaum, mit den Köcken der Hausväter bedeckt, unter Jubelgeschrei in das Dorf eingefahren. In den Hansestädten bildete früher der Maigraf den Mittelpunkt aller Frühlingsbräuche. Wettläufe und Ritte überall, das Knechtereiten in Lauenburg, Kranzstechen und Fahnenjagen in Braunschweig und Lüneburg, der Wettaustrieb der Weidetiere in Mecklenburg, Verbrennung oder Wassertauche des als Puppe dargestellten Belaubungsgeistes und die Vertreibung des Winters durch Toben, Schellenklingen und Doppelchöre von Jungen und Mädchen im Drömling. Im alten Dithmarschen war um Fastnacht ein „Rolandsreiten“ verbreitet.

Nicht weniger als die Hochzeit zwischen Himmel und Erde ist auf ingwäonischem Boden der Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen Winter und Lenz, hervorgetreten. Ein im „Beowulf“ mächtiges Treiben war das Ringen des Helden mit Grendel, dem Gewalthaber des Eismees, nicht unähnlich dem Streite Thors mit der Mitgartschlange. Dreifache Ausprägung fand solcher Lichtkampf: in dem bei uns verwehten Göttersang von den Zwillingen, im Krieg eines Überirdischen gegen ein Ungeheuer oder endlich im ewig wiederholten Todesringen des Lichtgottes mit einem dunkeln Alben nach Art des Weland, der vielleicht nur ein uralter böser Feurdämon ist. Den Sieg des Lichts aber krönte Auferstehung.

Gegenüber diesem verborgenen Ringottglauben, dessen Formen wechseln gleich den Geschlechtern der Menschen, scheinen zu bestimmter Zeit Abzweigungen zu zersplitterter Auffassung geführt zu haben. Es war gewiß überhaupt eine vielfältige Einheit, ein überquellender Reichtum mannigfacher Vorstellungen auf einheitlichem Grunde. Aber indem die Stämme ihr verschiedenes Erdendasein erlebten, die einen am Meer, die andern im Binnenlande, die einen auf Saidaen, die andern im Gebirg, die einen siegend, die andern geknechtet, mußte von selbst ein jedes eine andre Seite des zwitterhaft-tausendseitigen Tiu erschauen. So wurden Söhne und Töchter wiederbegabt mit einzelnen Sinnbildern und Eigenschaften der Eltern, und auch ihr Leben verlangte nach Ausmalung, da hatten die Dichter viel zu sagen und zu singen — und so reihte sich wachsend eine unendliche Kette.

Müssen nun auch die Vorgänge in der Seele der alten Völker ewig dunkel bleiben, so ist doch immer die Ähnlichkeit des Tiu mit Thuner aufgefallen. Dieser Gewittergott Donar erscheint wie eine Nachbildung, eine engere dramatische Wiederholung der ruhigen Gewitterhimmel- und Tagesgottheit. So meint Adam von Bremen, Thor herrsche in den Lüften über Donner und Blitz, Regen und Sonnenschein, Wind und Fruchtbarkeit — er sei der stärkste der Götter. Schon zur Bronzezeit opferte man dem rothaarigen Thuner Ärte. Alles Rote war ihm heilig: die Tracht der Hochzeitsleute,

der rote Faden zwischen Dorf und Acker, der Fahn und das Eichhorn, Rotschwänzchen und Vogelbeere, Hirschkäfer und purpurtraubige Donnerwurz, aber auch der schwarze Bock als Sinnbild der donnernden Wolke und die am meisten blitzgetroffene Eiche. Wie schön war diese Allgegenwart des beliebten Bauerngottes! Bekannt sind noch der Thunersbain östlich der Weser, in dem sich die Arminiuskrieger sammelten, die Donnersreiche des Wynfrith, auch Thuneresberg in Westfalen und in Oldenburg Donnerschwe. In Dithmarschen haben sich sonderliche Redensarten erhalten, nach denen „der Alte wieder einmal da oben fährt und mit der Art an die Räder haut“ oder ein Riese auf bockbespanntem Wagen durch die Wolken sprüht. Der Hammerwurf galt bei der Landverteilung als Form der Verlosung, und die Art war langehin ein Segenzaubergerät der Ehe.

Wenn aber Donnerstag der Gerichtstag und der selbe in Friesland und Dithmarschen auch Hochzeitstag war, während man ihn in Lüneburg als solchen mied, so finden sich Tiu und Thuner auf großen Gebieten gemeinsam, denn beide sind Götter des Himmels und der Fruchtbarkeit, des Gerichts und der Ehe. Thuner fordert keine Menschenopfer, er ist überhaupt in seinem Kampfe gegen die Sünden ein treuer Eckart des sächsischen Heimgartens, in all und jedem ein wachender Menschenfreund — und so ist der unbewegliche Allumfasser, der unbegreifliche Tiu erdnah herangerückt aus seiner Ferne zum tätigen gutbekannten Bauernlandgott.

Wenn Tiu, von Thuner verdrängt, zuletzt nur noch in seiner wilden Kriegsgott-schaft als Sarnot lebendig blieb, so bezeichnet doch die Götterdreiheit des Sächsischen Taufgelöbnisses Thuner, Wodan und Sarnot keine Trinität. Ein einzelner Sachse hat wohl meist nur seinen eigenen Vollvertrauten (nordisch fulltrui) im Herzen getragen, den Gott seines Gaus, denn der Stamm bildete die Götter, niemals der Einzelne. Das Ungeheure des Kriegs mochte dann freilich die glücklich säenden und erntenden Bauern urplötzlich davon überzeugen, daß auch eine Macht Sachsnot in der Welt war wie Waffen und Tod und Blut — wer wußte noch, daß beide Götter, des Guten und Wilden, des Nahen und Fernen, ursprünglich Ursöhne des einen Tiu waren?

Bald nach der Zeitwende aber hat sich ein neuer Gottwandel vollzogen — es erhebt sich ungekannt und von ganz unbekanntem Alter die dritte Urkraft aus dem Welt-abgrund des Tiu: — Wodan. Dieser Gott brachte zuletzt keine Läuterung, er riß ahnungs-bange Tiefen auf. Er fordert wieder Menschenopfer. Er übernimmt alle Haupteigenheiten des Tiu. Daß er eingewandert sei, ist aber eine bisher nicht beweisbare Annahme. Sicherlich hat er seinen alt-sächsisch-nordischen Ahnen, in dessen Antlitz sich erst später all jene Runen eingruben und der schon ein Sohn des Tiu war. Und so ist er neu. Wenn er aber als Völkerwanderungs-dämon manche früher unerklärlichen Züge mit-brachte, vor allem ein ganz neues Temperament, den Sturm der Wanderzeit, die Dunkelheit des Kampfschicksals, die Ungerechtigkeit der Niederlage und die Angst vor den Toten, die nun zu furchtbaren Heeren anwuchsen, so ist sein Bild zwar das wider-spruchvollste, aber auch am meisten vergeistigte wie das Thuners das anschaulichste.

Kom setzte ihn dem Mercur gleich, dem wandernden Seelengeleiter und Erfinder, dem Gott der Ärzte, Kaufleute und Diebe. In Niedersachsen ward er vor allem zum Führer der Wilden Jagd, zum Schimmelreiter, Rattensfänger von Sameln oder Erlkönig. Den Sachsen galt er ebenso als Gott der Krankheiten wie der Heilung — der Wünsche ebenso wie des Glücks. Über fast alle Gaue finden wir die Vorstellung vom Totenheer im Sturm, vom Wauldrieben, vom Woinsjäger, vom Sackelbernd, von Frau Waur oder vom Selljäger verbreitet.

Es ist also nicht richtig, daß der Einzug Wodans an sich schon Verfall bedeute oder unbedingt zum Niedergang hätte führen müssen. Jeder neue Glaube bringt zunächst Verwitterung — mit Geisteskrankheiten beginnt jede neue Zeit. Der Wodankult ist nur Ausdruck der aufgewühlten Wander- und Eisenzeit selbst. Erlebnis der Landschaft ward zum Erlebnis des wandernden Todes. Jahrtausende vorwiegender Ruhe, göttlichen Friedens waren abgeschlossen — Landnot, Hunger, Sehnsucht und Abenteuerfahrten nach Süden überschütteten die Zeit. Die Seele des Nordens empfand das Dasein einer andern großen Welt am Mittelmeer — und dies Bewußtsein gebar ein Zittern. Natürlich war es, daß Tiur Antlitz nun ganz andre Züge entwachsen, die ausnahmslos zu Klären sind aus jenen völkerauführenden Wettern der Zeit. Die einerseits das Herrliche der Germanenseele noch einmal hochaufglänzen lassen in blitzenden Kampfstaten und festen Gründungen innerhalb des sorgsam mitgeführten Siegfriedfriedens, den jeder Germane in seinem Herzen trug. Die andererseits in nie geahnter Weise das Erlebnis des Todes heraufbrachten. Wieviele Fragen mußten da aufbeben! Sand doch nicht jeder nun Bestattung mehr — wo blieb die friedlose Seele, wo der Krieger und die hehre Freie, denen nicht der Eingang in das Muttermeer durch das Feuer in den heiligen Hof oder Berg mehr vergönnt war? Endlich mußten auch die Religionen des Südens, Mithras, Kybele, Attis, Isis und Serapis in ihrer fremden Wunderhaftigkeit zuletzt auf den Norden nicht ganz ohne Eindruck bleiben. Der Kampf aller Götter gegen alle führte zu einer Gärung und Wirrnis, die dem Frühkatholizismus den Boden pflügte.

Wie ist nun Wodan dem Tiu verwandt? Gleich ihm ist er ein Überirdischer, ein Gott des Sieges und Krieges, gleich ihm und Thuner Gewittergott, auch seine Strafe ist nach dem Volksglauben der Hellweg der Milchstraße, wenn er nicht eben, wie in Westfalen und Oldenburg, das Siebengestirn umfährt. Auch ihm ist das Pferd heilig, auch er, der Einäugige, ist Sonnengott, und seine Tiere sind Sonnenhirsch, Eber und Rind. Er entreißt seinem Vorgänger die Gemahlin Freia; dieser, der Mutter Erce oder Serke, auch der Frau Holle, ist wie ihm selber, ist wie Tiu und Thuner die Hochzeit heilig. Aber näher liegt ihm dennoch die Nachtseite. Wenn er als Wintergott in den zwölf Nächten das fliehende Sonnenwesen, eine Jungfrau oder Sünde, verfolgt, so scheint hier das alte Gesage von der andern Welthälfte, vom Umland aus, betrachtet, und Woden geradezu der Böse Gott zu sein. Tatsächlich ist der Windwilde höchst unzuverlässig, kein Simmelsvertrauter, nur seinen augenblicklichen Lieblingen hält er die

Lanze. Die „Edda“ plärzt geradezu von dem Betrüger und Frauenschänder, dem Gewalttätigen und Friedlosen — seine Gaben sind Ungerechtigkeit, Siechtum und Tod, seine Umgebung lebende Leichen, Gehenkte, Leichenfressende Dämonen, Gespenster und Wiedergänger. Die ganze Unterwelt der Steinzeitvorstellungen scheint er wieder aufzuwühlen. Er kennt kein Familienleben, keinen Frieden, kein Vertrauen. Sein Wesen ist düster, er verbreitet Todesangst, Raben umkränzen ihn, Buhlen verfolgt er, die Schlange, das Sinnbild des unterirdischen Totengottes, ist auch die seine — er raubt Bräute, weiß Runen zu rizen und kennt jeglichen Zauber — endlich aber sitzt er selbst verzaubert in den vielen Wodanbergen und Sackelbergsgräbern, zuletzt in der Babilonie und im Kyffhäuser.

Aber dennoch, auch Wodan ist wohl kein fremder Gott — wir müssen ihn schon für indogermanisch halten. Er wird zwei Väter haben: einen uralten Totendämon und den alten Himmelsbeherrscher Tiu — seine Mutter jedoch ist die schicksalschwangere Wanderzeit. Daß er sich zu jenem widerspruchsvollen Wesen gestaltete, bald Wandelbar, bald Walvater, bald Sturm, bald Odem, bald Leben, bald Tod, war sein Muttermal — die Geburt aus der stürmisch-heimatlosen Kriegszeit der Germanen, die zugleich geistiger Kampf mit dem Südkreis bedeutete. Vielleicht muß ja eine Tacitusstelle schon auf die Wilde Jagd bezogen werden. Das Volk der „Saxier“, das „in dunklen Nächten zu Kämpfen pflege und durch die schaudererregende und schattenhafte Erscheinung des Totenheeres Schrecken einflöße“ — die „Saxier“ waren wohl im Munde des germanischen Berichterstatters die Einherier. Wir hätten dann auch ein Seitenstück zu dem Angstkult der Semnonen, die im heiligen Hain ihres Gottes nur gefesselt und unterwürfig erschienen, sich auf der Erde wieder hinauswälzten und grauenhafte Menschenopfer darbrachten, wie sie Tiu gewiß vor Zeiten verlangt hat. Dieser sentimentalische Geist greift in den Jahrhunderten nach der Völkerwanderung wie eine Seuche um sich und führt zusammen mit der allgemeinen Göttervermischung immer mehr zu einem Verfall jener älteren ruhigen und erhabenen Auffassung der friedlich-siedelnden Germanen, denen noch das Leben fruchtbarer als der Tod und deren Seele erfüllt war von jenem festen niedersächsischen Vertrauen auf das Einstehen des Himmelsgottes für alles Tapfere, Natürliche und Gesunde. Ihnen war Handeln selbstverständlich — die größte Tat aber der Kampf gegen ein wesensfremdes gewaltiges Schicksal.

## 6. Das Festlandreich

So einseitig auch die Quellen über das sächsische Altertum sprechen, so augenfällig sind doch die Umrisse einer niedersächsischen Stammeseinheit in Kasse und Wesensart, Siedelung und Sitte (wie dem Osterfeuerbrauch mit seinem Flammenspringen und Sackelschwingen) in Sprache und Sage. Die den Sachself überquerenden Avionen blieben auch jetzt eingebettet in den seit der Jüngerer Steinzeit erkennbaren

nordischen Kulturkreis. Seine Merkmale sind uns heute Riesensteingrab und Mittel-längsdielenhaus, Feuersteindolch und Bronzeart, Tieffischkeramik und Sonne-, Mond- und Feuer-Figuren. Nicht weniger erstaunlich ist die körperliche Einheit. Niedersachsen ist das Land der Übergroßen, der Blonden und Blauen, der Schmalgesichter und Langschädel. Schon im Grabe von Anderten (700) fanden sich zwei Rassen mit hohem schmalen Langschädel.

Freilich die heute bekannten Spielarten der Hausform und Dorfanlage waren noch nicht vorhanden. Die Hausfunde von Gudendorf, Klethen, Sutton, Courtenay, Sahlenburg und Kakerbeck legen vielmehr folgende Entwicklung nahe. Die älteste Form war die vertiefte und überdeckte Wohngrube. Daraus hoben sich allmählich ebenerdige Dachhäuser als besondere Spielart empor, die später zu Schaffowen herabsanken und in dieser Form im Lüneburgischen und Stadischen noch erhalten sind. Eine weitere Stufe hob das Dach auf Ständer. Wann sich die Dreischiffigkeit entwickelt hat, bleibt zweifelhaft. Sie ging wohl zwanglos und organisch aus der alten Einräumigkeit hervor. Das älteste Haus war Wohnraum, nicht Scheune. Der Aufbau formte sich einheitlich um die eine Feuerstelle im Mittelpunkt. Über dreischiffigem Grundriß lag das Dach auf den Wandständern, die Mitteldiele ragte hoch, die Längswände waren nur angeklappt. Baumeisterliche Bedeutung aber besaßen die Eckständer, deren Selbstherrlichkeit eigentümlich an die Zimmerung der nordischen Stabkirchen erinnert. Das Vieh blieb ursprünglich, wie noch heut auf den nord-schleswigschen Halligen, des Nachts in Stürden. Diele und Flett sind also gleichfalls spätere Errungenschaften. Das Flett ist ein rein sächsisches Merkmal — beide setzen sogar eine geniale baumeisterliche Erfindung voraus. Besonders die Diele, aus der sich im 3. Jahrhundert nach Christus, also während der kriegerischen Völkerwanderungszeit, die Fürsten-, die Adelsbauernhalle, zuletzt als freistehendes und selbstständiges Gebilde, entfaltete, ist ein Erzeugnis der beginnenden Dreischiffigkeit. Sie diente als Einfahrts-, als Arbeits- und Festraum. Das Vieh wurde dann später in die angeklappten Traufseiten hereingeholt. Da das Korn in alter Zeit mit der Sichel dicht unter der Ähre geschnitten wurde, so brauchte man noch nicht allzuviel Platz, vor allem keinen ganzen Dachraum.

Nach dem „Heliand“ war das Haus vom Zimmermann erbaut — dem großen baumeisterlichen Manne altgermanischer Zeit. Die Grundmauern waren steinern, die Wände vielleicht schon aus Fachwerk. Flettdiele, später Adelshalle oder-Saal erscheinen wie noch heut auf Bauernhochzeiten oder Rathausfesten als Gemach des Gemeinschaftslebens. Dort empfängt Herodes die Weisen, dort tanzt Herodias, dort feiert man die Vermählung von Kana. Eigentümlich bezeugen lange vor „Beowulf“ (700) und „Heliand“ (830) zahlreiche sächsische Ortsnamen das Vorhandensein von Halle oder Saal — im Lüneburgischen Sellhorn, Seelwich, Sprakensele, Wedersele u. a., in Westfalen etwa 40 Namen, in England z. B. Barnfell, Selborne, in Flandern Bissezele, Bollezele und viele andere. Die Adelsbauernhalle ist damals aber wohl meistens

noch die große Einfahrtsdielen, seltener die angebaute oder freistehende Halle. Der Fußboden war gepflastert. Wie in altnordischen Hallen und Stabkirchen fehlte also ursprünglich die Decke. Gerade diese hochgehöhlte Einräumigkeit, ein Urbild des Waldes und des hohen Doms, mit ihrem gezimmerten Ständerwerk, auf dem das leicht abzudeckende Dach frei ruhte, während Wände nur schlossen, nicht trugen, verrät die eigentümlich Kielverwandte nordische Art. Wie geistend mag das Feuer, Sinnbild der Wärme, des Lichts und der reinigenden Kraft, aus der Mitte dieses dämmernd-behaglichen Raums sein Leben emporgeschwellt haben! Mit feurigen Armen griffen Urmächte in die dunkelnde Höhe und lockten Lied und Sage mitten aus der von Geheimnissen umrauten Seele.

Das ist keine Phantasie. Wir wissen aus Paul Warnefried, daß die Sachsen eben während der Blüte des Festlandreichs (um 600) den Ruhm des befreundeten Königs Alboin besangen. Es ist ein erhebendes Gefühl, an den Stätten der uralten Höfe des Bardengaus sich ältere Hallen zu denken, in denen die Saiten dieser Sänger erklangen. Es sind die adligen Volksänger, die Skops. Um 800 ist ein friesischer Sänger Bernlef bezeugt. Der alte Heldendichter gehörte dem Kriegeradel an. Erst seit 700 weiß man von Spielleuten, ins Volk fahrenden Wandersängern. Die Skops raunten oder sangen kurze gedrungene Lieder nach Art des „Hildebrand“ und der „Sinnburg“. Und die Kernstücke der Epen gingen ja auf Einzellieder zurück. In Widukinds Sachsendgeschichte, den Quedlinburger Annalen und dem Anonymus „De origine Svevorum“ sind verschollene Sänge aus den thüringischen Kriegen noch erkennbar. Nur das Fehlen eines Königtums hat die alte Dichtung der Sachsen ungeschrieben verrauschen lassen. Wo im Weltraum klingen die Sänge der nie festgehaltenen ursächsischen „Edda“ nach?

Dem werdenden Volk gaben über westgermanische Sprache und ingwäonische Sitte hinaus nordische Religion und nordisches Blut eine Einheit, die preßhaften Guss versprach. Allerdings fanden wir im Süden und Westen herminonische und istwäonische Einschläge — aber bei weitem stärker müssen die ingwäonischen Grundstoffe gewesen sein, so daß man die Sachsenwerdung als Einschmelzung ins Ingwäonentum auffassen kann. Ein als fälische Rasse bezeichneter Zuschuß soll dem sonst fast völlig nordrassischen Blut der Sachsen etwa gleichwertig sein. Trotzdem waren die Fugen noch sichtbar. Der Poeta Saxo nennt 772 Westfalen, Ostfalen und Engern als die drei Hauptstämme; Helmold fügt die Nordalbingier mit ihren Unterabteilungen der Stormarn, Dithmarscher und Holtsteden hinzu. Von Stämmen kann hier keine Rede sein, wie der Umstand beweist, daß in allen drei Gebieten reine Sachsen wohnten.

Die Westfalen werden im wesentlichen Salen, Chauken und abgewanderte Angri-varier gewesen sein; als Randvölker gehören Brukterer und Marsen, an der Ems Chasuarier, Amfivarier und Ostfriesen hinzu.

Im ganzen Mittelgebiet aber von Münden stromabwärts bis zu den Mündungen der Weser und Elbe, wohnten die Engern. Zu ihnen rechnen also die Sachsen im Groß-

chauenland, Reste der im I. Jahrhundert nach dem Münsterland abgewanderten Angrivarier und der Cherusker. Die Ostfalen würden demnach außer Langobarden und Subsegauern den Boden des alten Thüringerreichs einnehmen, dessen Schicksal nach sächsischer Überlieferung durch die Kämpfe von Runiberg (531) und Burgscheidungen an der Unstrut (534) besiegelt wurde. Die Nordalbingier, soweit sie ursprünglich Sachsen waren, sind nach der Eroberung Sadelns und Englands auf lange hin nicht sehr zahlreich gewesen, bis sie sich mit Angeln, Jüten und Nordfriesen immer mehr zu einer neuen, im Norden von Dänentum untermischten Stammesbevölkerung entwickelten.

Jede der vier Großlandschaften besaß also neben der Verwandtschaft mit den andern ihre volle Eigenart und ihr durch die Landschaft aufgezwungenes Schicksal. In Nordalbingien tat sich die Slawen-, Dänen- und Wikingergefahr auf, nicht immer gleichzeitig, aber wechselnd unter starkem Druck. Im Osten — von der elbischen Ertheneburg bis Kiel — bietet der Limes Saxoniae das Bild einer mit Burgen besetzten Grenzmark aus den Anfängen deutscher Staatsbildung. Nordalbingien war Grenzland sowohl Sachsens nachmals des deutschen Reiches. Ostfalen wiederum stand unter dem Flanken als Druck der Wilzen — die eigentümliche Verbindung des Bardengaus mit dem Nordteil des Thüringerreiches ist ohne seine geschichtliche Zufälligkeit schwer begreiflich. Aus Karls Sachsenzügen gewinnt man den Eindruck, daß der Bardengau eine politische Landschaft für sich gebildet hat, wie es rassistisch begründet war. Mit der Zeit übte die Sarzveste ihre fanfarenhafte Wirkung nach Osten. Ungern sodann war ein richtiger Weserstaat, das Chauenreich der Tacituszeit. Es enthielt den militärischen Südschlüssel ganz Sachsens — die Westfälische Pforte. Westfalen endlich erscheint als Aufmarschraum gegen Franken — gerade rassistische Verwandtschaft dieser Sachsen auch mit gewissen Rheinvölkern mußte notwendig zu Reibungen führen.

Ein Reich oder Bund setzt politische Einheiten voraus. Der „Staat“ des germanischen Altertums baut sich auf der ständischen Gliederung des Volkes auf. Für die Bronzezeit ist wohl mit sehr viel einfacheren Verhältnissen zu rechnen. Alle Freien standen damals rechtlich und sozial wohl noch einigermaßen einander gleich. Nur Tapferkeit, Begabung und Reichtum hoben in der Urzeit das Ansehen des Einzelnen über den Stand der Vollfreien empor. Tacitus jedoch kennt längst Adel und Fürsten, bei den Ostgermanen sogar Könige. Sehr viel spätere Quellen, die mit Hilfe des Sachsenspiegels vorsichtig zu ergänzen sind, unterscheiden nun bei den Sachsen drei persönlich freie Stände: Edeling, Frilinge und Laten (Lassen) oder Halbfreie. Edeling sind jene Geschlechter, aus denen die Häuptlinge gewählt wurden, wahrscheinlich besaßen sie schon in vorkarolingischer Zeit ein höheres Wergeld. Eben zwischen ihnen und den Freien galten nicht als ebenbürtig, doch konnten damals noch Freie zu Edelingen aufsteigen. Das Vorrecht mehrerer Frauen galt als adelig. Die Frilinge sind vor

allem als Freibauern zu denken, zunächst nur durch minderes Gewohnheitsrecht vom Adel unterschieden. Im 8. Jahrhundert scheinen aber auch die Freien bereits vom Adel abhängig gewesen zu sein. Die Laten waren persönlich frei und sachlich gutgestellt, aber an die Scholle gebunden. Ihr Landbesitz war Eigentum des Adels — ob ihnen Heerpflicht oblag, ist zweifelhaft. Wahrscheinlich sind die Laten uransässige Erbuntertänige, aber persönlich Unabhängige aus vorsächsischer Zeit. Unter diesen drei Ständen lebten die Knechte. Sie galten als Sache, doch war ihre Lage abgesehen von ihrer Rechtlosigkeit durchaus menschenwürdig.

Zweifelhaft ist, ob die Häuptlinge bereits als gesonderter Stand zu betrachten sind. Ihnen entsprechen die principes des Tacitus, die satrapes des Beda, die duces des Poeta Saxo, die ealdormen Aelfreds und die thiodan des „Heliand“. Es sind die Gofürsten, die nach dem Poeta manchmal aber auch mehrere Goe verwalteten. Der Häuptling war Heerführer, Leiter der Volksversammlung, Richter und anscheinend auch Oberpriester. Er war nach Tacitus und dem „Heliand“ umgeben von dem Gefolge seiner Thegen. Andre Fürstenrechte sind aus den Quellen nicht zweifelsfrei zu klären. Die Häuptlinge wurden vom Volke gewählt, und zwar aus bestimmten Geschlechtern — ob also auf Lebenszeit? Erbllichkeit ihrer Würde wird man nicht ohne weiteres in diese Frühzeit zurückverlegen dürfen. Ehrengeschenke, Einkommen aus Grundbesitz, grundherrliche Rechte über die Laten und Knechte kamen ihnen sicherlich zu — im übrigen verschaffte ihnen die Summe der staatlichen Befugnisse schon ein gewaltiges Übergewicht. Später erscheinen noch Gograf (Unterrichter), Schultheiß (Beisitzer) und Bauermeister (villicus) als Unterbeamte des Häuptlings, ihre Ämter sind sicherlich uralte.

Bezeichnenderweise haben die Sachsen aber niemals einen Gesamtherzog erkoren. Stets erscheint für jede Großlandschaft ein besonderer Heerführer. Nach Beda soll im Kriegsfall das Los darüber entschieden haben, welcher von allen Großfürsten Heerführer zu sein hatte. Eine bedauerliche Neuerung, die den Unsinn moderner Abstimmungen, wo sie nicht durch die geringe Zahl wirklich geborener Führer einmal berechtigt war, noch übertrifft. In älterer Zeit galt wenigstens Volksentscheid. Nach dem Kriege trat der Kriegsherrzog wieder in den Gofürstenstand zurück.

In diesen Zuständen spürt man drängende Kräfte, die sicherlich nach weiteren hundert Jahren zu festen staatlichen Grundlagen geführt hätten. Herzöge und Häuptlinge bildeten einen monarchischen Zellkern — in dem Brauche aber, sie zu wählen, lebt uralte Volksherrlichkeit fort. Der in keinem andern deutschen Stamm so ausgeprägte Vorrang des Adels bedeutete dagegen lauernerde Aristokratie, die es eifersüchtig nie zum Königtum kommen ließ, so daß man am ersten von einer Adelsrepublik sprechen kann, wie sie noch im alten Königreich Hannover bestand und in England noch heute vorhanden ist. Gleichwohl erhob sich die breite Grundlage aller Politik noch immer auf der Volksversammlung, der Landgemeinde aller Freien, wo dann die Edelinges das große Wort führten.

Aber nicht einmal von einer gesamt-sächsischen Volksversammlung kann bestimmt geredet werden. Das sehr angefochtene „Leben Liawins“ von Zucbald ist von Beda und Nithard abhängig, hat im übrigen aber wohl tatsächliche Verhältnisse erst des 10. Jahrhunderts gegeben. Die Capitulatio de partibus Saxoniae verbietet jedoch ausdrücklich Volksversammlungen — sie sind darnach also vorhanden gewesen. Aber ohne Zweifel hat Zucbald mit seinem Jahresthing von Markloh an der Weser lediglich das engrische gemeint. Man hat die Örtlichkeit in Markennah und dem Heiligenloh bei Hoya gesucht. Mindestens Ostfalen und Westfalen hatten ihre eigene Landgemeinde. Daß ursprünglich jeder einzelne Stamm, später höchstens jeder der vier Gauverbände seine eigene Landsgemeinde festhielt, scheint auch daraus hervorzugehen, daß Theotmalli der Thingplatz aller Therusker war. Angeblich erschienen in Markloh je zwölf Vertreter aus jedem Gau und allen drei Ständen; daraus würde dann ein Mitbestimmungsrecht der Laten hervorgehen.

Noch einmal erhebt sich angesichts so lockerer staatlicher Verhältnisse die Frage, worin denn eigentlich die Einheit des Sachsenvolkes bestand, dessen politischer Druck doch von allen Nachbarn empfunden wurde. Zweifellos hat die Sachsen ein geheimer Bund geeint. Gemeinsame Rasse, Religion und Sprache, Siedlung und Sitte verbürgten an sich schon ein starkes Gesamtgefühl. Vor allem aber hat gleiches Wandern und Erobern alle Sachsen gegen Süden zusammengeschlossen. Waren wirklich jene Großlandschaften politische Gemeinwesen, so ist merkwürdig genug, daß alle drei südelbischen vom sächsischen Kerngebiet einen Anteil genossen, am meisten Engern. Schon daraus geht hervor, daß ein politischer Bund bestanden haben muß. Im übrigen sind wir nicht imstande, aus den dürftigen Quellen eine Zeitspanne von Heinrich dem Löwen bis zu Friedrich dem Großen (denn so breit ist das sächsische Altertum) in ihrer Entwicklung genauer zu erkennen.

Eigentümliche Familienähnlichkeit besitzt aber die alt-sächsische Verfassung sowohl mit den norwegischen wie mit den angelsächsischen Zuständen der Frühzeit. Zielten doch vor dem Auftreten Harald Schönhaars am Nordweg drei Dinge sich derart die Waage, daß es zu einer Einheit nicht kommen konnte. Auch hier lauter Gaue mit eigenen Häuptlingen, auch hier ein Bündel Goe jeweils zu Großlandschaften verklammert. In dem Augenblick jedoch, in dem eine blendende Persönlichkeit aufsprang, entbanden sich alle Kräfte der mit Spannungen geladenen Zeit. Und so kam es 872 zu jener wildschönen Wikingerschlacht im Bocksfjord — nur genau ein Jahrhundert nach dem Untergange Altsachsens. Ähnlich ist der Vorgang nach der Eroberung in England — es sind überall die vorgeprägten Züge der Zeit. Auch hier entstehen sieben oder acht Kleinreiche. Sie sind wohl selbständiger, weil eben durch Sieg und Krieg die alten Häuptlinge im neuen freien „Amerika“ zu Kleinkönigen wurden, ehe sie die Einheit des neuen Raums noch empfanden — die Sehnsucht zum Zusammenfall tragen sie bald dauernd in sich. Und als endlich Egbert von Wessex († 839) mit starkem Griff die Einheit formt, da wiederholt sich der gleiche Vorgang wie in Norwegen

und zur gleichen Zeit. Und dieselbe Entwicklung nimmt dann Dänemark ein kleines Jahrhundert später mit Gorm Grymme (900—935) — hier hatten die schleudernden Kräfte fürstlicher Zwietracht lange das Übergewicht.

Daß Altsachsen, dieser Bund von Kleinstaaten auf sippen- und markgenossenschaftlicher Grundlage, der im Grunde nur brennend auf die große Persönlichkeit wartete, eine gleiche Einigung erlebt hätte, ja, daß es nach der vollklichen unmittelbar vor der staatlichen Verschmelzung stand, bedarf keines Beweises. Mit unbegreiflicher Verschwendung hat hier die Geschichte ein wundervoll wachsendes Reich im Keime erstickt.

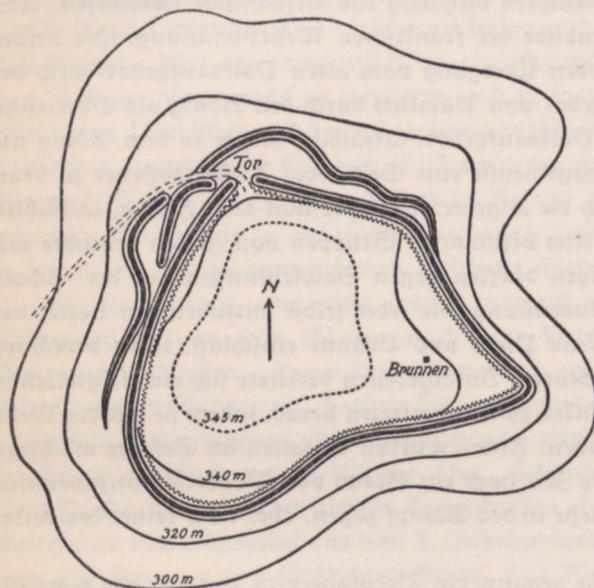
Durch ihre Entfaltung über den ganzen Boden Großniedersachsens von der Eider bis zum Harz und Rhein rückten die Sachsen in ihre Schicksalslandschaft ein. Wenn auch das Kernland in ihrer Mitte ganz der ozeanischen Wetterecke mit ihren trocken-kühlen Frühlingen, ihren kühlen Sommern, warmen Herbstern und milden Wintern angehört, so teilt sich ihrer Bodenbeschaffenheit nach doch diese Gesamtlandschaft in fünf auch geschichtliche Felder; nämlich die Brücke zwischen den zwei Meeren, die Lüneburger Heide, die Marschen und Moore, die Harz-Weserfestung, endlich Westfalen. Ein jedes dieser Gebiete erfährt sein Sondergeschick, schmalere Übergangsgürtel liegen zwischen ihnen und sind naturgemäß heißeren Spannungen ausgesetzt. Der Zwang einer erdkundlich nicht vorhandenen Gesamtlandschaft ergab sich erst unmittelbar durch die sächsische Einwanderung, also mit der gemeinsam werdenden Geschichte. Vor allem bedurfte es einer militärischen Grenze nach Süden, wie sie vordem die Elbe bot: das Kernland allein ließ sich nicht halten. Sie war nur zu finden in den östlich von den Allersümpfen, im Westen von den Emsmooren flankierten Mittelgebirgen. In diesem Raume finden wir denn auch jene dreifache Kette von Sachsenburgen, deren manche zweifellos vorsächsisch sind.

Mit Sicherheit gilt dies für Armins Teutoburg, die jetzige Grotenburg unmittelbar am Hermannsdenkmal. Das Alter der übrigen ist natürlich ganz ungewiß, viele von ihnen hat man im Mittelalter weiterbenutzt oder ausgebaut. Die ältesten germanischen Burgen überhaupt treten erst einige Jahrhunderte vor Christus in Ostdeutschland zutage, der ganze Norden kannte bis zur Wikingerzeit noch keine — sie sind eben eine Erfindung der Völkerwanderungszeit. Welche Bergvesten im übrigen erst von den Sachsen angelegt sind, ist umstritten.

Die geschichtliche Gesamtlandschaft hat demnach zwar sichere Grenzen an Eider, Nord- und Ostsee, im Westen an den Mooren, im Osten wenigstens einigermaßen an den zahlreichen Flußläufen zwischen Lübeck und Drömlingsümpfen und war im Süden durch zwei große Gebirgsvesten geschützt, deren Mauern sich von der Diemel in streng westlicher Richtung bis an den Rhein fortsetzten. Eine große Bresche dagegen klappte im Südwesten. Hier fanden sich weder Gebirge noch Moore oder Flüsse als natürliche Grenzen. Hier verrannen nur die offenen Täler der Ruhr, Emscher und Lippe in das Bett jenes größten Stroms, von der Natur zur wahren Grenze Großniedersachsens bestimmt — des Rheins. Daß es den Sachsen nicht gelungen ist, den

Rhein zu gewinnen, hat militärisch ihr Schicksal besiegelt. Aus diesem fränkischen Rheinloch her brauten sich später die verhängnisvollen Wetterwolken zusammen.

Die mehr als 50 Burgen ergeben einen mehrfachen wohlüberlegten Befestigungsgürtel. Fast alle Lücken dieses Ringes zeigen noch heute Spuren weitreichender Landwehren, die aber meistens erst mittelalterlich sind. Die alt-sächsischen Bergvesten sind natürlich nicht alle auf einmal nach einheitlichem Plane erbaut, sondern teils einfach von den Hermionen überkommen, teils wohl gauweise



Plan der alt-sächsischen Skidroburg (Herlingsburg) bei Schieder  
(Nach Zoops' Reallertion)

in Anlehnung an das Gelände von Fall zu Fall aufgetürmt. Gleichwohl sind sie ein Beweis für die hohe militärische Veranlagung des sächsischen Stammes. Auch zeigen sie alle deutlich seine Eigenart. Die alt-sächsische Volksburg lag auf unzugänglichen Bergen oder Bergzungen mit schmalen Zugang, in Wigmodien auf einer durch Sumpf und Moor gedeckten Sandhalbinsel wie etwa Heidenchanze und Heidenstadt. Sie war eine im Frieden leerstehende unbewohnte einräumige Fluchtburg, wahrscheinlich für den ganzen Gau. Ihre Hauptbefestigung bestand aus einer großen grabenlosen, höchstens

mit flacher Mulde versehenen Mauer, die, zerfallen, heute als Umwallung erscheint. Weiter vorwärts an der Gefahrenseite erhob sich ein Schutzwall mit Außengraben. Eine Vorburg war dagegen nicht vorhanden, aber an der Stirn des einzigen Tores sprang der Außengraben nach vorn und ließ Raum für einen Zwinger. An dieser Stelle war das Tor durch Schanzen gedeckt. Bei der Teutoburg verrät gerade das Fehlen dieses Zwingers vorsächsische Herkunft.

Überhaupt lag nach gemeindeutscher Sitte der besetzte Herrenhof unterhalb oder nahe der Volksburg: der Sitz des Gausfürsten. Schon Tacitus unterscheidet beim Überfall auf Marbod Burg und Königshof. Die Kleine Grotenburg scheint der umwallte Hof des Häuptlings, die große eben die eigentliche Gau-Teutoburg gewesen zu sein. Wenn aber bei dem Sturm auf Burgscheidungen die Sachsen nach Widukinds Darstellung zunächst die Fluchtstätte (oppidum) mit den Siedelungen, dann

erst die Königsburg Hermannfrieds nehmen, so liegt hier die Herrenburg bereits innerhalb der Volksburg. Dieser Zustand trat allgemein erst seit 900 ein. Entscheidend war hier die Neuerung des ersten Sachsenkönigs. Fränkische Eigentümlichkeit dagegen sind später die viereckigen befestigten Herrenhöfe, oft auf künstlichem Hügel mit Wall und Graben — normannisch der Hügel mit Wohnturm (moated mound) und Wassergraben — wikingisch die Umwallung ganzer Bergkuppen, Inseln und Gelände sowie die Umhegung von Vorgeländen mit Trockengräben, über die Holzbrücken liefen.

Diese reinen Kriegsburgen beleuchten blizartig das alt-sächsische Heerwesen. Aber noch deutlicher wird es am Gegenbilde der fränkischen Wehrverfassung. Sie befand sich zur Zeit Karls im entscheidenden Übergang vom alten Volksaufgebot durch den König als Volkshaupt zum Aufgebot von Vasallen durch den König als Oberlehnsheerrn. Gedanklich herrschte noch Volksaufgebot, tatsächlich diente es dem König nur noch als Rechtsform, statt der Kriegsdienste eine Geld- oder Rüstungssteuer zu beanspruchen. Eigentlich galt also noch die allgemeine Wehrpflicht aller Freien, tatsächlich aber konnte man sich freikaufen. Aus bestimmten Gruppen von Freien brauchte also nur einer in den Krieg, die übrigen durften gegen Sachleistungen auf der Scholle bleiben. Wirklich war auch die Ausrüstung, die jeder selbst mitzubringen hatte, viel zu teuer geworden, weil sie meistens Pferd und Brünne einschloß. Man berechnete ihren Wert auf 45 Rüge oder 15 Stuten. Infolgedessen bereitete sich ein tiefgreifender sozialer Wandel vor: viele Freie sanken zu Minderfreien herab, indem sie mit der Wehrpflicht auch wichtige Rechte aufgaben. Andre wurden Vasallen im Gefolge mächtiger Herren. Zwischen beiden ist längere Zeit noch ein Stand von Vollfreien anzunehmen, die nicht mehr oder nicht immer mehr in den Kampf zogen, aber noch keiner der beiden ersten Gruppen sich anpaßten.

Die fränkische Reichswehr also begann ein Berufsheer zu werden. Es legte den Bauernfreien Feldzugskosten auf und ergänzte sich aus Kriegerfreien. Im übrigen ist sein Bestand umstritten. Den Kern bildeten wohl diese Vasallen, deren ein karolingisches Heer durchschnittlich etwa 5000—6000 Reiter führte. Dazu stieß der Keim eines stehenden Heeres, die scara oder Leibwache vom Königshof. Ob sie ganz oder nur teilweise beritten war oder ob sie die eigentliche Infanterie ausmachte, ist zweifelhaft. Als dritter Truppenteil erscheinen endlich zahlreiche Begleitmannschaften, Waffen- und Troßknechte.

Wenig wissen dagegen die Quellen über das alt-sächsische Heer. Bestimmt lag auch in Sachsen der alte Grundsatz „Jeder Freie ein Krieger“ im Sterben. Nithart und andere halten die Masse der Laten für sehr groß. Offenbar gab es gegen 800 schon mehr unkriegerische Minderfreie als belanzte und berittene Frilinge und Edeling zusammen. Sechs Jahrhunderte, in denen nur Grenzkriege vorkommen, müssen ein Kriegervolk verbauern — besonders, nachdem es seine kühnsten Kämpfe nach England abgegeben. Aber auch drüben wie überall in der Geschichte waltet das gleiche Gesetz: Ruhe macht Bauern, Bewegung Krieger. Darum ist langer Friede jedem Volk gefährlich.

Nun aber denke man sich einen Kriegsausbruch. Er war zunächst nur Grenzangelegenheit. Högemeinde oder Volksversammlung einer jeden Großlandschaft wurden berufen und durch Schildzusammenklang aus dem Hochadel die Heerführer erkoren. Die Tüben tönten, die Boten liefen. Mobilmachung! Aber es war nur eine Teilmobilmachung. Die Freien marschierten, die Hälfte etwa zu Ross, denn der eine Teil des Heeres bestand aus dem berittenen Fürstengefolge. Schon Caesar freilich unterscheidet Krieger- und Bauernfreie. Dazu waren, wie gesagt, viele Bauern zu minderem Recht herabgesunken. Das Sachsenheer wird also vermutlich drei Zellen umfaßt haben: den Reiteradel, die zum Teil berittenen Freien und die halb- oder unfreien Burschen und Knechte. Was aber wesentlich ist: eine stehende Truppe war kaum vorhanden. Das Gefolge pflegte nicht zu eperzieren und zu manövrieren, besaß also keine streng militärische Vorbildung. Allein Begabung entschied im Kriege, Mut und persönliche Tapferkeit, angeborene List und Geistesgegenwart. Kann aber ohne Übung, ohne Gemeingeist ein Heer entstehen? Erst in Kriegs- und Wanderzeiten formte sich der männliche Waffensinn — auf einmal war er wie aufrauschend überall, schlug Flammen — der große Traum gemeinsamen Erlebens überzog alle Seelen wolkengleich.

Daß die Reiterei aber nicht gering war, ist anzunehmen. Jedenfalls läßt die Jahresabgabe von 300 Gäulen nach dem Vertrage mit Pippin auf blühende Pferdezuucht schließen. Bewaffnete Kavallerie erscheint schon auf den schwedischen Felsbildern der Bronzezeit. Tacitus bezeugt besonders bei den Chauken und Sweben bedeutende Reitertruppen. Der Gefolgsmann erwartete vom Fürsten ein Streitross, die Braut empfing es vom Manne. Im „Seliand“ hüten die Hirten auf dem Feld ihrer Pferde. Nicht minder sind die Langobarden als Reitervolk bekannt gewesen. Das Reitergrab von Marwedel aus dem 2. Jahrhundert ist langobardisch und barg Zaumzeug und Sporn neben fürstlichem Schatz. Das Wildpferd lebte seit Urzeiten in Niedersachsen, dessen weite Marschen ja zur Pferdezuucht auffordern. Und aus den Sachsenkriegen Karls ist ein Treffen von 784 bestimmt als Reiterkampf überliefert, und die Sintelschlacht ist wahrscheinlich von Reitern ausgefochten. Heilige Kasse eröffneten und begleiteten ja Krieg um Krieg — das Lieblingstier des Kriegers, des Bauern, des freien Sachsen war und blieb das Pferd. Sein Gewieher, seine Zeugungskraft galten als göttlich. Pferdenamen wie Hengist und Horsa waren beliebt, das berühmte Völsungengeschlecht heißt nach dem völsi, dem Zeugungsglied des Hengstes. Im Reitergrab von Anderten fand man die ältesten bisher bekannten Kaltblüter, vier mittelgroße Hengstskelette (700 nach Christus). Auch Wodan ritt ja auf einem Grauschimmel oder Rappen.

Welche Waffen aber trug nun der Sachse? Sie haben sich auch damals entwickelt und gewandelt. Bezeichnend ist, daß die Angriffswaffen weit besser ausgebildet waren als die Schutzwehr für den Körper. Nach Tacitus kämpften die Germanen sogar fast nackt, höchstens im leichten Mantel. Es galt lange als Ehrensache, ohne Helm zu fechten. In den Sunden von Thorsberg erscheinen auch Ärmelröcke und enge Hosen

für Fußsoldaten, Ringpanzer und Helm für Reiter — Widufind nennt noch buntgestreifte Leinentücher. Als Hauptwaffen galten Stoßlanze, Schwert und Beer (Fraxe). Gern senkte man heilbringenden Runenzauber in das Metall. Tönte beim Ausbruch zum Kampf es laut im Gewaffen, so deutete der Träger diese Musik gern günstig, wie jener alte Niedersachse in den Lanzenrunen von Kragehul: „Mächtig tönendes Glück weihe ich auf den Speer!“

Die meist eisernen Klängen waren entweder zweischneidige Langschwerter (Spatha) oder einschneidige Kurzscherter (Skramasax). Seltener erscheinen Bogen und Pfeil. Die Schilde sind rund, mit eisernem Rand und silberverziertem Buckel beschlagen und von leichtem Holz. Die fränkische Bewaffnung zeigte sich aber überlegen durch Brünne und Helm, die in Sachsen noch selten vorkamen, sowie durch ein Wurfbeil (die Francisca) und den Ango, einen eisernen Wurfspeer mit Widerhaken — Waffen aus Franken. Es fällt ins Gewicht, daß die Franken sowohl die berühmte keltische wie die römische Waffenschmiedekunst unmittelbar beerben konnten, die Sachsen nicht. Wie ein Sachse dieser Zeit bewaffnet war, lehren uns das Gräberfeld vom Osterberg bei Ashausen (Winsen a. d. Luhe) und das Reitergrab von Sarstedt. In den sechs Männergräbern vom Osterberg fanden sich folgende Waffen: ein zweischneidiges eisernes Langschwert (Spatha) von 65 cm Länge mit kurzer Parierstange, ein zweites Langschwert mit ähnlicher Parierstange, ein Skramasax (einschneidiges, nicht sehr langes Siebschwert), eine eiserne 40 cm lange Lanzenspitze, ein 14 cm langes eisernes Messer und ein helmförmiger Schildbuckel von 15,5 cm Höhe. Das Reitergrab von Sarstedt (800) zeigt ebenfalls die echte Ausrüstung eines altsächsischen Freien der Karlingischen Zeit: Skramasax, Holzlanze mit geflügelter Spitze, Holzschild mit silberverziertem Eisenbuckel und die so oft gefundene bronzene Nippzange.

Ungewöhnliche Kerngestalten müssen die sächsischen Freien gewesen sein! Als sie in Thüringen zum erstenmal den Franken vor die Augen kamen, bewunderten diese Mut und Wuchs der Sachsnotgenossen. Ihnen fiel das frei über die Schultern wallende Haar auf, denn sie schoren ihr Hinterhaupt. Ward der fliegende, drachentötende Adler den Sachsen vorangetragen, so rangen sie ungestüm, mit religiöser Leidenschaft, um den Sieg.

## 7. Altsachsens Untergang

Das bewegende Ereignis der frühmittelalterlichen Geschichte ist die Völkerwanderung — jenes unaufhaltsame Herabströmen germanischer Stämme in den Kulturkreis des Mittelmeers, der Untergang des antiken Weltalters, die Geburt Europas. Ihr Ursprung liegt tausend Jahre zurück, liegt selbst vor der Gründung der Ewigen Stadt. Diese Tatsache kehrt das Verhältnis des Nordens zum Süden fast um. Sie beweist, daß beide Welten nach eigenem Gesetz sich bewegen. Sie zeigt,

daß die Germanen auch gewandert wären ohne den Süden, sie erhellt das Dasein der rein nordischen Veranlagung — des Abenteuertriebs, der Kraftentfaltung einer jenseitig begründeten Bewegung. Übervölkerung und Landnot dürfen nur als Anlässe der ganzen Erscheinung gelten, nichts in der Geschichte hat bloß wirtschaftliche Ursachen. Der Steinzeitraum Skandinaviens ward gewiß einmal zu eng, aber den seefahrenden Männern jener schwedischen Felszeichnungen war ja die Ostsee längst vertraut, und ihre Inseln wurden bevölkert, bevor man noch Landnot kannte. So bleibt Germanenwanderung ein rätselhaftes Geschehen auf dem Boden Alteuropas und, wie jede Geburt ein Kampf zwischen Leben und Tod, ein langes und schmerzhaftes Ringen um den neuen Menschen.

Darum hat dies Zeitalter seine eigene Sittlichkeit, seine maßlos krassen Farben. Im Leben der Menschheit liegen selten edle Züge so grell neben den rohen — im Streit der alten Götter gegen den weltdurchdringenden Christus sind nirgends die Furchen der Zeit so unbegreiflich verzerrt wie hier, nur mühsam durch die frühkatholische Geschichtschreibung gemildert. Wer die niedrigen Hasflügen der Belgier über Deutschland kennt und die Kriegspsychose von 1919 erlebt hat, wird die Hälfte solcher Berichte der Tatsache zuschreiben, daß der Krieg die Lüge gebiert und die Augen der Geängstigten blendet. Über langen Kriegszeiten lodert als furchtbare Fackel der Wahnsinn ganzer Geschlechter. Auch bei den Angelsachsen bezeugen einzelne Briefe Wynfriths eine gewisse Verwirrung der Sitte. Die Trunksucht sei ein den Angelsachsen eigentümliches Laster, das man weder bei Franken und Langobarden noch bei Galliern und Griechen finde. Häufig ist von Priestern die Rede, „die stets in Unzucht und jedem Schmutze“ lebten, von denen manche Nachts fünf oder noch mehr Beischläferinnen im Bette haben. Ein ander Mal wird gesagt, es gäbe nur sehr wenige Städte in Langobardien, Franken und Gallien, in denen sich keine englische Sure finde. Im 71. Brief endlich klagt Wynfrith: „Es gereicht unserm Volke zur Unehre, wenn behauptet wird, daß die Angeln unter Verachtung der Sitte aller andern Völker es verschmähen, rechtmäßige Weiber zu haben.“ Auch die angelsächsische Königsgeschichte ist nicht arm an krassen Vorfällen. Ob ähnliche Verhältnisse damals auch bei den Festlandsachsen geherrscht haben, weiß man nicht — da, wie Wynfrith klagt, keine Tür zu ihnen offenstehe, wir also keinerlei Nachrichten darüber besitzen. Gleichwohl darf gesagt werden, daß sich die noch weniger erschütterten nordischen Völker an Sittenverfall mit den Südvölkern und den in ihren Volkskörper hineingedrungenen Südgermanen nicht messen konnten.

Das Wodansland blieb vorläufig ein unüberwindliches Bollwerk. Erstaunlich genug, daß der sächsische Riese, an dessen Leibe immer nur einzelne Glieder sich wehrten, der gestrafften fränkischen Königsmacht überhaupt so empfindlich werden und an den Rheingrenzen jahrhundertlang immer wieder als Angreifer auftreten konnte. Welche Kraft diesem nordischen Stamme innewohnte, beweist die Tatsache, daß der Sachsenbund noch im Anfang des 8. Jahrhunderts gerade gegen die Franken an Ausdehnung gewann. Damals nämlich schlossen sich die Brukerer ihm an, und auf einem Heerzuge

von 715 verwüsteten die Sachsen das Land der Chattuarier. Erst seit des Sammers Heerzug von 718 ging das Frankenreich zum erfolgreichen Gegenangriff über. Karls Sachsenkriege sind daher nur die Entscheidung in einer jahrhundertelangen Auseinandersetzung.

In drei großen Wogen fluten sie an uns vorüber. Ein Reichstag zu Worms eröffnet 772 den Kampf gegen Engern. Der Marsch geht durch Hessen. Fresburg (Obermarsberg) wird erobert, der heilige Baum Irminsul, Sinnbild der Weltesche, frevelhaft gefällt, alle Weihgeschenke für den allwaltenden Tiu nach dreitägiger Zerstampfung des höchsten sächsischen Heiligtums geraubt. Diese Meintat erklärt von vornherein alle Wutausbrüche der Sachsen. Natürlich schweifen sie während der Abwesenheit Karls nun plündernd durch Hessen und Friesland. Infolgedessen scheint der König 775 zu Quiercy beschloffen zu haben, die Sarnotgenossen völlig niederzuwerfen, ihnen den römischen Christus aufzuzwingen — oder sie gänzlich auszurotten. Er rückte nun mit der gesamten Streitmacht von Düren her über Köln auf dem Hellweg bis zur Ruhr vor, zertrümmerte Sigiburg, befestigte Fresburg, vertrieb ein Engernheer aus den Schanzen des Brunisbergs bei Hörter und stieß unter Belassung einer Rückendeckung auf dem linken Ufer mit der Hälfte des Heeres bis zur Ocker vor. Dort unterwarf sich ihm der Häuptling Hessi mit den Ostfalen — auf dem Rückwege der Fürst Bruno mit den Engern. Dieser Rückmarsch erfolgte über Minden in Richtung Hlibbeki (Lübbecke), wo inzwischen Widukind durch kühnen Nachtangriff das Westheer empfindlich geschlagen hatte. Da Karl aber den Vertrag seines Feldherrn zerbrach, überfielen die Sachsen während des folgenden Langobardenkrieges die Fresburg, konnten freilich Sigiburg nicht zurückerobern. Als der Franke dann aufs neue bis zur Lippe vordringt, wo die Sachsen zu neuem Verträge eintreffen, steigert er seine Forderungen. Statt einfachen Treugelübdes und bloßer Stellung von Geiseln sollen nunmehr die Gausfürsten mit Eigengut und Herrschaft haften. Fresburg wird noch einmal befestigt, Karlsburg erbaut. Schon wagte Karl 777, einen Reichstag nach Paderborn zu verlegen. Damals erfolgte die erste Massentaufe. Eine Synode beriet über Mission, Sprengel wurden verteilt, vielleicht ward einer davon dem Abt Sturmli übertragen. Südsachsen schien beruhigt — Karl konnte seinen Kampf gegen die Araber beginnen.

Als aber das Horn von Konceval den Tod Rolands bis an die Marken des Reichs hinauschrte, eilte Widukind aus seiner dänischen Verbannung ins Vaterland heim — er hielt den Augenblick für gekommen, endlich alle Sachsen zu einheitlicher Tat zu ballen, womöglich die stammverwandten Dänen mitzureißen und so für die Schändung der Heiligtümer Rache zu nehmen. In dem stürmischen Manne verkörperte sich zum letzten Male der nordische Gedanke. Ein wiedererstandener Armin, kämpfte dieser kühne Westfale heldisch für Glauben, Freiheit und Einheit. Bis an den Rhein stießen die Sachsen vor — sie verheerten die Ufer von Deuz bis Koblenz. Karlsburg wurde umgeworfen, die Gebeine Wynfriths mußten aus Fulda geflüchtet werden. Ganze

Gaue folgten dem Ruf des Führers, selbst Engern und Westfalen bebten unruhig nach der alten Waldesfreiheit. Und doch — die Zusammenfassung des ganzen Festlandreiches gelang nicht. Der Gedanke schien zu ungewohnt und kühn, ein Teil des mit Gute haftenden Adels zögerte bedenklich — beim Anmarsch eines alemannisch-ostfränkischen Heeres wichen die Angreifer wieder zurück. Bei Bocholt an der Na, am Berge Coisius (?), schlug Karl sie auseinander und drang bis zur Weser und Ohre vor. In Lippspringe und Paderborn hielt er Anno 780 und 782 entscheidende Reichstage. Vielleicht auf dem zweiten verkündete er die berühmte Capitulatio de partibus Saxoniae. Hier wurden die Grafschaftsverfassung, der fränkische Heerbann, der verhasste Zehnte begründet und mit immer neuer eintöniger Todesdrohung alle Kirchen unter Schutz gestellt, die Taufe zwangsweise eingeführt, dagegen Menschenopfer und Leichenverbrennung, Landsgemeinden und altnordische Heiligtümer nebst andern nichtkatholischen Bräuchen verboten. Karl hatte mit Blut geschrieben.

Wenn er aber geglaubt, auch nur die Südhälfte Sachsens damit unterworfen zu haben, so war das ein verhängnisvoller Irrtum. Und vielleicht erst infolge dieser Enttäuschung fand in ihm der Gedanke einer Unterjochung des ganzen Stammes Raum. Wir finden noch in dem gleichen Jahre ganz Sachsen rechts der Weser, besonders Wigmodien mit seinen unheimlichen Moorschlupfwinkeln, in hellem Brand. Widukind hatte ihn geschürt. Er hatte nach dem Ende des ersten Krieges Dänemark gewonnen — eine heldische Flucht, getan im Kampf um die Freiheit seines Vaterlandes — er sah sein Volk sterben. Vielleicht nahm er damals die Hand der Tochter König Siegfrieds. Jedenfalls war im königlichen Auftrage der Dänenprinz Haldan in Lippspringe erschienen, ohne daß ein Vertrag mit den Franken zustande kam. So mag wohl Haldan nur ein Späher für Widukind gewesen sein. Dänemark mit in die eigene Front herüberzuholen — ein kluger Gedanke. Ein Bund mit dem Norden hätte dem Kriege eine andere Wendung geben müssen. Es gärte ohnehin im Norden, denn damals begannen die furchtbaren Normannenfahrten. Und welch ein Gegner der Dänenkönig an der Spitze der damals ersten Seemacht Europas war, sollte Karl noch erfahren.

Es gelang Widukind leicht, den Widerstand der Sachsen neu zu beflügeln. Das fremde Frankentum, der verhasste Zehnte für die römische, alles Heimische entweihende Kirche hielten die Funken unter der Asche wach. Ist es nicht unsinnig, mit fränkischen Quellen von „Empörern“ und „Treulosigkeit“ zu sprechen, wo ein Volk durch mehr als dreißig Sommer mit restloser Hingabe für seine Freiheit kämpft?

So tobte vier Jahre lang (782—785) der zweite erbitterteste und allgemeinste Krieg gegen die Franken. Wiederum erscheint Widukind, ein flammender Krieger zum heiligen Streit. Es gelingt ihm, das gemeinsame Stammesbewußtsein zu wecken. Durch die trüben Scheiben fränkischer Annalistik spüren wir die heiße Blut einer erwachten Nation. Der sogenannte heilige Willehad wurde aus Wigmodien verjagt; in Küstringen und Dithmarschen, Bremen und Friesland stürzten Kirchen und Kreuze. Doch jetzt zeigten sich noch einmal die heillosen Mängel der sächsischen Verfassung:

wohl gelang es Widukind, ein Heer zusammenzublasen, aber nicht das ganze. Er vermochte wohl Gauen zusammenzureißen, aber nicht mehr das ganze Volk. Umso weniger gelang seine Bündnispolitik. Die Sorben konnten es wagen, zwischen Elbe und Saale hervor plündernd nach Thüringen und Ostfalen einzufallen. Karl bot drei seiner besten Heerführer an der Spitze ostfränkischer und zum ersten Mal sächsischer Männer auf, den Feind zu bekämpfen. Widukind jedoch wollte die Seinen nicht zur weiteren Stärkung der Karlingischen Macht mißbrauchen lassen. Er zog die Freien an der mittleren Weser zusammen und schlug das Heer jener Drei am Süntelgebirge mit dem Gebrause seiner Reiterwindibraut, so daß nur Trümmer sich in das Lager des aus Ripuarien herbeigeeilten Grafen Theodorich retteten. Die unmittelbare Folge war Karls berühmter Rachezug: bei Verden ließ er volle 4500 freie sächsische Männer niederhauen. Seitdem hieß er auf Jahrhunderte hinaus bei den Sachsen „Karl der Schlachter“.

Auf diesen blutigen Oktobertag des Jahres 782, an dem sechsmal mehr germanische Männer bluteten als Minuten der Tag hat, antwortete Sachsen mit einer Todesstille. Es war die Stille vorm Gewitter. Kaum hatte Karl noch zahlreiche Freiheitskämpfer in Banden nach Süden verschleppt, da brach der Sturm los. Fast ganz Sachsen, soweit es nicht entvölkert war, erhob sich in gerechter Empörung. Das also war der neue Gott, den man von Rom her empfahl! Das ganze Mißbündnis des Katholizismus mit der rohen und hinterlistigen Macht dieser Welt ward den Sachsen an einem fürchterlichen Henkerstück vor Augen geführt. So mußte Karl noch einmal nach Norden ziehen. In der offenen Feldschlacht bei Detmold empfand er die Wucht des feindlichen Zorns. Durch die Lügen der Karlingischen Schreiber hindurch spürt man die trotzige sächsische Abwehr: nur ein erschüttertes Heer weicht nach dem Kampfe zurück wie hier das fränkische. Erst nach Heranziehung starker Hilfskräfte gelang dem König der Streich an der Hase. Er war entscheidend und wurde mit voller Kraft ausgenutzt, doch führte Widukind mit Sachsen und Friesen noch lange seinen Kleinkrieg weiter. Karl übertrug jetzt einen Teil seines Heeres einem gleichnamigen Sohne und zog trotz Winters und Überschwemmungen in vielen Zügen verwüstend durch West- und Ostfalen bis in den Bardengau. Als er dort dann von dem Aufenthalt Widukinds bei den Nordalbingiern hörte, bot er dem Gegner Frieden und Rückgabe aller Güter für den Fall der Waffenstreckung.

Karls Kriegführung war bisher trotz aller Einzelerfolge ein Fehlschlag gewesen. Seine Drohungen hatte er nicht wahr machen können. Wenn auch die Sachsen in offener Feldschlacht und im Burgenkampf unterlegen blieben, so hatte Widukind doch durch die Taktik plötzlicher Überfälle der fränkischen Heerführung das Gegengewicht gehalten. Infolgedessen war Karl seit 783 zu einem neuen Verfahren übergegangen. Er sah ein, daß die Burgen dauernd, auch im Winter, besetzt werden mußten. Weitblickend ergänzte er sie durch zahlreiche curtes, rechteckige befestigte Gutshöfe, zugleich Zellwegknotenpunkte und Heerlager. Sie lagen je etwa 20 km auseinander. Von da

wurden die Felder regelmäßig bestellt, von da wurden Ausfälle und Streifen in Feindesland unternommen. Aber auch diese Politik führte zu keinem vollen Erfolge, sie hätte gewiß mehr als die Speere eines Menschenalters erfordert, um zum Ziel zu führen — wer aber würde Karls Weltreich fortführen? So machte der Kaiser ein Friedensangebot.

Dies ist ein Augenblick, der uns den Atem raubt. Nach Andeutungen der fränkischen Annalisten hat Karl von Anfang an versucht, durch Bestechung einen Teil der Feinde zu gewinnen. Die Sachsen waren durch ewige Sehden, Verwüstung, Anfeindung ihres Glaubens, Einfuhr katholischer Lehren verwirrt, erschüttert, seelisch entkräftet. Der Süden, angeführt von einem nordischen Genius, konnte nicht ohne Eindruck auf sie bleiben. Längst waren ja ihre meerbefahrenden England erobernden Brüder der römischen Lehre erlegen. Wenn aber Widukind und Abbio sich 785 zu Attigny taufen lassen, so ist das der Entschluß zweier echt sächsischer Männer, die dreizehn Jahre lang unter Aufbietung aller Kräfte für ihr Volk gekämpft, nun aber die Hoffnungslosigkeit ihrer Sache erkannt hatten. Wir würden sie gern auf der Walstatt fallen sehen — aber Wodan, der ihnen den Sieg nicht gab, hatte sie verlassen, wie er einst Harald Hilditand verließ in der Bráwallaschlacht. Sie verzweifelten an ihren Göttern und damit an ihrem Volk. Widukind kam für die Sachsen 50 Jahre zu spät. Sein scheinbarer Abfall von der sächsischen Sache wirkt tragisch. Aber da seine Erkenntnis über die seines Volks hinauswuchs, er die Höhe der hinter roher Macht verborgenen Christuslehre verspürte — konnte er nicht mehr sterben. Die niedersächsische Sage hat seine Tat und sein Leben mit unvergänglichem Golde umspinnen.

So ist die Taufe dieses Mannes Sachsen und Franken als der Wendepunkt in dem Riesenkampfe erschienen. Hoherfreut berichtete Karl darüber an den Papst. Und tatsächlich scheint Karl seit dem Jahr 784/85, wo er auf der altheiligen Eresburg weilte, die Gewalt- und Blut-Herrschaft des Paderborner Reichstags in eine Bündnispolitik gegenüber den Sachsen umzuwandeln. Er begnügte sich nunmehr mit einem Vergleich. Die Sachsen sollten ihn als König anerkennen, ihr Herzog Widukind empfing als Taufgeschenk wahrscheinlich jene vielen „Wittekindsburgen“ mit ihren Gütern oder sie wurden ihm bestätigt. Der Zehnte sollte freilich weiter gezahlt werden und ein Allthing nicht mehr stattfinden — kurz, die Gewalt über Krieg und Frieden in die Hände des Kaisers übergehen. Dafür aber sollten die neuen Verbündeten Freiheit, Heimatboden und Gogericht behalten und ihre inneren Angelegenheiten selbst verwalten.

Besonders ist auffallend, daß die Karlingischen curtes, die Königshöfe, angelegt zur Verpflegung des Hofes und Heeres, die Weserlinie nur in ganz wenigen Fällen überschreiten. Statt dessen war dem sächsischen Adel nunmehr erlaubt, eigene Gauverwaltungsburgen, oft neben den alten Volksvesten, anzulegen wie die sogenannte Pipinsburg (=Wartburg) bei Geestemünde, die vielen kleinen Rundwälle zwischen

Weser und Elbe, zwischen Nordsee und Saide bis zu einer Linie Gishorn-Zelle-Rehburg-Damme. Am dichtesten treten sie im Mündungswinkel auf. Man hielt sie früher für die Herrenburgen des Wigmodien erobernden Adels. Bei der Pipinsburg wachsen die Wälle 8 m über den Boden. Nach dem Graben zu war der Wall mit Holz verschalt. Im Ringwall von Duhnen standen die Pfosten auf Schwellen. Es gelang auch, Holzreste von Torwangen freizulegen — ein Torgang war etwa 3,50 m breit und 17 m lang. Es sind auch wirklich die frühesten bewohnt gewesenen Herrenburgen, verwandt der sächsischen Wohnburg „Sunneschans“ am Uddeler Meer in Holland. Ihre Eigenart, durch die sie sich von den früheren altgermanischen Volks- und Fluchtburgen abheben, besteht in der Verlegung des Herrenhofs in die dicke hohe, manchmal mit Vorburg versehene Umwallung. Der Wall besteht aus zwei Stockwerken, die Gebäude ducken sich sämtlich an den Innenring des Walls. In der Sunneschans ist sogar das alte Herrenhaus aufgefunden, noch erkennbar an den Löchern der alten Pfostenreihe des hölzernen Saals! Dies bedeutete die Rettung der altgermanischen Volksburg. Aus ihr entwickelte sich im Gegensatz zu den römisch-fränkisch-normannischen Burgenpielarten die sächsische Herrenburg. Sie lehnte sich nicht an südliche Muster an, sondern entwickelte die altgermanischen Keime selbständig weiter — das Zeitalter Heinrichs des Vogelfellers hat diese Vorstufe, wie wir sehen werden, in freier Steigerung ihrer Möglichkeiten weiterentfaltet und schließlich in der thüringischen Wartburg, dem Sinnbild des Deutschtums, mit ins hohe Mittelalter hinübergerettet.

Aber endgültige Waffenruhe brachte die Taufe Widukinds und die Umkehr der Karlingischen Staatslenkung noch keineswegs, um so weniger, als Sachsen niemals einem einzigen Willen gehorcht hatte. In loderndem Zorn flammte nach sieben Jahren verhältnismäßiger Ruhe, in denen der northumbrische Glaubensbote Willehad zum ersten sächsischen Bischof für Bremen geweiht wurde, das enttäuschte Volk noch weiter.

Ja — bald durchzuckte besonders Wigmodien und Nordalbingien ein neues zwölfjähriges Ringen. Karl wußte mit Geld und Gewalt selbst heimische Männer gegen die letzten freien Sachsen ins Feld zu führen. Ebenso verband er sich mit den mecklenburgischen Obotriten, deren König die Sachsen erschlugen. Auf dem kampfeisigen Felde an der Schwentine warf 798 ein fränkischer General die Nordalbingier zu Boden.

Und nun beginnt jene unselige Entsedelungspolitik des Königs. Seit 795 begann er, ganze Gauen an beiden Ufern der Elbe zu entvölkern und freie Sachsen zwangsweise mit Weib und Kind in andern Reichsteilen anzubauen. Ihr Land gab er fränkischen und vor allem slawischen Kolonisten. Diese russisch anmutende Maßregel schob die Slawengrenze weit nach Westen vor. Erst die Sachsenkönige mußten sie mühsam wieder rückgängig machen. Die Obotriten hatten ursprünglich nur in Mecklenburg und Fehmarn gesessen. Nach Adam von Bremen aber wurde ihnen nun der fruchtbarste Teil Holsteins bis zu einer Linie von der Kieler Förde über

den Plöner See und Oldesloh bis in die Gegend der Ertheneburg überlassen. Von dieser Grenze her sind die Slawen im Mittelalter bei jeder Gelegenheit noch weiter ins alt-sächsische Land geflutet bis zum Mittelrücken Holsteins in die Linie Kendsburg, Neumünster, Nortorf und zum Alsterknie — ja, Spuren slawischer Siedelungen finden wir selbst in rein sächsischen Gegenden.

Gelegentlich wurde dann auf den Rat des Angelsachsen Alchwin, dem Karls Gewalt von jeher als unchristlich erschien, eine mildere Politik eingeschlagen, so in dem Capitulare Saxonicum (797), das unter sächsischer Mitwirkung zustande kam. Auch ließ Karl 802/03 das alte Stammesrecht aufzeichnen und stellte die Sachsen in ihrem eigenen Lande den Franken rechtlich gleich. Nach 804 sank endlich aller Widerstand in sich zusammen. Das alte knorrige Geschlecht starb mit der zunehmenden Katholisierung aus, aber trotzig Selbstbehaupter sind die Sachsen durch alle Jahrhunderte geblieben. An sich schon Eigenbrödlar, haben sie den ihnen durch Karl aufgeprägten Zug einer gewissen Reichsverdroffenheit nie wieder verloren.

## 8. Die Reiche der Wodan-Enkel

**R**auchrote Weltuntergangslut sprühte von dem zusammenstürzenden Albion herüber, als im Wirrwarr der Kleinkriege die entnervten Kelten sich vergeblich gegen die stolze Kampflinie sächsischer Eroberer wehrten, die ein volles Jahrhundert lang ihre Lanzen tief in den zuckenden Leib Britanniens bohrten. Dann war die Landnahme unter Einsatz fast des gesamten Volks der Angeln abgeschlossen. Die Reiche der Wodan-Enkel, wofür sich die Kleinkönige sämtlich hielten, waren begründet, und das wilde Meer jener seeräubernden Ahnen lag zwischen der neuen Erde und dem alten Mutterboden. Damit begann eine junge Entwicklung — von den Altsachsen wandelten sich die Angelsachsen ab.

Shakespearesches Hellsdunkel durchflackert von 600 bis 800 die grell zerrissene Zeitbühne. Der Grundton ist wilde König-Lear-Stimmung. Die niederdeutschen Völker hatten sich eingemischt, der gemeinsame Kampf gegen die Kelten erlosch. Kaum aber war die Ernte eingeheimst, so regten sich in sämtlichen neuen Landherrschaften die alten Drachen der Zwietracht und Kampfesfreude, und wir finden die stammverwandten Kleinreiche in blinder Eifersucht sich befehden. Zwei volle Jahrhunderte lang sehen wir ein Gewimmel von Häuptlingen und ehrgeizigen Großen über die angelsächsische Erde rasen — wir beobachten den heißen Wettstreit von sieben oder acht Staaten um die Vorherrschaft auf der Insel — ein Schauspiel, das der nordische Götteruntergang noch verworrener und blutiger macht.

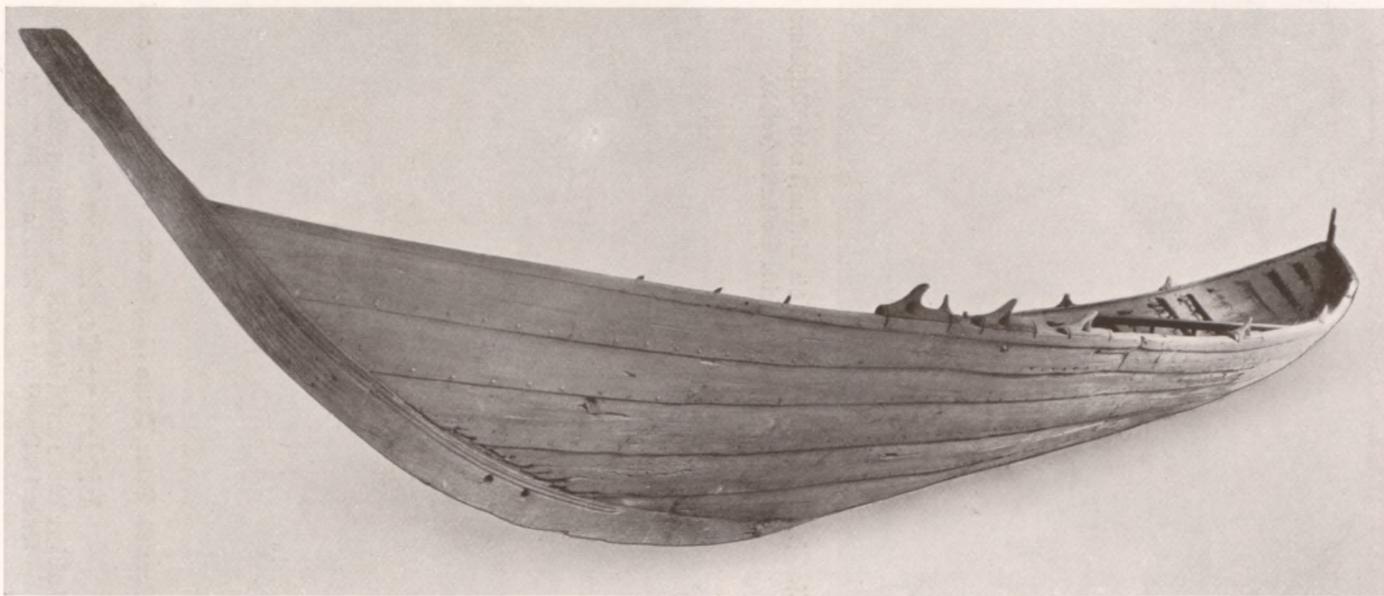
Die Verfassung der sich bildenden Staaten und die Formen der Ansiedlung entsprechen den alt-sächsischen. Vom festländischen Mutterboden wurde jahrtausendaltes Gewächs auf die neue Erde verpflanzt. Vom Augenblick der Eroberung an schreitet

jedoch das angelsächsische Neusiedelland zu einer politischen Stufe fort, die das Festlandreich nicht mehr mitmachte. Die Fähigkeit des sächsischen Stammes, seine früh bekannte Abneigung gegen jede Vermischung mit Fremdblut, die hohe und bewusst gepflegte Reinheit der nordischen Rasse lassen uns noch nach zehn Jahrhunderten Züge vorfinden, von denen schon Caesar und Tacitus berichten.

An der Überwanderung waren einst alle Stände,eorls (Edelinge), Keorls (Freie) und Läten beteiligt gewesen. Schon die Geschichte Hengists weiß ja zu erzählen, daß er bald seine Familie herüberholte — von den späteren Trachten sächsischer und englischer Langschiffe wird dies ausdrücklich bezeugt. Kassische Sauberkeit zwang ganz von selbst zur Mitnahme der Familie. Die Bodenverteilung mag bei Beginn der Ansiedlung noch nach altgermanischer Art zum Gemeinbesitz erfolgt sein, sehr bald jedoch trat Eigentum an seine Stelle. Waren die Erdlose innerhalb der einzelnen Stände anfangs einigermaßen gleich oder in bestimmter Abstufung verteilt, so sorgten Politik und Schicksal bald genug für Besitzverschiebungen. Aber der Anteil an der Scholle ward immer wertvoller. Diese Macht der Muttererde hat selbst die so starren Mauern der Stände durchbrochen und vielfach Freie, deren Eigentum fünf Hufen überstieg, in den Kreis der Eorls, sogar über verarmte und landlos gewordene Edelingelinge erhoben. Mit Landbesitz vereinte Vollfreiheit bildete wie in Mtsachsen die Grundlage für alle Rechte in Dorfgemeinde, Hundertschaft, Gau und Staat. Im Lauf der Zeit sind dann der Stufen so viele geworden, daß König und Erzbischof später ein Wergeld von 7200, der einfache Freie ein solches von nur 200 Schilling zu beanspruchen hatten.

Als unterste Verfassungseinheit erscheint demnach die tunscipe (township) oder Dorfgemeinde; in den englischen Grafschaften, wie noch heute im schleswigschen Angeln, by genannt. Sie entspricht dem Siedelraum einer Sippe und bildet ungefähr den zehnten Teil einer Hundertschaft. In Westsachsen heißt sie geradezu Zehent. Ihre Gemot faßte selbständig Beschlüsse und sorgte für deren Durchführung. Im übrigen gehorchte sie dem Willen der Hundertschaft, veranlagte Steuern und verfolgte Verfehmte. In herrschaftlichen Gemeinden freilich ernannte später der Grundherr den Vorsteher oder tungerefa. Auch Städte und Burgen, so verschieden ihr Ursprung sein mochte, bildeten eine solche Gemeinde mit einem tun-,wic- oder, wie der Hafen Lunden, einem portgerefa an der Spitze. Nur große Orte wie Canterbury oder Cambridge galten mit ihren vielen Gemeinden als Hundertschaft.

Die Hundertschaft war nun aber nicht, wie die tunscipe, eine wirtschaftliche, sondern eine richterliche Gemeinschaft. Sie tagte an heiligen Bäumen, Quellen oder Hügeln. Alle Freien traten dort zu bestimmter Zeit, später allmonatlich, zusammen, ehe sie dann durch den Ausschuß der zwölf Schöffen abgelöst wurden. Hundreds-ealdor und hundredsman waren ihre gewählten Volksbeamten. Die Hundertschaft erscheint eigentümlich selbstherrlich in allen Streitfällen. Ihre Entscheidungen blieben endgültig, Berufung an die politisch übergeordneten Shires fand nicht statt. Diese endlich, den Gogemeinden Sachsens entsprechend, bildeten vor allem staatliche Befüge.



Boot von Nydam

Wahrscheinlich anglisch-sächsisches Meisterwerk der Völkerwanderungszeit. — 23 m lang



Ein Angelsachse meldet König Harold die Ankunft von Wilhelms Heer (links)  
 Wilhelm ermuntert seine Soldaten (rechts)



Tod König Harolds. Seine Thegn kämpfen noch gegen die normannische Reiterei

### Bilder vom Teppich von Bayeux

Stickerei in farbiger Wolle auf Leinwand. Eroberung Englands durch Wilhelm  
 Ende 11. Jahrhundert, 70 m lang, 50 cm hoch

Manchmal haben sie sich wirklich zu kleinen freien Körpern ausgewachsen, meistens aber wurden ihrer mehrere zu einem Staate verschweisst. Ihr Folkemot, die eigentliche Volksversammlung, bildete die Frilingesamtheit all ihrer Hundertschaften. Später verengte sich auch hier das Folkemot zu einem bloßen Ausschuss dieser Gesamtheit. Über Krieg und Frieden, Seerdienst und Volksrecht, Landwehren und Brückenbau zu entscheiden lag in seiner Hand. Hier wurde noch nicht vertheiltes Folkland verlost und der ealdorman oder Gaufürst, dem die ausführende Gewalt oblag, von der Gemeinschaft der Freien erkoren.

Bis dahin bietet also die Verfassung der angelsächsischen Staaten fast die gleichen Verhältnisse wie das Festlandreich. Worin aber sowohl Angelcyn (so hieß Anglaland) wie Dänemark und Skandinavien über Altsachsen hinauswuchsen, ist die Entstehung des Königtums. Ida wurde 547 von den northumbrischen Häuptlingen zum Könige eingesetzt — das 6. Jahrhundert ist die Geburtsstunde der angelsächsischen Könige. Um 900 erheben sich dann darüber hinaus Gesamtkönige — in Norwegen Harald, in Dänemark Gorm, in Anglaland Hælfred. Die Zusammenfassung staatlicher Gewalt im Königtum ist ein Ergebnis der Völkerwanderungskriege — wir sahen aber, wie die Altsachsen, weil ihr Vormarsch versickerte, auf der Vorstufe verharrten. Bald haftete ein Erbrecht auf diese Würde an dem führenden Geschlecht, aus dem der Einzelne jedoch frei gewählt wurde. Das Wahlrecht übten die Witan, das sind die Großen, denen politische Erfahrung überkommen war. Seit 700 etwa beanspruchten sie immer mehr freien Spielraum, so daß die Rechtsunsicherheit gelegentlich anwuchs wie in Deutschland zur Zeit der Kurfürsten.

Das Witenagemot, der Rat der Weisen, der Bischöfe und Äbte, der ealdormen, der königlichen Thegen und Gefolgsleute oder Gesiths erhob sich der steigenden Macht der Könige gegenüber als Gegengewicht, während das Volk in der angelsächsischen Geschichte keine Rolle spielt. Das Witenagemot hat sich während des 8. Jahrhunderts so mächtig gezeigt, daß von 15 Königen Northumberlands nur ein einziger im friedlichen Besitz seiner Würde verstarb, 2 abdankten, 2 abgesetzt, 4 vertrieben und 6 ermordet wurden. Zum Putsch trieb freilich nicht immer das Witenagemot als Ganzes, es sind oft einzelne ehrgeizige Aldermannen gewesen, die den Machtverlust ihres Geschlechts nicht ertrugen. Ein Recht zur Entfernung oder Verurteilung der Könige hat verfassungsmäßig kein Witenagemot besessen.

Auch diese Spannung überwand aber das Königtum, weil es geschichtlich notwendig war. Die schleudernden Gewalten der Zeit konnten nur von einem Mittelpunkt aus entkräftet werden. Die bewaffnete Macht seiner Gefolgsleute sowie der überragende Reichtum an Landbesitz, Einnahmen und Einfluß hoben das Königtum sogar zu einer ständeverlagernden Höhe empor. Der alte Volks- und Geburtsadel nämlich wurde bald in seinem Besitz wie in seinen Ämtern durch den neuen Dienstadel der Gefolgsleute verdrängt. Diese Thegn- oder Thanschast trat immer mehr an Stelle der alten, einem selbsterkorenen Herrn persönlich verpflichteten Gefolg-

schaft — an Stelle einer Lebensgemeinschaft trat ein Dienstverhältnis auf Gegenseitigkeit.

Einblick in das Wohnen der damaligen Kleinkönige und des Adels sowie in die uralte Landesverteidigung gewähren uns die epischen Gemälde des vielfach ohne Kenntnis der Burgenkunde übersetzten „Beowulf“ und die Ausgrabungen der heutigen Forschung. Zur Römerzeit kannten die Sachsen noch keine Burgen, sonst wären sie den Römern wahrscheinlich noch weit gefährlicher geworden — die Überwanderungszeit ist gerade die eigentliche Burgenkeimzeit. So brachten die Sachsen wohl einige Kenntnis des Befestigungswesens schon mit nach England hinüber. Doch waren sie eben keine Felsadler, sondern Menschen der Ebene und des Ackers. Darum erscheinen ihre Festen gegen die keltischen und römischen sehr einfach und ohne mühevolleres Aufstürmen mächtiger Blöcke oder kunstreiches Abmessen regelmäßiger Räume — sie sind in allem erstaunlich schlicht und benutzen stets in ausgiebiger Weise die Vorteile des vorhandenen Geländes. Erzählt doch die Sachsenchronik vom König Ida im Jahre 547, freilich also in sehr früher Zeit, er habe eine Burg gezimmert, die sei anfangs mit Seckenwerk, später mit Wall umhegt gewesen. So muß man sich überhaupt die Anfänge denken. Aber die Sachsen blieben noch sehr lange ihrer burgenlosen Überlieferung treu. Die umwallten Rundlinge dienten ihnen genau wie den Kämpfen im „Beowulf“ im ganzen nur als Endkampf-Burgen, zunächst stellten sich die Krieger auf freiem Felde oder am Walde. Das alte Epos lebt im übrigen noch durchaus in der Überlieferung der altgermanischen Volksburgen, in denen sich bei Kriegsgefahr der Gau sammelte. Es sind dieselben wie die Gau- oder Sippenburgen, um deren Höhe der Fürst mit seiner Verwandtschaft sich angesiedelt hatte. Nicht selten lagen sie auf Klippen und hatten dann ganz ähnliche Masse und Verhältnisse wie die niedersächsischen umwallten Felsnasen. Der Herrnsitz selbst aber lag auch hier zu Füßen der gewöhnlich leerstehenden Burg — ein offener Hof mit oft herrlichem Saalbau.

Ewiger Krieg gebar das Königtum. Es war natürlich, daß dann die sieben oder acht Könige wieder um die Vorherrschaft ihre Lanzen brachen. Strebte doch jeder von ihnen nach der höchsten Würde Anglalands, der „Glänzendwaltende“, der Bretwalda aller Reiche zu werden. Jeder wäre gern Erz- oder Hochkönig gewesen. Anscheinend konnte aber nur die Zustimmung des gesamten Adels zu dieser Würde verhelfen: die Keime eines Oberhauses von ganz England regten sich schon in dieser Frühe. Der Bretwalda ist geschichtlich die Vorstufe für den späteren Gesamtkönig. Und wenn auch die Sachsenchronik darin vielleicht lückenhaft berichtet, daß sie gerade die mächtigsten Herrscher vor Egbert, nämlich Penda und Offa von Mercien, nicht in der Reihe dieser Hochkönige verzeichnet — so spricht sich in ihr doch anschaulich genug jener heiße Wettkampf der Kleinreiche um den erhabenen Titel eines Weitwalters über ganz Anglaland aus. Die Bretwalden waren aber der Überlieferung nach folgende:

478 Aella von Sussex, 568 Keawlin von Wessex, 591 Aethelbert von Kent, 603 Redwald von Ostangeln, 616 Radwin von Northumberland, 634 Oswald von Northumberland, 642 Oswiu von Northumberland und Mercien, 818 Egbert von Wessex.

Die Gründe für den dreihundertjährigen Rangstreit der Kleinreiche liegen indessen tiefer. Ein rein politischer Kampf hätte wahrscheinlich trotz der verhältnismäßigen Gleichheit der einzelnen Staaten rascher zum Siege der stärksten Macht geführt. Das Eindringen des Katholizismus, der Untergang des Nordischen, erhöhten die Hitze des Kampfes.

Daß nordischer Glaube ein Hohes und Heiliges darstelle, war lange vergessen. Nur die Zwiespältigkeit frühkatholischer Chronisten und das Übergewicht der herbstlichen „Edda“ haben die Anschauung darüber lange verwirrt. Dem Sachsen erwuchs wie dem Nordmann alle Sittlichkeit aus der Sippe und dem von ihr ruhig und sicher besiedelten Lebensraum: „Erce, Erce, eordhan modhor —“ geisterfüllt wehen die letzten Klänge uralter Preisgesänge uns an. Hier wohnten nicht allein Recht und Sitte, Lebenssinn und Freiheit — hier im schönen Mitgard ruhte auch allein das Glück menschlicher Gemeinschaft. Hier rang der alte Sachse mit seinem Schicksal, allein sich selbst und dem Sippenganzen verantwortlich, frisch und unbeirrt auf sein Inneres und das in ihm wohnende Hehre trauend. Diesem gab er dann einen Namen, hier Tiw, dort Dhunor, zu anderer Zeit und in anderer Landschaft Woden oder Frea, Fricge oder Fostre. Ihm, dem unbekanntem Heiligen, glaubte der sächsische Mensch mit voller Kraft. Mit seiner Hilfe bezwang er den Drachen des widrigen Geschicks. Die aus dem Norden bekannten Fylgjen, fast lebend gedachte Schutzgeister, das andre Ich im Menschen, das sichere Selbstgefühl eigener Persönlichkeit aus der stillschweigenden Vollmacht des ganzen Geschlechts, gaben ihm etwas Geschlossenes, Geistiges. Die Religion, den Sippengarten begründend, heiligend und schützend, erschien wie ein Schwebendes, immer Lebendiges, in keinerlei Formel zu Fangendes. Leben sei ein Handeln, eine Reihe guter tapferer Taten, ein tägliches Tun und Treiben im Zusammenklang aller Kräfte. Es war darum Einheit, solange der Sachse Mitgard bewohnte — nur hier gab es Gut und Tapferkeit, nur hier Frieden und Recht, nur hier den selbstverständlichen Tactinn, das einzige Glück allen Seins. Jene Spaltung der Welt in eine geistliche und eine ungeistliche Hälfte war noch unbekannt. Eigentlich war jeder Sachse Priester und Held zugleich. Mit der Zeit erst vermittelten die Gausfürsten als größte Persönlichkeiten den öffentlichen Verkehr zwischen dem Volksganzen und dem unbekanntem Heiligen. Ein Göttliches also, nicht Götter. Das Heilige und der Heilige, innen und außen, blieb etwas Formlos-Freies und Nichtgebundenes, niemals Erstarrtes, blieb Geist und Gott.

Germanentum war verinnerter Diesseitiglaube. Es ist daher kein Wunder, daß diese Religion ohne Lehrgebäude über Schöpfung und Jenseits mehr oder weniger großartig, heller oder düsterer phantasierte. Eine sächsische „Uredda“ ist sicher vorhanden gewesen. Nicht der Irrgarten freilich jener aufgezeichneten, durch Wikingertum ver-

fälschten Sabeleien von vielen Einzelgöttern, Riesen und Alben, sondern die ungeschriebene Weltanschauungsdichtung, deren nur verworrenes Licht die Snorra-Edda verstrahlt. Dies verlorene Naturgedicht übertrug alle sichtbaren Dinge mit des Geistes Feuerflug in Gleichnis und Gestalt. Eine Stelle aus der Schöpfung des bereits christlichen Dichters Rádmón (7. Jahrhundert) beweist noch, daß auch bei den Angelsachsen vor Aufzeichnung der skandinavischen „Edda“ die Keime vieler Lieder mündlich bereits freisten und wuchsen. Gerade die „Weisagung der Seherin“ hat dieser plötzlich erweckte Hirte bewahrt, wenn er singt: „Nicht war wie heut (außer Hellschatten) schon etwas geworden. Der gährende Grund hing tief und düster, gottesfremd, schal und unnützig; darüberhin blickte mit den Augen der festgesinnte König und erriet, daß der Raum freudelos war. Er sah wüstes Gewölk lagern in lauter Nacht, Dunkel am Himmelsdach, Dämmerung und Düstern . . ., Erde war noch von Gras nicht grün, Meer beschwerte in immer schwarzer Nacht weit und breit die düstern Wogen.“

Die sieben oder mehr Jenseitslande des Nordens sind phantastische Ausmalungen bestimmter uralte-unkanntere Priester und Seher, Dichter und Zeiten. Da gab es den Ahnenberg Helgafell auf Island, die kaltschaurig schlangenwimmelnde Höhle Hel, das unterseeische Reich der Meertotengöttin Ran, die jubelnde Halle der Odinshelden, Freyas Folkwang-Saal und Gefions Mädchenhimmel — aber warum bestatteten gerade die Nordseevölker in Boot und Schiff, wenn sie nicht auch jenseits des Meers sich ferne neue Ufer ersehnten?

In dieser Weltanschauung lebten noch jene ersten Engländeroberer der Hengist und Hella, der Herdic und Ida. Man fühlt unmittelbar aus solcher Einheit und Erdfreude singende Taten entspringen. Als um 560 der jugendliche Aethelbert von Kent dem Enkel Herdics, Keawlin von Wessef, die Bretwaldawürde streitig machen wollte und bei Wiblandun in Surrey geschlagen wurde, stand dies alte Nordische noch in Kraft. Allerdings nicht in seiner Blüte mehr, die wohl in die Bronzezeit zurückgehen mag. Denn das nordfüchtige Römertum hatte seit langem schon seine Götter als käufliche Gözenware einzuschmuggeln und die mannigfaltigen Offenbarungen des ursprünglich Einen bildlosen Nordgottes in ebenso viele sichtbare Fetische zu verwandeln gesucht. Ganz ohne Eindruck war dies nicht geblieben. Das Gefühl der Einheit des Seins ging verloren, die Sicherheit ward angefochten.

In diese Zeit also fällt das Wirken der letzten nordischen Könige Englands. Aethelbert vergaß die Niederlage von Wimbleton nicht. Nachdem sein Überwinder Keawlin von Wessef noch zwei Jahrzehnte von Sieg zu Sieg emporgestiegen, verließ ihn sein Stern im Kampfe von Wodnesbeorg an der Grenze von Mercia. (591). Dort erlag er endlich doch noch dem Bunde seiner Aldermannen mit Aethelbert von Kent und entsagte dem Thron. Die Bretwaldawürde erbte der Sieger. Es gelang diesem, wenigstens in Südengland zur Vorherrschaft aufzusteigen. Der ganze Norden dagegen unterwarf sich der Gewalt des harten Aethelfried Glesaur von Northumbrien, dessen Sieg bei Degfastein unweit Carlisle über Aidan von Schottland für Jahrhunderte

die Schotten in ihre Gebirge verscheuchte. So schienen sich bald nach 600 zwei größere Reiche herauszubilden: ein sächsisch-jütisches im Süden und ein anglisches im Norden, beide noch heidnisch.

Das Christentum ist zur Römerzeit, wahrscheinlich schon im 2. Jahrhundert, nach Britannien gekommen. Kaufleute und Soldaten brachten es mit. Bekanntlich galt Guorthigirn als Christ. Natürlich aber war eine Einwirkung des keltischen Christentums auf die feindlichen Wodanverehrer lange unmöglich. Erst gegen Ende des 6. Jahrhunderts begann der neue Glaube sowohl von der britischen Kirche wie von den Sachsegestaden des römischen Frankenreiches auszustrahlen. Aber die Lehre vom Christus hatte sich gewandelt. Das neue Religionsgut war in Wirklichkeit ein die Schlacken südlichen Heidentums mitführender Frühkatholizismus und in sich selbst während des 4. und 5. Jahrhunderts so zerfallen, daß man beinahe von zwei Religionen (Weltflucht und Weltmacht) reden muß. Die Frage ist, wie weit den nordischen Völkern damals echtes Christentum übermittelt wurde. Ihre eigene Gotteingebung schien hohl und verworren zu werden — jene neue aber führte den mittelmeerischen Erdrauch südlichen Abersinns mit. Man denke an die Chronique scandaleuse des Franken Gregor von Tours. Starb der nordischen Religion Ahndung und Glaube, so konnte nur ein Wußt unverständlicher Bräuche übrig bleiben. Und doch — während im Norden offenbare Verwitterung eingesetzt hatte, keimte im schwerringenden Westen Europas die verborgene Kraft einer aufsteigenden Zeit. Es gibt Septembertage, die an den Lenz erinnern, aber es ist ein Unterschied zwischen Frühling und Herbst. Die geistige Lage Anglalandes mutet herbstlich an: es bedurfte nur der Hand einer großen Persönlichkeit, die Insel in den Kreis Europas einzufangen — denn eine Gemeinschaft, gar zielbewusstes Zusammengehen mit den Festlandsachsen, bestand längst nicht mehr, wenn auch noch hundertfünfzig Jahre später Wynfrith die Altsachsen als „unser Volk“ empfand.

Diese Persönlichkeit war nun Gregor der Große (590—604). Schon als Priester fand er seine Weltaufgabe. Als Papst führte er seine großen Gedanken durch. Im 150. Jahr der Ankunft niederdeutscher Stämme in Britannien (595) landete sein Sendbote Augustinus in Kent. Gregor, dessen Briefe die Seele eines hohen und weiten Geistes atmen, wußte auch alle politischen Möglichkeiten für die neue Aufgabe auszunutzen. Die fränkischen Könige wurden vor seinen Wagen gespannt. Augustin also landete mit 40 Genossen auf der Insel Thanet — an derselben Stelle, wo einst Hengist den neuen Boden betreten. Damals herrschte Aethelbert über Kent. Seine fränkische Gemahlin Berhta war eine Christin. „Augustinus sandte nun zu Aethelbert und tat ihm kund, er komme aus Rom und bringe die beste Botschaft, denn allen, die ihm gehorchten, werde ewige Freude im Himmel.“ Aethelbert gebot ihm, zunächst auf der Insel zu bleiben. „Nach einigen Tagen kam er dann selbst, schlug seinen Sitz unter freiem Himmel auf und entbot Augustin und seine Gefährten zu einer Unterredung. Er hatte es vorsichtig vermieden, sie unter Dach und Fach vor sich zu lassen, denn nach einem alten Abers-

glauben fürchtete er, wenn sie sich etwa auf böse Zauberkünste verständen, würden sie ihn dort hinterlistig überwältigen." Ganz richtig empfand also der König zunächst die starke Magie des Frühkatholizismus. Nunmehr schildert Beda die katholische Prozession: „Als Banner führten sie ein silbernes Kreuz und ein Christus-Bild, auf Holz gemalt; dazu sangen sie Litaneien.“ Nach der Predigt erwiderte Aethelbert nüchtern: „Schön sind allerdings eure Worte und Versprechungen, aber weil sie neu und ohne Gewähr sind, so kann ich ihnen nicht ohne weiteres beipflichten und all das aufgeben, was ich mit dem ganzen Angelnvolke so lange Zeit heilig gehalten habe.“ Immerhin öffnete er den Fremden seinen Königsitz Cantwaraburig und ist dann doch bald zum Bekenntnis seiner fränkischen Gemahlin übergetreten. Augustin wurde der erste Erzbischof von England.

Damals geschah es, daß Gregor an seinen Sendboten, durch dessen eitle Streitsucht der Friede mit der älteren keltischen Kirche Columban's († 597) gestört wurde, jene freien und klugen Briefe schrieb, in denen er ihn vor seiner Wundersucht und Affenliebe zu Rom warnt. Tatsächlich brachte die südgläubige Augendreherei dieses ungeschickten Pfaffen das begonnene Werk in schwere Gefahr. Am liebsten hätte er alle nordischen Heiligtümer blindwütig zerstört, doch Gregor weist ihn, oft mit überlegenem Spott, auf den edleren Weg allmählichen Anverwandeln. Was Augustin nur Gegenstand des Ehrgeizes, das war Gregor's feiner Menschlichkeit ein tiefgeschichtliches, ja göttliches Erlebnis — die Hinwendung der Angelsachsen zum Himmelskönig.

Die Streitigkeiten zwischen der keltischen und römischen Kirche müssen hier außer Betracht bleiben. Infolge der Engstirnigkeit Augustin's trat ein Rückgang ein — wir spüren zu Beginn des 7. Jahrhunderts die anhebende Gegenwirkung des Nordischen. Aethelbert's Sohn blieb Wodansfreund, die Nachfolger Augustin's mußten sogar Anglaland verlassen, und im Kloster Bangor bluteten unter dem Schwert der Sachsen 1200 Mönche. Die politische Führung ging überhaupt eine Zeit lang auf den nordischen König Redwald von Ostangeln über.

Zu jener Zeit lebte in Northumbrien der mächtige König Aethelfrid († 616), ein trotziger Gegner der neuen Mittelmeerreligion. Der Ruhm seiner Schwertgewaltigkeit drang aus dem Ringen von Degastan (603) über das ganze Eiland, denn dort schlug er, wie wir sahen, Aidan, den siegreichen König der Schotten, aufs Haupt. So groß aber war die Furcht vor seiner Macht, daß angelsächsische und britannische Nachbarreiche sich zur Bekämpfung seiner Vorherrschaft zusammenschlossen. So hatte Aethelfried auch Deira, das Königreich seines Schwiegervaters Aella, nach dessen Eingang zur Sel an sich gerissen und Aella's erst dreijährigen Sohn Eadwin zu fangen gesucht, um ihn zu erdroffeln. Eadwin geriet aber in den Schutz eines britischen Königs Cadvom von Gwynedh, dessen Scharen allerdings vor der Heerlinie Aethelfrid's zerstoßen. Das kleinodreiche Kloster Bangor, der Mittelsitz keltisch-christlicher Wissenschaft und Kunst, brannte nieder, und Eadwin flüchtete vor seinem kampfstollen Schwager zu Redwald von Ostangeln, dem damaligen Bretwalda. Zweifelnd an den alten Göttern sah er sich durch

dessen blutigen Sieg über Aethelfrid bei Ida (616) wieder auf den angestammten Thron erhoben. Die Erscheinung einer Sýlgja soll ihm das Reich seiner Väter verheißen haben für den Fall, daß er dem Manne folge, der ihm einst die Hand auf das Haupt lege. Dieser Mann war dann der Bischof Paulinus, sagt der römische Bericht — und so soll Eadwin Katholik geworden sein.

Es waren dies Wandlungen, vorbereitet durch jenen Mordanschlag, den ein westsächsischer Sendling am Ostertage 626 auf den König versucht, an demselben 20. April, an dem ihm seine Tochter Eanfled geboren wurde. Eadwin aber machte den Sieg über die Westsachsen zur Bedingung seines Übertritts. Er ließ sich bereitfinden, seine Witan einzuberufen, nachdem fünf westsächsische Könige unter seiner Siegerhand gefallen waren. Dies Witenagemot bietet nun ein höchst eigenes Gemälde damaliger Zeitstimmung. Auf die entscheidende Frage Eadwins an seine Ratgeber nämlich erhob sich zunächst der Oberpriester Koifi. „Beurteile selbst, o König,“ sagte er, „den Wert der neuen Verkündigung. Eins kann ich jedenfalls versichern: unser bisheriger Glaube hat keine Kraft und keinen Nutzen. Denn keiner der Deinigen hat ihm gewissenhafter obgelegen, und trotzdem haben so viele größere Ehren von dir erhalten und in allen ihren Taten mehr Glück. Wenn die Götter etwas taugten, so hätten sie mich mehr fördern müssen.“ Geistvoll erwiderte einer der Aldermannen: „Die Ungewißheit des Menschenlebens erinnert mich an Wintertage, wo du mit den Thanen beim lodernen Herdfeuer in warmer Halle sitzt, während draußen Regen, Schnee und Stürme tosen, und dann ein Sperling schnell durch den Saal flattert, durch die eine Türe herein, durch die andre wieder hinaus. Solange er drinnen ist, wird er von Winterstürmen nicht gezaust — aber die kurze Frist heiterer Ruhe ist im Augenblick vorüber: vom Winter zum Winter zurückeilend entschwindet er deinen Augen. So kurz ist das Menschenleben — was aber vorangeht und was folgt, ist uns völlig verborgen. Wenn darum die neue Botschaft uns mehr Gewißheit verspricht, so scheint sie mir gut.“

Ergreifend sind diese Worte und zweifellos echt. Sie zeigen, daß den Angelsachsen das Heimgefühl Mitgarts, der warme Frieden ihrer Erdengemeinschaft, verloren ging. Immer näher und unheimlicher drängte sich Utgard mit seinen Riesen herein — die alten, die guten Götter schienen zu sterben. Kein Wunder, wenn das Licht der Christusquelle mit seiner Strahlenwärme die frierenden Nordleute umflamnte. Koifi (der als Oberpriester bisher nur Stuten reiten durfte) ließ sich vom Könige nun Hengst und Waffen reichen, ritt gegen das altsächsische Heiligtum an und schleuderte als Erster seinen Speer in das krachende Holz, dessen Umzäunungen in gierigem Brande aufloderten. Der König nahm am Ostertage 627 in der kleinen Holzkirche von York die Taufe. Die Masse freilich verharrete noch lang bei den nordischen Göttern.

Eadwin, der Gründer von Edinburgh, war nunmehr zu ansehnlicher Höhe emporgestiegen. In stolzem Selbstbewußtsein ließ er sich die Standarte der römischen Imperatoren vorantragen. Der Friede schien in Northumberland damals so sicher, daß man sagte, es könne ein Weib mit ihrem neugeborenen Kinde ruhig von einem Meere

zum andern stapfen. An den Quellen ließ Eadwin durstigen Wanderern Pfähle mit erzenen Trinkbechern errichten, und niemand wagte, sie zu beschädigen.

Und doch stand seine Macht unmittelbar vor dem Abgrund! Der walisische König Keadwalla empörte sich plötzlich, unterstützt von König Penda von Mercien, der wohl durch Eadwin einiges Land verloren hatte. Noch war den nordischen Göttern das Rückgrat nicht gebrochen. Eadwins Kraft schmolz in dem Feuer des Kampfes von Hatfield (633) bei Doncaster dahin. Sein Sturz war furchtbar; viele seiner Freien und Edlen mit ihm erschlagen, sein Sohn Osfried vor seinen Augen niederstürzend, ein anderer bald darauf von Penda gemordet. Entsetzt flüchtete seine zweite Gattin Aethelberga mit ihren Kindern und dem Bischof Paulinus zu ihrem Bruder Eadbald von Kent. Aber auch dort fürchtete man Pendas Faust, und alle Nachkommen aus Eadwins Hause mußten sich nach dem Festlande hinüberretten, so daß nur jene Eanfled übrigblieb, deren Geburt mittelbar den Untergang des ganzen Reiches und Geschlechts gebar. Und mit der Königsmacht brach auch die römische Kirche im Norden der Insel zusammen.

Northumbrien barst auseinander. In Deira kam Ofric, ein Vetter Eadwins, zur Macht, in Bernicia Eanfrid aus dem Hause Aethelfrids. Aber da alter Familienhaß und Bekenntnisgegensatz ein Bündnis zwischen ihnen verhinderten, so erlagen beide Staaten samt ihren Königen dem Schwerte Keadwallas. Schon hatte dieser den Norden bis zum Hadrianswall durchstürmt, als Eanfrids Bruder Oswald ihn unmittelbar nördlich des Limes auf dem Heavensfield angriff und niederstreckte. Oswald soll vor der Schlacht ein hölzernes Kreuz errichtet haben, das erste in Bernicia: gottgläubig und entschlossen ging seine kleine Schar in den Kampf. Und da Oswald sowohl Aethelfrids von Bernicia Sohn wie der Neffe Eadwins von Deira war, vereinigte er nunmehr ganz Northumberland unter seinem Zepter. Die Jahre 633/4 retteten endgültig das Deutschtum vor dem kriegerischen Ansturm der Briten. Aber die Regierung Oswalds war für Northumberland auch sonst entscheidend. Als britischer Christ rief er die Columba-Mönche von der Hebrideninsel Hy, unter denen besonders Aidan großen Erfolg hatte. Oswald übergab ihm das Felseneiland Lindisfarne (Holy Island) — es wurde fortan zum Bischofssitz und Mittelpunkt der keltischen Kirche. Überall in Northumbrien erstanden nun Gotteshäuser, Klöster und Schulen. Die schottisch-irische Kirche verlieh dem König zum Dank den Ehrennamen Lanungrin, das ist „Freigebiges Land“ — sie besaß damals überhaupt noch den Vorrang vor der römischen.

Oswald war erst achtunddreißig, als auch ihm Walwater in der wuchtigen Gestalt des letzten großen nordischen Königs Penda von Mercien entgegentrat. Noch war das Mittelreich, noch waren Sussex und überhaupt ganze Landschaften nordischen Glaubens. In Penda dem Starcken ballt sich noch einmal kurz vor dem Untergang in drohender Wolke die Macht Wodans gegen den Katholizismus zusammen. Bei Maserfield oder Cochoy, an heute verschollener Stätte, führte er am 5. August 642 seinen Stoß

gegen den Bretwalda von Northumberland. Oswald wurde umzingelt, er fiel betend. Aber Penda ließ der Leiche alle Glieder abhacken und an Bäumen dem Wodan und Sarnot opfern — erst nach Jahresfrist gelang es den Klöstern, sich dieser Reliquien zu bemächtigen. Oswald lebte weiter als der erste Nationalheilige Englands. Mirakelsucht umspann sogleich Tod und Leben des Gefallenen mit magischem Zauber: die Erde, die sein Blut getrunken, ward heilkräftig, und bald konnte ein Mann in der Grube stehen, die jene Wundersüchtigen aushoben.

Infolge dieses Unsals zersprang Northumbrien wie ein gläserner Ball von neuem in seine Teile. Bernicien und die Bretwaldaschaft fielen an Oswalds Bruder Oswiu, Deira dagegen an Oswin, den Neffen Eadwins. Dieser Oswin aber war ein Feigling — im Angesicht des bernicischen Heeres verließ er seine Gefolgsleute und floh. Treffsicher ereilte ihn jetzt Oswius Muehlmord — die Errichtung eines Klosters über-tönte echt frühkatholisch mit Glockengeläut die Meintat. Wahrscheinlich in Betrübnis über diese Schicksale starb damals der ehrwürdige Aidan, der eigentliche Begründer des Christentums in Nordengland, beider Könige Freund. Er hatte den starken Penda noch einmal von Oswins Königssitz Banborough zurückgebetet.

Penda nun, erst fünfzigjährig wie etwa Sulla oder Bismarck zur Herrschaft gelangt, zeigte sich von unerschütterter Kraft. Alle Nachbarn Merciens zitterten vor ihm, nur Kynegils von Wesser hatte ihm einst bei Cirencester widerstanden. Als aber dessen Sohn Kenwealh seine Gattin, eine Schwester Pendas, verstieß, verjagte ihn der Bruder nach altem Sippenrecht. Kenwealh floh darauf zum König Anna von Ostangeln. Gleich war Penda wie ein Ungewitter über ihm: der dritte der Uffinge blutete niedergestreckt von Pendas eigener Hand. Annas Nachfolger ward zur Heeresfolge gezwungen. So versengte der gewaltige Beherrscher der Marken alle Länder seiner Gegner, schlug ihre Streitkräfte zu Boden und opferte ihre Könige dem Wodan, doch hören wir nie von der Einverleibung ihrer Reiche. Die nicht mehr bekannte Verfassung des angelsächsischen Staatenbunds, vergleichbar der des mittelalterlichen Deutschlands, gestattete wohl Fehden und Entthronungen, aber keine Eroberungen. Die Königswahl stand ja den Aldermannen, ursprünglich allen Freien, zu, sie haftete an der Heimaterde wie das Erbrecht am Königsgeschlecht, nicht am Einzelnen. Immerhin klebt ein Jahrzehnt lang (645—655) Blut, Hoffnung und Angst an der Gestalt Pendas: die Hoffnung der Geschichte, er werde infolge seiner Macht zum Einiger Englands werden; die Angst der Kirche und der Kleinkönige vor ihrem endgültigen Sturz. Tatsächlich hat aber, wie das Beispiel Northumbriens zeigt, dieser markige Enkel Wodans infolge seiner im Grunde politiklosen, echt sächsischen Kraftvergeudung mehr spaltend als einigend gewirkt.

Denn jetzt schlug auch seine Stunde. Oswiu hatte schon viel zu weit nachgegeben. War doch dem höhnischen Schänder seines Volks sein Sohn Alchfrid geopfert, damit er Pendas Tochter Kyniburg heirate; seine Tochter Alchfede aber dem Peada, einem Sohne des Gewalthabers. Penda trieb also Heiratspolitik, doch hat er trotzdem kaum

an eine Oberherrschaft über die Insel gedacht — eine reine Kraftnatur der alten Zeit. Es ist schon merkwürdig genug, daß er in der Bretwalda-Liste nicht erscheint. Noch seltsamer und doch sehr zeitgemäß, daß Peada, des größten Christenhassers Erbe, vor der Vermählung mit Alchfleda zum Katholizismus übertrat. Man spürt, wo die Herbstblätter der Zeit liegen. Die äußere Abhängigkeit Oswius zeigt sich freilich darin, daß er dem Penda seinen Sohn Egfrid als Geißel stellen mußte — Schmach genug für einen Erzkönig! Oswiu also hatte alles verloren, als die Märker in immer neuen Beutezügen bis an die Wälle seiner Königsburg streiften. Vergeblich entbot er dem Penda ein Lösegeld — der Gegner wollte nur seine Lebenskraft austoben.

Da erhebt sich Oswiu zum Verzweiflungskampf. Er hatte keinerlei Hoffnung denn die von Wundern begeisterte Schar, mit der auch Jung-Alchfrid auszog. Und am Flusse Winwed (Broad Aire) östlich von Leeds entbrannte 655 die Schlacht. Penda der Mächtige mit seinen Begleitsternen von Deira und Ostanglia, an der Spitze von dreißig Fürsten mit ihren schwergerüsteten Gefolgen, im Silberhaar seiner achtzig Jahre, fand sich am 15. November angegriffen von der bis zum Weißbluten gepeinigten Jugend Berniciens. Da fiel Wodan selber den Alten, er fand den stolzen Tod Harald Silditands, der Widukind nicht beschieden war — und mit ihm ritten ein König und fast alle seine dreißig Häuptlinge nach Walhall. Die Überschwemmung des herbstwasserreichen Winwed, die Lanzen der Bernicier sandten hunderte von Kriegern in die Totenlande.

Am Hofe Pendas lebte auch wohl jener unbekannte Epiker, der inmitten einer nordisch-christlichen Zeitwende den Leib des unschätzbaren „Beowulf“ formte. Christliche Kultur hat uns dies Werk in Schrift gebannt und so gerettet, freilich auch das harsche gautische und englische Gut, das die Überwandernden aus der alten Heimat herübertrugen, gemildert, verblaßt und getrübt. Sehr unähnlich dem „Hildebrand“ und der „Edda“ liegt über dem Epos ein Hauch flagsamer Weltflucht. Sein erster Teil entstand vielleicht 660, der zweite um 680. Sieht man aber in der mordlustigen Königin Tryth die Mercierin Osthryd, von der Beda berichtet, sie sei von den Großen des Landes umgebracht worden, so kann die Dichtung nicht vor 697 abgeschlossen sein.

In jenen Tagen begann das Königreich Wessex sich langsam und trotzig, überallhin kämpfend, über die andern zu erheben. Auf den Eroberer Kerdic waren einst Kynric und Keawlin gefolgt. Dieser hatte 568 in jenem Kampfe von Wimbleton den Aethelbert von Kent zu Boden geworfen und die Bretwaldawürde an sich gerissen, so daß Wessex damals bereits vorübergehend als Vormacht der ganzen Insel erscheint. Als er 591 dann in der Schlacht von Wodnesbeorg demselben Aethelbert erlag, erschütterten freilich Teilungen, Thronstreitigkeiten, Britenkämpfe und bald nach 600 die Macht Pendas, zuletzt auch das geistige Vordringen des Katholizismus, das Westsachsenreich. Infolge dieser Vielzahl von Widerständen erhob sich das Land Kerdics

nur langsam in wetterhartem Ringen aus seiner Betäubung. Keanwealh behauptete sich gegen die Familie Pendas — für ein Jahr folgte ihm 672 seine kraftvolle Gemahlin Seapburh, eine frühe Elizabeth, auf dem Thron. Es waren also bereits einige Vorläufer jenes harten Egbert aufgetreten, dem es dann nachmals gelang, fast die ganze Erde Englands unter seiner Krone zu vereinigen und dem zerrissenen Lande noch kurz vor der Normannensflut einen Halt zu geben.

Zu diesen Männern gehörte auch ein gewisser Keadwalla, der nach mehreren Beweisen seiner außergewöhnlichen Kraft mit Hilfe einer verwegenen Ächterschar den Thron gewann, das Nachbarland Sussex zertrat und sich durch unbarmherzige Verödung der schönen Insel Wight, wo er fast alle führenden jütischen Familien ausgerottet haben soll, um dafür sächsische Leute anzusiedeln, einen furchtbaren Namen gemacht. Er war nordischen Glaubens, das mildere Zeitalter hatte noch nicht an sein Inneres gepocht. In der Freude des Siegertaumels hatte der König dann seinem Bruder Moll gestattet, mit einer westsächsischen Truppenmacht nach Kent einzufallen. Dieser, noch jugendlich und in der vollen Empfindung seiner plötzlich ihm übertragenen Seerewalt, begann sogleich mit Grausamkeit die Auen der stammverwandten Landschaft zu verwüsten. Weit und breit bis an die Ranten des Kanals sah man Dörfer und Orte im Rauch der Kampfzüge unter sinken und Flammen die tierkopfgeschnitzten Giebel und Hallen des Adels belecken. Als aber seine Aldermannen und Freien sich auf den blühenden Fluren der Fremde tummelten, um den goldenen Drachen Westsachsens bis an das Meer zu tragen, erhoben sich plötzlich in ihrem Rücken die Scharen von Kent. Moll, ein Hühne von Gestalt, mußte nach verlorenem Treffen mit Zwölfen seines Gefolges weit durchs Land in eine Hütte fliehen, in der er nach altnordischer Sitte verbrannt ward. Zwar nahte nicht lange danach in höchstem Zorn der mächtige Keadwalla heran — er vermochte doch nicht, den zur Hel gegangenen Bruder zurückzurufen. Kaum zwei Jahre nach dieser Begebenheit hat er die Krone von Wesser niedergelegt, um nach Rom zu pilgern, wo er im nächsten Frühling hinwelkte und als Getaufte in der Peterskirche begraben ward.

Sein Reich erbte König Ine (688—726), der vor allem durch seine Friedenstaten bekannte Gesetzgeber und Begründer der westsächsischen Kirche. Sein Zeitgenosse, der prinzgeborene geistvoll-vielseitige Dichter-Bischof Aldhelm von Sherburn († 709), war damals für den Süden von gleicher Bedeutung wie der große klare männliche Geschichtschreiber Beda Venerabilis († 735) in der Zelle von Jarrow für den Norden: die bedeutendsten Prediger, Schriftsteller und Forscher jener Tage. Aldhelm schrieb über die Keuschheit, die Frauen besonders liebten seine bilderbeladene Sprache. Er predigte auf den Straßen und sang von den Brücken herab seine altchristlichen Sänge. Beide können als nationalsächsische Geister gelten, die zum erstenmal iredschottische Mönchsziehung mit römischer Weltempfindung verbanden. Auch Wynfrith stand vorübergehend in Ines Diensten. Zuletzt aber pilgerte Ine, dem Zuge des Jahrhunderts folgend, mit seiner mannhaften Gemahlin Aethelburh nach Rom, wo Einsiedelei

auch ihr Leben beschloß. Gegenüber der rauhen Unruhe unkämpfter Throne bot eben die römische Marmor- und Palmenwelt ihr sonnig-beschauliches Stilleben, das sogar für verdienstlich galt.

Pendas Fall war auch sonst von ungeheurer Tragweite für England. Der nordischen Weltesche war die Krone abgeschlagen. Hatte schon dieser letzte Wodanverehrer gegenüber dem wachsenden Katholizismus seiner Nachbarländer die neue Lehre wenigstens später nicht mehr gehindert, so hatte er damit den eigenen Boden erschüttert. Fast zwangsläufig mußte nun jene begeisterte Schar Oswius das Feld behalten. Als dann der Sieger noch den Thron der Marken bestieg, gewann auch hier das Neue an Boden. Selbst in Ostsachsen fand es langsam Eingang, wenn auch Lunden noch lange widerstand. Der Blutrache des Penda-Sohnes kam damals Oswiu mit Muehlmord an Peada zuvor. Doch bestieg bald darauf Wulfher, ein zweiter Penda-Sproß, den mercischen Thron — die Witan hatten ihn gewählt, und er wurde Christ. Es war jetzt nur noch die Frage, ob die keltische Mönchs- oder die römische Weltkirche den Vorrang behaupten sollte.

Die iroschottische Mönchskirche genoß einst im bergischen Norden sowie im Westen und Südwesten, in Cornwall und Wales, den tiefsten Einfluß. Sie war von einsiedlerischer Inbrunst und Einfachheit — ein Felsenbild Schwinds und die Eremitenpoesie im „Parzival“ vermitteln bis heute nachstrahlend ihren eigentümlichen Zauber. Die einsame Welt der Einlande, das trübe Seewetter, die düsteren Gebirgswildnisse steigerten die Neigung zur Weltflucht und Askese. Eine Reihe hölzerner Kirchlein und kunstreicher Klöster bezeichnen die stille Wanderung dieser zerstreut kämpfenden Kirche. Das größte unter ihnen war das Kloster Bangor; in seinen sieben Flügeln beherbergte es 2000 Mönche. Die Schottenkirche war duldsam, grübelnd, empfindungstief, aber ihr fehlte die Architektur, der fluge Verstand der römischen. Sie war als Ganzes wie eine waffenlose tausendblättrige Schlingpflanze.

So gewann das prunkvolle, herrschbegierige, militärisch gefügte Rom den Sieg. Denn als auf dem entscheidenden Landeskirchentag von Streaneshealh (Withby) 664 der König Oswiu den Schotten Colman von Lindisfarne fragte, ob denn dem Columban ähnliche Gewalt überkommen sei wie dem heiligen Petrus, unterlagen die Briten. Ein Witenagemot prägte durch Handaufheben die Synodalbeschlüsse zum Gesetz. Es war Wilfrid gewesen, der geniale Abt und spätere Bischof von York, der diese Wendung hervorbrachte. Noch um 650 war das Übergewicht der keltischen Kirche unbestritten gewesen. Damals hatte Columba der Ältere mit zwölf Genossen das Kloster auf der westschottischen Insel Iona gegründet. Von nun an aber traten nach und nach alle angelsächsischen Staaten der römischen Kirchenordnung bei. Oswiu von Northumberland, Egbert von Kent und Wulfher von Mercien entschieden ihren Sieg. Der Papst entsandte zur Durchführung den gelehrten Griechen und Erzbischof Theodor von Canterbury. Nicht ohne Tragik blieb in dieser Entwicklung das Leben des edelbürtigen Wilfrid, den die Geschichte zum unangefochtenen Führer der römischen

Kirche in England bestimmt zu haben schien. Anfangs überall erfolgreich, eine glänzende Erscheinung von bedeutenden Gaben, schuf er sich durch Ungefüg und Ehrgeiz viele Feinde und verließ endlich mit einem Heer von Geistlichen die Insel, um Rom gegen seine Gegner aufzuziehen. Ein Sturm verschlug ihn jedoch an die friesische Küste, wo ihn der König Aldgisil zum Begründer des dortigen Katholizismus machte. Sein Schüler Willibrord ist dann zum Hauptapostel der Friesen geworden. Und ihm folgten Wynfrith, der Sohn eines westsächsischen Freien, und Liawin, dessen Leben im 10. Jahrhundert der Abt Suchald von St. Amand beschrieb.

Ein Strahl von Angelsachsen, ergriffen von dem neuen Feuer, wandte mit reinem Eifer eine Fülle angelsächsischer Tatkraft auf die religiöse Überwindung seiner Festlandbrüder. Selbst begeisterte Angelsächsinen wie Leobgythe, eine Schülerin der Äbtissin Eadburg, und Thekla, die Äbtissin von Kitzingen, finden sich damals in Deutschland, wie denn die Briefe Aldhelms, Wynfriths und Luls übergewollt sind vom Geiste dieser Übergangszeit: zarten Traumbenen angelsächsischer Nonnen, Gesichten der Glaubensboten, Sehnsucht nach Rom und dem kirchlichen Leben jener seltsam bitter-süßen Tage. In einer Zeit, da die Weltverachtung mit himmelstürmender Gewalt selbst tatenfrohe Menschen ergriff und die Angst vor dem unmittelbar drohenden jüngsten Gericht die kraftvollsten Naturen in ihrer Todesstunde mit erschütternder Wucht zerbrach, schweben in allen Seelen Fieberträume und quälende Visionen von Engeln und Teufeln, Segefeuer, Himmel und Hölle. Sonnenhelle Gewande und glänzende Lichtgestalten durchwogen die empfindsamen Traumgesichte dieser Menschen. In der Ohnmacht wird ihnen die Gabe des Hellsehens und Dahinschwebens über Meere und Land — sie erschauen vom Himmel her die Erde in Feuerflamenglut und werden von Station zu Station durch lenkende lockende Engel in alle Paradiesesgegenden geleitet, ja die ganze bange Phantastik der Danteschen „Divina Commedia“ lebt schon durch diese Briefe.

Wie gesund und lebenbejahend packen dagegen noch die etwa gleichzeitigen englischen Bibeleyen ungekannter Dichter die Welt! Es sind dies die knapperen Vorbilder des um hundert Jahre jüngeren festländischen „Heliand“. Da verwandeln sich alle palästinensischen Gestalten in alt-sächsische Helden und Häupter eines Gefolges. Christus, als „junger Held“, besteigt „kühn den hohen Galgen“. Sie alle, die freien sachs-tragenden Adelsbauern, sind schlechtlich kriegerisch wie in alter ungebrochener Zeit: „Es stießen da zusammen — die Gere dröhnten — die zornigen Walbeere; es krächzte der schwarze Vogel unter Speerschäften, der federbetaute, Was erhoffend — es mußte in Furcht manch lichtwangiges Weib bebend gehn in die Arme des Fremden: gefallen waren die Schützer der Frauen und der Ringe, von Todeswunden siech—“. Im Kern nicht anders klingen ja die schönen Kampfberichte der heldenliedblühenden Sachsenchronik.

Wilfrid vermochten im übrigen die eifrigsten Romreisen und Ränke nicht vor Enttäuschungen zu bewahren. Seine Erhebung auf den Sessel von Canterbury scheiterte

an seiner Romtrunkenheit — er starb 709 im Alter von 76 Jahren, zwar Bischof, aber aus Norf vertrieben und als völliger Außenseiter. Gleichwohl ist Wilfrid die eigentliche Seele der kirchlichen Neuordnung gewesen. Cantwaraburig, das älteste Erzbistum, wurde zu Gregors Zeit durch Erhebung des Bistums Norf zur zweiten Erzdiözese in seiner romhemmenden Wirkung gelähmt. Noch heute trägt der Lord-Erzbischof den Titel eines „Primate of all England and Metropolitan“, und nicht minder heißt der Erzbischof von Norf noch „Primate of England“. Im übrigen blieb die Verbindung mit Rom in der ganzen englischen Geschichte nur locker, das Kirchenrecht verlor nicht sein nationales Gepräge, und selbst die Messe erglänzte nie ganz im lateinischen Schliß.

Die Macht Roms glich mehr dem Düften einer feinen Essenz und erscheint als die eigentümliche Romantik jener Zeit. Eine neue Völkerwanderung zahlloser Pilger in die Palmenstadt verriet den alten germanischen Bewegungstrieb. Die Könige legten Hospitäler im Süden an — die Stiftung der schola Saxonum wird in einer Legende dem König Ine von Wessef zugeschrieben. So wurde manch angelsächsischem König das besonnte Rom zum Paradies.

Aber in dieser Zeit begann die allgemeine Mirakelsucht gleichzeitig jenen dämonischen Zug in das Antlitz der Ewigen Stadt zu prägen. Eine magische Anziehungskraft läßt Pilgerzüge edler und eigennütziger Mönche, entlaufener Mädchen und ernstgesinnter Nonnen, lockerer Gaukler und frecher Gauner, finsterner Asketen und dreister Räuber dorthin wallen — wandernde Menschen, Städte und Herbergen füllend und gefährdend, jedem Verbrechen, jeder Sittenverderbnis Vorschub leistend. Und wie hatten so viele angelsächsische Könige den alten Stolz vergessen, wenn sie oft mitten in Kampfgewittern die Kronen niederlegten, um hinter Klostermauern den Strohtod zu sterben! Auch im 8. Jahrhundert wirkte der Zauber Roms auf den angelsächsischen Adel unvermindert fort. Es ist ein neues Weltgefühl, in dem diese besänftigten Germanen atmen, wenn sie im sicheren Bewußtsein vor einem friedheiligen Reich der Kirche stehen. Dies Traumreich im Herzen, treiben sie ihre Wirklichkeitsfreude bis zu einer Grenze, um auf einmal, im Schrecken allzu schwerer Unsal, den Pilgerstab nach Süden zu tragen. Immer wiederholt sich zu diesen Tagen gerade bei besonders blutigen Herrschern, daß sie in plötzlichem Umschlag Klinge und Krone verschmähren, um die Gräber der Apostel aufzusuchen.

So machte es zuerst Sigebert von Ostangeln (630). Langitha, eine Verwandte Aethelberts von Kent, flagte, wie sie und ihre Tochter vom Könige Withred verfolgt würden, beide trafen mit Wynfrith in Rom zusammen. Und Lul redet allgemein von „umherschweifenden und ungehorsamen Frauen“, auch ist bekannt, daß die Errichtung von Klöstern dem nun dienstfreien Adel häufig nur zur Befriedigung weltlicher Neigungen diene. Ja, die Ewige Stadt, bedauert Wynfrith gegen den Papst Zacharias, gebe den jungen Völkern ein schlechtes Beispiel. Satten doch jene Romwanderer in den Januarkalenden die noch heute bestehenden altheidnischen „gotteslästerlichen

Reihen und Gesänge“ gesehen, nicht weniger werfe der krasse Aberglaube des römischen Pöbels sie wieder in Unsicherheit zurück.

Die Zeit ist voller Farben, ihre eigentümlichste Gestalt der northumbrische Hymnedichter Kādmon, der um 680 im Kloster Streaneshealh (Withby) starb. Er steht an der Wende, ein nordischer Hirt, dem jede Liedesgabe versagt schien, wenn beim Kundengesang die Reihe an ihn kam. Vor Scham pflegte er sich hinauszustehlen. Er war eben ein wirklicher Dichter! Ein Traum forderte den Gehemmten bald unerbittlich ans Licht. Und seitdem sang er die schönsten Lieder. Jahrhundertlang hielten sie sich im Volksmunde lebendig, noch König Aelfred der Große zeichnete eine seiner Hymnen in westsächsischer Übertragung auf. Hundert Jahr später dichtet in Mercien dann Kynewulf, der größte christliche Epiker der angelsächsischen Zeit, von der dreifachen Anwesenheit Christi auf Erden.

Gegen Ende des 7. Jahrhunderts aber geht es mit den meisten Kleinreichen der Wodan-Enkel bergab. Kent, mehr fast durch sein Erzbistum als durch seine Herrscher von Bedeutung, hatte damals furchtbar unter den Verwüstungen jenes Keadwalla zu leiden, ein anerkanntes Königtum war durch Jahrzehnte nicht zu finden. In Ostangeln scheint das alte Wodanhaus 749 erloschen zu sein. Essex geriet um dieselbe Zeit unter die Oberhoheit Merciens, und Sussex war schon durch Keadwalla Wessers angegliedert. Sogar Northumbrien vermochte sich unter den Nachfolgern des großen Oswiu trotz vorübergehender Erfolge nur mit Mühe gegen die Angriffe Kents, Merciens und der Pikten zu halten, doch blieb es immerhin neben Wesser und den Marken die führende Macht.

## 9. Einung der Angeln und Sachsen

Jedes Jahrhundert kennt sein ihm eigentümliches Geschehen, trägt dem Schicksal eines Volkes bestimmte Farben hinzu, gräbt Furchen in sein Antlitz und ist im ganzen doch wieder nur ein kleiner Ring seines Gesamtlebens. Von der Mitte des fünften bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts schritten Sachsen, Angeln und Jüten zur Eroberung der großen, längst geliebten Insel. Die Entstehung des Königtums ist im wesentlichen eine Tat des sechsten Jahrhunderts, während das siebente den Götteruntergang, die Einung aller Inselreiche im neuen Glauben wirkte. Die religiöse Übereinstimmung ging also der politischen um zwei Jahrhunderte voraus. Diese aber ward vorbereitet durch ein langandauerndes Ringen zwischen den drei Großstaaten Anglalands: Northumbrien, Mercien und Westsachsen.

Für Northumbrien war das achte Jahrhundert ein Weltalter schwerster innerer Kämpfe. Seit dem Siege der Pikten bei Nechtansmere in Forfarshire über Egfrid (685) verblich der Stern des Landes rasch. Unter seinem unechten Bruder Aldfrid

lebte im Kloster Wearmouth jener weltberühmte irischschottische Frühscholastiker Johann Scotus Eriugena, der Vater der spekulativen Theologie des Mittelalters; und der Mönch Egbert entsandte von Jona her seine Boten nach dem Festland, darunter Willibrord und die beiden Ewalde, deren Bekehrungsversuche die wodangläubigen Altsachsen mit Tode lohnten. Aber die Grenzen des Landes waren nicht mehr dieselben; und als er starb, begannen die hartnäckigsten Thronkämpfe das Reich um seine Kraft zu betrügen.

Nach längeren Wirren wählten die Witan sodann Aldfrids achtjährigen Sohn Osred zum Nachfolger. Die Spanne seiner Minderjährigkeit erfüllt ein durch Wilfrid endlich geschlichteter Streit um die northumbrischen Bistümer. Mit Mühe hielt man damals die Pikten von den Grenzen fern, bis Osred, ein ebenso kräftiger wie zuchtloser Jüngling, mit blutiger Willkür zu regieren anhub und manchen ealdorman ins Kloster jagte. Vor seinen Leidenschaften waren nach dem Gedicht eines Zeitgenossen selbst Nonnen nicht sicher, so daß seine Ermordung nur wie das wildem Leben angepasste Ende erscheint. Solche blinden Meintaten bildeten jedoch nur die Sanfaren zu endlosen Stürmen. Es sind immer dieselben Gewaltschritte, eingebettet in die Möncherei der Zeit, die uns fast hundert Jahre lang bald entsetzen, bald durch die einsilbige Wiederholung der Chroniken langweilen. Feste Königsgewalt kam nicht wieder auf — und dies war der Keim zum Untergang Northumbriens. Keolwulf etwa, dem Beda seine berühmte Kirchengeschichte übersandte, ward gestürzt, zum Mönch geschoren und wieder eingesetzt, dankte dann ab und endete freiwillig in friedlicher Zelle. Ein vorübergehendes Glück erblühte Eadbert, dem Bruder des ersten Yorker Erzbischofs Egbert. Er fügte nach siegreichen Kämpfen gegen Pikten und Mercier den ganzen Südwesten Schottlands seinem Reiche hinzu, so daß sein Zeitgenosse Alhvin diese Jahre als eine Art goldenen Alters preist. Dann aber erfasste auch ihn der jähe Umschwung: eine schwere Niederlage im Piktenkrieg trieb ihn ins Kloster.

Und immer heißer läuft sich das Rad der Zeit: sein Sohn Oswulf wird erschlagen, alle seine Nachfolger stürzen von ihren Thronen, werden verjagt, ermordet, verbrannt; wieder andre fliehen auf einsame Eilande oder enden hinter Klostermauern. Alhvin war froh, nicht in seinem heillosen Vaterlande leben zu müssen; Eriugena übersiedelte an den Hof Karls des Kahlen. Grausig hausten Pest und Hungersnot während dieser Bürgerkriege, und zu allem Unheil gesellte sich endlich noch die Ankunft jener furchtbaren nordischen Seekönige, denen die durch Zwist, Möncherei und Landleben immer kraftloser werdenden Angelsachsen nach weiteren drei Jahrhunderten endlich erliegen mußten. Die Insel Thanet freilich hatten Wikinger schon um 753 geplündert. Drei Jahrzehnte später erblickten mirakelsüchtige Zeitgenossen unheimliche Vorzeichen kommender Schreckenstage am Himmel: Feuerschlangen und Drachenköpfe schienen ein grauenvolles Weltalter anzukündigen. Irland und die Nordküsten Schottlands mit ihren Inseln hatten die Nordleute, ohne daß man in den eigenen Kämpfen ihrer groß achtete, lange Zeit schon umschwärmt, bis sie dann plötzlich

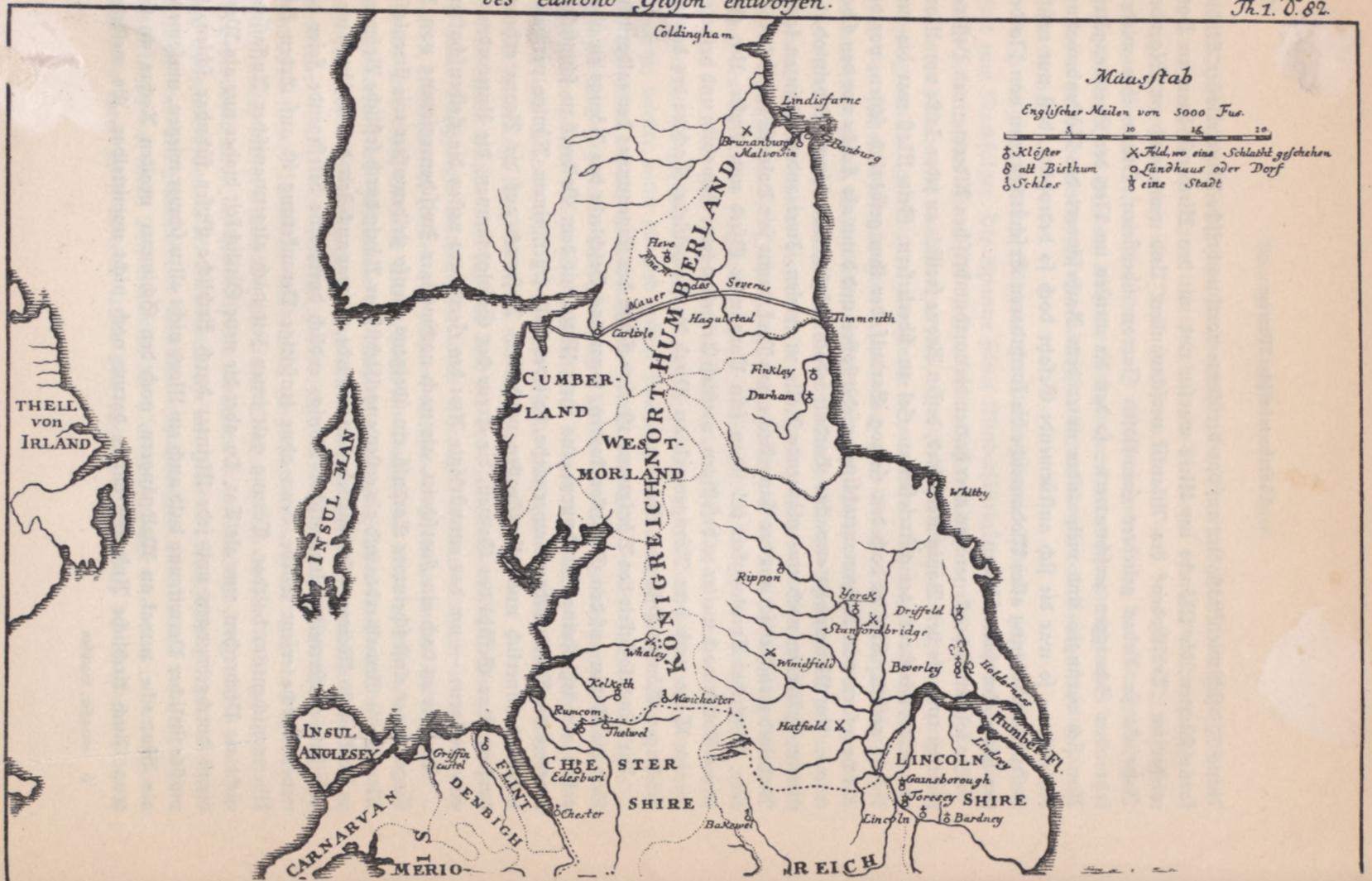
Anno 793 sich wie Stosßadler auf das berühmte northumbrische Mutterkloster Lindisfarne stürzten, die Mönche ins Meer warfen und mit den Kirchenschätzen an Bord wieder im „Trollboden“ des Atlantik verschwanden. Und wenn auch im folgenden Jahr, da sie Bedas geliebtes Heimkloster Jarrow überfielen, Sturm ihre wiederkehrenden Schniggen zerschmetterte, so daß die meisten im Netz der Seetotengöttin Kan sich verfingen und viele andre unter dem Racheschwert der Küstenbewohner bluteten — so war die sich aufstürmende Gefahr doch so bedrohlich, daß nur rasche kraftvolle Einigung aller Wodanreiche die furchtbaren Erschütterungen von Norden her hätte abwehren können.

In solchen Schreckenstagen aber hatten die northumbrischen Aldermannen Besseres nicht zu tun, als den König Aethelred, dessen Krone freilich an jeder Ecke von Mord und Eidbruch stank, der giftriefenden Sel zu überliefern. Sein Maß war bis zum Rande gefüllt. Ließ er doch den Herzog Eardulf, der ihm gefährlich schien, vor der Kirchenpforte von Rippon meuchlings niederstoßen und dann als Leiche vor den Chor tragen. Um Mitternacht erwachte Eardulf jedoch plötzlich aus seinem Scheintod, bestimmt, späterhin noch eine glänzende Rolle zu spielen. Zwei andere Prinzen lockte Aethelred meuchlerisch aus der Hauptkirche von York, damit sein Dolch sie zur Sel befördere. Ähnlicher Treulosigkeit fiel schon sein Vorgänger Osred zum Opfer. Um aber seinen Thron noch weiter zu befestigen, verstieß Aethelred seine Gemahlin und heiratete wenige Tage nach dem Königsmord an Osred die Aethelfleda, Tochter des damals mächtigen Königs Offa von Mercien.

Die Machtlosigkeit des Königtums ist eine Folge des Eigennuzes der ealdormen. Seit die Witan auf den Gedanken kamen, sogar das Geschlecht des Königs zu übergehen, um irgendeine Stroh puppe aus ihrer Mitte mit dem Goldreif zu schmücken, wurden der Thronfordrer immer mehr, da jeder bald irgendeinem Könige verwandt war und innerlich nun alle Großen versteckten Anspruch auf die Krone erheben durften. Das Gefühl des Ganzen, die Treue der Gefolgsmannen, die Unterordnung ging verloren — um das entwürdigte Amt des Herrschers rasten die Leidenschaften.

Da war es doch ein Fortschritt, als nach nochmaliger Zwischenregierung von 27 Tagen jener einst schein tote Eardulf, ein übrigens ebenso zielbewusster wie sittenloser Mensch, die Gewalt erbt und als erster angelsächsischer König durch festliche Krönung zu York am 26. Maimond 796 darin bestätigt wurde. Es war auch Zeit, daß die längst weggefallene Opferweihe altnordischer Könige endlich durch eine befestigende Feier der neuen Kirche ersetzt wurde, denn ohne jenseitige Verankerung ist auf Erden kein Übermenschentum haltbar. Tötung galt jener Zeit nach altgermanischer Auffassung nicht als Verbrechen, nur als Tat. Da aber die neue Sittlichkeit bisher nur als Werkdienst durchgedrungen und jede Meintat durch kirchliche Opfer sühnbar schien, so mußte sittlicher Verwirrung bald auch ein Mord nicht allzu schwer wiegen, umsomehr, als Blutrache, zumal an Waldgängern, noch den Schimmer uralten Rechts an sich trug. Auch kirchliche Krönung wirkte darum noch nicht unmittelbar. Es meldeten

Karte von England unter den Sachsen, nach den Nachrichten  
des Edmond Gibson entworfen. Th. 1. D. 82.



England zur Sachsenzeit  
(Aus Kapin de Thoyras, Allg. Geschichte von England usw., Seite 1755)

sich wieder und wieder enttäuschte Thronstreber. Eardulf scheute sich nicht, alle seine Widersacher in gewohnter Weise zu beseitigen, soweit sie sich nicht schon gegenseitig umbrachten. Und seine Macht hob sich wirklich, als er bei Billinghameth (auf der Saide der Billinger) den Klügel der Königsmacher in die Flucht trieb und den Führer derselben, den ealdorman Wada, einen der Mörder Aethelreds, fällte. Die Ausrottung aller erreichbaren Kronbewerber ging dann lustig weiter nach dem Gezwitscher der Spechtmeise im Saffirslied:

„Klug wärs nicht vom Kampfesbaum,  
ließ er den einen Bruder laufen,  
wo er den andern eben erschlug!“

Ja, als Koenwulf von Mercien damals seinen Hof zur Brutstätte northumbrischer Verschwörer machte, griff ihn Eardulf mit seinen Heereskeilen an, und es kam zu einer erst nach Jahren durch Vermittlung der Bischöfe gestillten Irrung. Und doch blieb auch Eardulf das Kennschicksal northumbrischer Herrscher nicht erspart. Leider verhüllt eine Lücke von 803 bis 853 in der Handschrift Simeons von Durham uns alle Einzelheiten dieses Augenblicks — genug, Eardulf ward entthront und flüchtete nach Nymwegen zu Karl dem Großen, der durch Alhwin unterrichtet war, dann aber nach Rom. Tatsächlich gelang es Kaiser und Papst, den Vertriebenen wieder einzusetzen — und zum ersten Mal seit einem Jahrhundert vererbt ein northumbrischer König seinen Goldreif an Sohn und Enkel.

Über dem Schicksal einzelner Menschen und Völker wandelt nach eigenem Gesetz die Zeit. Sie stellt Bedingungen, von deren Erfüllung das Endgeschick jener Sondermächte abhängig ist. Northumberland schien seiner Kraft und Größe wegen zur Führung Englands wohl vorbestimmt, die Bedingung aber der raschen Einigung hat es nicht mehr erfüllt. Pikten, Mercier und Wikinger waren zu viele Gegner für ein haderzerzerrenes Land. Eardulf und seine Nachfolger konnten den Verlust an Blut, Gemeingeist und Gütern nicht wieder einholen.

So hing alle Hoffnung an dem zweitgrößten, kräftigsten und für die Einigung bestgelegenen Staate — Mercien, dem Lande Pendas. Es dehnte sich vom Humber bis an die Themse, von Ostangeln und Wessex bis Wales. Sussex, vielleicht auch Ostsachsen, blieb von ihm abhängig. Die Spuren des gewaltigen Penda waren noch nicht verweht. Hatte doch der alte Bär seinen Marken lange die altnordische Überlieferung bewahrt. Die Zahl der Geistlichen und Klöster war nirgends geringer, ein einziges Bistum umfasste das ganze Land; und keine Chronik, kein emsiger Chronist, keine geschriebenen Gesetze führen uns in das Herz der Insel. Dagegen hatte er den Enkeln der alten Seehelden einen Heerbann hinterlassen, der seinen Nachfolgern auf lange Zeit ein politisches Übergewicht gab. Allerdings erlosch Pendas Geschlecht bereits 60 Jahre nach seinem Tode, aber mannhaftes Gemeingefühl ließ die märkischen

Grossen im Gegensatz zu den northumbrischen Kronverschwendern am königlichen Stamme festhalten. Aethelred war flösterlichen Strohtods verblichen, ihm folgte Pendas Großneffe Aethelbald. Er hatte wie mancher andre sich in der Einsamkeit verborgen halten müssen. Nun aber fand der Kühne und schöne Prinz allgemeine Anerkennung. Sein Familienleben wird freilich von Wynfrith tadelnd an der alten Keuschheit der Sachsen gemessen — er riß die Thane Merciens in einen Strudel von Ausschweifungen. Die Mahnungen blieben aber nicht ohne Wirkung. Aethelbald gewann Salt, und seine 41 Regierungsjahre hallen von glückhaften Britenkämpfen wider. Seinem Banner folgten Ostangeln, Essex und Kent, ja, nach Beda reichte seine Gewalt über alle Lande südlich des Humber hinaus; auch Wesser mußte ihm Seerfolge gegen die Briten leisten.

Aber gerade das mercische Machtübermaß trieb die abhängigen Kleinstaaten noch einmal in die Arme des freiheitliebenden Wesser. Seit Ines langer Regierung hatten auch hier Thronkämpfe stattgefunden — die innere Zerrissenheit spannte König und Volk eine Zeitlang vor den Siegeswagen Merciens. Northumbrien war, wie wir sahen, gelähmt — und so kündigt sich ein entscheidender Augenblick der angelsächsischen Geschichte an — der beginnende Zweikampf zwischen Westsachsen und den Märgen. Wäre jenes hier kurzerhand erledigt gewesen, so hätte sich die Bahn zur Vorherrschaft Merciens frei eröffnet, und die Einigung Englands wäre von hier aus entsprungen. Aber wider Erwarten neigte das Glück sich auf die andere Seite. Denn die Schlacht bei Beorgford in Orfordshire war den Märgen nur ein Streit um die Vorherrschaft — den Westsachsen ein heiliger Freiheitskampf (752).

Ein gewisser Aethelhun hatte bis dahin als Hauptnebenbuhler seines Königs Ruthor in Wesser, ja sogar als Parteigänger des feurigen Aethelbald von Mercien, gegolten, so daß der westsächsische Staat vom Gift der Zwietracht hoffnungslos gelähmt schien. Man sieht nun, was Einigkeit vermag. König Ruthor wußte den „stolzen ealdorman“ zu gewinnen. Auf der Ebene von Beorgfeld trug Aethelhun begeistert den goldenen Drachen Westsachsens vor der Kampflinie seines angestammten Königs her. Vor den Spitzen der Schlachtkeile erschlug er den feindlichen Bannerträger, so daß die Woge Siegesgefühl von den Reihen der Mercier her auf die Westsachsen übersprang. Sie jubelten, während die Märgen erbebten. Doch hielten sich diese mit hartem Nacken, und keines der Heere wollte von der Walfstatt weichen. Die Sage rühmt, daß Aethelhuns Art gleich dem Blitze des Thuner getroffen und zermalmt, während des blonden sternäugigen Königs Aethelbald Klinge das Eisen wie Wolle zerhieb. Gleich Berserkern wüteten da die Helden vor den prasselnden Flammen ihrer Verbände — als sie plötzlich, Hünen beide von erschrecklicher Kraft, mitten im Getümmel einander sich gegenüber sahen. Aber seltsam — Aethelbald, wohl durch Leidenchaften entnervt, unerwartet vor der saufenden Streitart seines früheren Helfers, ward plötzlich von seiner stolzen Kraft verlassen — er wandte sich in Todesahnung mutlos zur Flucht, indessen sein Heer noch das Kampfgesilde behauptete. Nun aber

wankte es betroffen und ward vollkommen geschlagen, nun war des Königs Ansehen dahin. So der Bericht — vielleicht ein verschollenes Heldenlied. Ein herrlicher einmaliger Augenblick, der Mercien auf die Höhe seiner Macht hätte heben können, war dahin — der König hatte der weltgeschichtlichen Minute nicht gestanden. Als er dann, die Schande zu löschen, in einer späteren Schlacht trotz blutiger Verluste hartnäckig aushielt, hat ihn seine Leibwache ermordet.

Noch einmal aber setzte ihm die Geschichte verschwenderisch einen Nachfolger in der Gestalt des großen Königs Offa. Zunächst freilich bemächtigte sich ein gewisser Beornred, vielleicht nicht unschuldig am Tode Aethelbalds, der Gewalt, doch mußte er nach blutigen Thronwirren unterliegen. Pendas Geschlecht brachte in einem Seitenzweige den fraglos bedeutendsten aller angelsächsischen Könige vor Egbert hervor — das Übergewicht Merciens war unumstritten. Eigentümlich, wie sich Geschichte und Sage an dieser Persönlichkeit reiben, daß ihn die springende Waberlohe halb unsichtbar macht. Ein Mönch des von Offa gestifteten Klosters zu St. Albans verfaßte um 1200 die vitae duorum Offarum. Das Leben des älteren Offa erzählt er im wesentlichen wie Sven Aggesön und Sapo, doch verlegt er den Schauplatz von der Eider an den Fluß Riganburne. Aber das zweite Offa-Leben kennt dieselben Züge von seinem Helden: auch er ist als Jüngling blind und stumm, obendrein gelähmt, auch er gewinnt im Angesicht des Feindes Augenlicht, Sprache und Kraft zurück, da nämlich, als der Machtanmaßer Beornred seine Eltern verfolgt und sein Vaterland vergewaltigt.

Wie dem auch sei — nach Beornreds Fall war Offas Herrschaft gesichert. Glückliche Kriege gegen die Walliser führten zur Errichtung des berühmten Wallgrabens (Offas dyke, claudh Offa) von der Mündung des Dee bis zum Bristol-Busen, dessen Spuren noch heute erkennbar sind. Man sieht ihn weiter „mit blutigem Schwert“ Ostangeln und Essex beherrschen, wahrscheinlich auch Suffex, wo er bei Hastingen gegen die Linie der Hastingen sein Kampfspiel gewinnt. Richteten die mercischen Könige überhaupt erst einmal ihr Augenmerk auf ganz Südengland, so mußte ihnen natürlich ein Handelshafen nach Südeuropa wichtig sein. Auch Kent, das sich nach hundertjähriger Abhängigkeit erhob, warf er durch den Sieg bei Ottaford nordwestlich von Tunbridge nieder. War nun, wie wir sahen, von Northumbrien damals wenig zu befürchten, so blieb als einziger Nebenbuhler das ewig kämpfende Wexsex. Doch auch dies Kernland unterlag 779 bei Bensington südöstlich Orford wenigstens militärisch.

In das Verteidigungswesen und die Kriegführung jener Tage haben wir durch die neue Forschung genaueren Einblick erfahren. Offas Dyke ist eine große gegen Wales errichtete Landwehr des 8. Jahrhunderts. Sie war keineswegs die früheste im angelsächsischen England. Vielmehr hatten schon um 500, also kurz nach der Überfahrt aus der niederdeutschen Heimat, die Westsachsen südlich der Themse und gleichlaufend mit dem Flusse ihren neuen Lebensraum durch den Wodansdamm, den Wansdyke, ab-

geriegelt. Er lief einst von Bristol über Bath nach Andover und ist noch heut in großen Teilen erhalten. Die Landwehr ist in beiden Fällen ein einfacher Wall mit Gräben und angelehnten vorspringenden Schanzen, auch lagen noch eigentliche Heerburgen zur Sammlung der Verbände und einfach als Vorwerke im Nachbargelände.

Eine solche Burg oder Schanze ist das mit dem Wansdyke vergliederte Statonbury Camp. Die Befestigung umschließt einen Raum von 400 m Länge und 150 m Breite und liegt westlich Bath auf einer spitzovalen Höhe, und zwar südlich der gegen Norden gerichteten Landwehr, die unmittelbar über sie hinläuft. Im Süden und Westen hat man sich mit den natürlichen Steilhängen des Hügels begnügt, nur im Osten wachen zwei weit hintereinander gelegene Gräben mit Querwall. Die Steilhänge waren wohl mit Palisaden gedeckt, ein Torschutz ist ebensowenig vorhanden wie auf süd-hannoverschen Burgen. Ähnliche, weit von allem britischen Erdwerk und römischer Baukunst entfernte Schanzen birgt der Boden Englands noch manche. Eine von ihnen, die mit Sicherheit für angelsächsisch zu gelten hat, ist die von Winkelbury Camp in Wiltshire südwestlich Salisbury. Sie wirft ein ganz besonders helles Blizlicht in die alten Zustände der Sachsenzeit. Die Bergzunge umhegt einen Raum von etwa 400 m Länge und 200 m Breite. Die eigentliche Burg erfüllt nur den Ort der Bergnase und ist rings leicht mit Wall und Gräben versehen. Sie hat zwei Teile mit wenig haltbaren Toren, von denen das nördliche zur nächsten Quelle führt. Nach Süden ist die Kuppe durch Querwälle mit Toren verschlossen, die auf eine Art Vorburg, ein nicht umwalltes, aber nach Süden gleichfalls durch Querwall und Tore geschütztes Gelände führten, das als Weide geeignet war, so daß in Kriegsgefahr die umwohnenden Sachsen ihr Vieh mit auf die Höhe retten konnten. Doch bewohnt war der windumwehte Hügel wohl kaum, nur ein angelsächsischer Friedhof hat sich oben gefunden.

Nach Süden also wandte Offa seinen Blick, nach dem Lande jenseits des alten Wodansdamms, nach Wessex. Thronwirren hatten auch dort alle Kraft gelähmt. Kynewulfs Vorgänger Sigebriht war seiner Willkür wegen von dem Witenagemot abgesetzt worden. Kynewulf jagte ihn in den wilden Andredeswald, die Stätte der Ächter, wo ein Schweinehirt ihm den Speer durch den Leib rannte und so den Tod seines Herrn an ihm rächte. Sigebrihts Bruder Kynehard aber verhängte nach dem liedstarken Bericht der Sachsenchronik seinem Todfeinde, dem König Kynewulf, ein wahres Nibelungenende (783). Als er nämlich vernahm, daß dieser mit nur wenigen Getreuen zum Besuch einer Geliebten nach Merton bei Epsom geritten sei, umzingelte er nächstens mit bewaffnetem Gefolge das Haus. Die unter anderm Dache ruhenden Edeling des Königs ahnten von einem Überfalle nichts. Als der König nun Burg oder Halle umringt sah, trat er vor die Pforte, verwundete den Aufwiegler Kynehard im Zweikampf, erlag aber der Übermacht seiner Aldermannen. Gelles Mädchengeschrei rief endlich das entfernte Gefolge des Königs zu den Waffen. Kynehard versprach ihnen Gold, wenn sie wieder abzögen. Sie dagegen hielten ihrem Könige die Treue bis in den Tod. Aber am andern Tage erschien der Edeling Ostric mit frischer Königs-

jugend vor dem von Kynehard verteidigten Orte — vergeblich bot auch ihnen der Bluträcher Land und Schätze. Die Tore wurden erstürmt, der Verräter mit all seinen Mannen erschlagen bis auf den einzigen, der ein Patenkind Ofrics war. Offas Macht mußte aber durch Kynewulfs von Wessex Ende um so mehr wachsen, als seine Tochter Eadburge seinen Nachfolger Beorthric durch Heirat an Mercien fesselte und eben damals Westsachsen von Süden her durch die ersten Überfälle der Wikinger beunruhigt wurde. Sie plünderten 753 die Insel Thanet und töteten 787 einen westsächsischen gerefa in Dorchester, der sie für Kaufleute gehalten. Von allen englischen Küsten blieb nur die mercische infolge der raschen Tatkraft und Klugheit Offas von den dänischen Räubereien verschont. Als die Normannen nämlich den Boden seines Reiches betreten und große Beute gemacht hatten, zwang er sie unter Zurücklassung des Raubes zur Flucht auf die Schiffe. Die Gefangenen aber ließ er mit den Worten frei: „Saget den Wikingern, wie König Offa sie empfängt!“

Wenn nun auch dieser Offa nur König von Mercien war, so muß er doch tatsächlich ganz England beherrscht haben. Karl konnte ihn in gewisser Hinsicht als ebenbürtig betrachten und war bemüht, den einzigen Mann des Abendlandes an sich zu fesseln, der an Macht mit ihm vergleichlich schien. Er ließ durch den Abt Gerwold für seinen Sohn Karl um eine Tochter Offas werben. Stolz genug verlangte dieser dagegen für seinen Sohn Egfrid Karls Tochter Berhta, die spätere Geliebte des Staatsmanns Angilbert und Mutter des Geschichtschreibers Nithard. Solche Bedingung empörte jedoch den Kaiser — er verhängte sofort eine Festlandssperre gegen angelsächsische Schiffe. Offa antwortete seinerseits mit der gleichen Maßregel. Nun mußte Alchvin vermitteln. Die Verschwägerung kam nicht zustande, Karl hat aber versucht, durch Geschenke an Offas Tochter und angelsächsische Kirchen seinen „Bruder und Freund in Mercien“ wieder zu versöhnen. Ein Bündnis Offas mit den Altsachsen, ein Bund Widukinds mit Anglaland, Dänemark und Wikingerkönigen hätte in der Tat dem Franken äußerst gefährlich werden, die sächsisch-nordische Kultur dagegen retten können. Doch solche Pläne konnten infolge der religiösen Kluft nicht mehr in sächsischen Köpfen reifen.

Offa erscheint sogar an Vielseitigkeit dem Frankenkaiser verwandt. Er las gern, er zwang den Papst zur Errichtung eines Erzbistums in Lichfield, sein Sinn für die geistigen Bedürfnisse der Zeit ist deutlich. Daß er in späteren Jahren Rom besucht habe, ist wohl Erdichtung, doch Sachsenschule und römische Klöster erfuhren manche Unterstützung. Er sammelte auch die mercischen Volksrechte. Kirche, Mission und Handel vermittelten zu seiner Zeit auch literarische Beziehungen aller Art. Hadrian befahl eine Kirchenvisitation, und die Könige und Witan von Mercien und Wessex machten die damaligen Kirchenbeschlüsse zu Gesetzen (786). Man verbot zum Beispiel Ehen mit fremden Frauen (schützte also die Rasse), man untersagte Tätowierung des Gesichts, Loswerfen und Pferdefleischessen sowie Stutzen der Pferdeschweife: die Gesetzgeber tragen Wichtiges und Nichtiges bunt nebeneinander.

Und ebenso stark ist die altgermanische Seite an Offa. Alchvin hebt seine Treue, freilich auch seine Härte und Grausamkeit hervor. Wenn er später an den Prinzen Egfrid schreibt, er solle „vom Vater Strenge, von der Mutter Milde“ lernen, so mag das dann mehr höfische Redeblyme gewesen sein. Jedenfalls aber ist bei dem Widerspruch der Quellen der Grundzug Offas und seiner Gemahlin nicht leicht zu erfassen. Dazu hat der Mönch von S. Albans die rätselhafte Ermordung des ostanglischen Königs Aethelbyrth mit zu giftigen Farben aufgetragen. Nach ihm warb dieser um Offas Tochter Aetheldriþ. Man versprach sie ihm, lockte den Brautwerber in die königliche Burg, empfing ihn als Gastfreund und mordete den Arglosen auf Anstiften Kynedriþs hin. Brautwerbung, Gastfreundschaft und Freveltat der bösen Königin klingen wie ein altes Märchen, doch wenn Alchvin an Egfrid von dem Almosengeben und Gebetseifer derselben Kynedriþ spricht, so spüren wir die Schwarzweißkunst jener frühkatholischen Zeit. Ließ doch dieselbe herrschsüchtige Frau als einzige angelsächsische Königin Münzen mit ihrem Bilde prägen. Man hielt sie im Volke für ein wegen schwerer Verbrechen im Boot ausgesetztes Frankenweib, das der jugendliche Offa einst leichtsinnig genug an sich gebunden. Drei Monate nach ihrer Meintat an dem Gastfreund stürzten Räuber der Sage nach sie in ihren eigenen Brunnen.

Auch das Geschick ihrer Tochter Eadburg, der Gattin Beorthrics von Wessef, verrät ihr wildes Blut. Lange übte sie ungestraft eine heimliche Schreckensherrschaft und beseitigte mißliebige Aldermannen und Geistliche unbesehen durch Gift. Diese merowingische Eigenart führte aber zu ihrem Sturz, als sie eifersüchtig dem jungen ealdorman Worr das gleiche Los zudachte: unglücklicherweise trank der König mit aus dem unseligen Becher (800). Jetzt flüchtete die Tochter Offas mit großem Horte zu Karl, brachte ihm Geschenke und wußte ihn förmlich zu bezaubern (wie Böse oft eigentümlich schön sind) — so daß er ihr freigestellt haben soll, ihn selbst oder seinen Sohn zum Gemahl zu wählen. Als sie dann lebensdurstig den Sohn erkor, verwies sie der beleidigte Kaiser in ein Kloster. „Hättest du,“ sagte er, „mich gewählt, so würde ich dich meinem Sohne verlobt haben; jetzt bekommst du keinen von uns beiden“ — Worte, mit denen man sich nachträglich gern aus der Schlinge zieht. Aber auch Klostermauern hemmten ihre heiße Leidenschaft nicht. Sie nahm ihren Knecht zum Geliebten und mußte endlich, nur von einem Sklaven begleitet, nach der Lombardei flüchten. Dort starb sie als Bettlerin auf den Gassen von Pavia.

So krasse Gegensätze zwischen Kirchlichkeit und Selbstsucht finden durchaus Seitenstücke in der Zeit König Kynewulfs, der nach Offas und Egfrids Tode noch im gleichen Jahre den Thron Merciens erbt. Die Erhebung Kents bestrafte er blutig genug durch Blendung und Handverstümmelung an König Eadbert. Auch Eardulf von Northumbrien versuchte er zu entthronen. Indessen erlitt das Reich Einbuße an Macht, als der Paps, durch ostsächsische Mächenschaften einseitig unterrichtet, das Erzbistum Lichfield wieder aufhob und den Primat an Canterbury zurückgab. Auch den alten Gedanken Gregors des Großen, allein das große Lunden zum Erzbischofs-

sitz zu machen, vermochte Kynewulf nicht durchzusetzen. In Westsachsen erlebte er noch, wie Egbert die von Mercien abhängigen Swyccas zurückschlug — eine Niederlage, die ihn hätte ins Feld rufen müssen. Als er 821 stirbt, erleben wir das altenglische Spiel: jähen Sturz, dann Erlöschen des angestammten Königshauses. 829 erlag Mercien dem einzigen Staate, der an dem alten Führergeschlecht der Überwanderungszeit noch festhielt — Westsachsen.

Das Hochkommen dieses Landes widerspricht auf den ersten Blick allen geopolitischen Gesichtspunkten. Mercien war nicht nur weit größer und bevölkerter — es lag auch beherrschend im Mittelpunkte der ganzen Insel. Die Einigung Englands hätte demnach von hier ausgehen müssen, und tatsächlich war sie ja fast vollendet. Aber Grenzen und Landschaft sind eben nie entscheidend. Westsachsen ist das Brandenburg Englands. Hier wie dort übernahm ein starkes Königtum die Führung. Und es ist geschichtliche Tatsache, daß die bedeutenden Herrscher Westsachsens in jene Zeit fielen, die zur Einheit reif war, während der Stamm des mercischen Königshauses damals abstarb. In ständigen Kämpfen, Brandenburgs gegen die Wenden, Westsachsens gegen die Briten, bewahrte das Herrscherhaus dem Adel die Schlagkraft. Doch muß auch das Volk, hier wie dort altsächsisch, von Kern und Kraft gewesen sein. Sogar die Lage beider Staaten an einer während der Wachstumszeit noch ruhigen Küste bietet ein Seitenstück. Nur in der Tradition zeigt sich ein Unterschied. Die Hohenzollern wurden als frischer Baum in die Mark verpflanzt und mußten sich ihre Stellung erst hart erkämpfen, doch fanden sie im Gegensatz zum westlichen Deutschland keinerlei ebenbürtige Gegner. Sie konnten daher rücksichtslos auftreten. Westsachsen dagegen empfing gerade in dem Augenblick, in dem der Stern Merciens durch Erlöschen seines Herrscherhauses unterging, infolge seiner ununterbrochenen Königsüberlieferung aus dem vierhundertjährigen Eichenstamme Kerdics die Führung wie ein Geschenk. Der Beginn jener Dänenraubfahrten zwang dann alle angelsächsischen Staaten, sie anzuerkennen und noch im letzten Augenblick ihre Einigung zu verwirklichen.

Sie gelang Egbert, des Edelings Kalmund Sohn, einem Nachkommen Ingilds, der ein Bruder Ines war. Jener Beorthric von Wessef fürchtete in Egbert einen Nebenbuhler und trieb ihn an den Hof Offas. Als aber Beorthric Offas Tochter Eadburge heiratete, floh Egbert nach dem Festlande hinüber. Dreizehn Jahre lang zeichnete er sich im Dienste Karls des Großen aus. 802 erkoren ihn dann die Witan zum Nachfolger des vergifteten Beorthric; 805 ward er zu Winchester gekrönt.

Kein Zweifel, daß Egbert am Hofe des Kaisers mit dem Auge eines hochfliegenden Geistes in das Räderwerk eines musterhaft geordneten Weltstaates hineinsah. Der große Gedanke, um den die angelsächsische Staatengeschichte seit hundert Jahren kreiste, trat hier in reifer Frucht vor sein Auge. So wenig daher auch von den ersten Jahrzehnten seiner Regierung bekannt ist — dies Wenige zeigt deutlich seinen Plan, die Insel zu einen.

Seit 809 sieht man ihn in Wales wie Cornwall nicht anders denn siegend. Mit Feuer, Schwert und Steuern bannte er die Briten des ganzen Südwestens an seine Herrschaft. Beornwulf von Mercien aber fiel über die Themse nach Wessex ein, um sowohl Briten wie Ostangeln vor den Absichten Egberts zu schützen. Egbert schlug ihn in dem für England entscheidenden Siege bei Ellandune 822 aufs Haupt. Mit diesem Siege neigte sich die Waage der Insel endgültig auf die Seite Westsachsens. Sussex und Surrey, Essex und Ostangeln fielen von Mercien ab und traten auf Egberts Seite: sie setzten Könige von seinen Gnaden auf ihre Throne. Ja, Mercien selbst hatte nicht nur die Vorherrschaft verloren — es kämpfte jetzt sogar um seine Selbständigkeit. Mit wildem Ungeßüm jagte Egbert den neuen König Wiglaf vor sich her, bis er „aus seines Oberherrn Egbert Hand“ die Marken zurücknahm. Hart an die Grenzen der Northumbrier stieß er vor, freiwillig erkannten diese seine Oberhoheit an.

Was Egbert schuf und schaffen wollte, war kein Einheitsreich, sondern ein Gesamtkönigtum mit Unterfürsten und abhängigen Staaten. Die alte Siebenherrschaft hat er, wenn nicht zertrümmert, so doch zum bloßen Scheinbilde entkräftet. Er war maßvoller als Karl, der die alten Königsgeschlechter meistens bis zur Ausrottung verfolgte. Sein Gesamtstaat umfaßte über jene alten Bretwaldaschaften hinaus alle Kleinreiche der Sachsen, Angeln und Briten, doch waren die Abhängigkeiten des Südens andere und stärkere als die des Nordens. Den Kern bildeten Wessex und Kent. War aber der alte Bretwalda erkorener Oberkönig aller sieben Reiche gewesen, so schmiedete Egbert Oberherrlichkeit und endgültige Einheit mit dem Schwert zusammen.

Man hat gemeint, er habe auch auf dem Witenagemot zu Winchester zu früh den Gesamtnamen „Anglia“ angeordnet. Tatsache ist jedoch nur, daß seit seiner Zeit diese Bezeichnung an der Insel haften blieb und daß seine Nachfolger sich nunmehr Könige von England zu nennen begannen. Ging so die politische Führung an die Sachsen über, so entsprang der Name des neuen Volkes den Angeln.

Die wolken Schwangere Zeit zwang unerbittlich zu Egberts Tat — es war wirklich der letzte Augenblick. Denn die Natur der Wikingerbewegung, die fast ganz West- und Osteuropa drei Jahrhunderte lang erschüttern sollte, war noch keineswegs in ihrer Furchtbarkeit in Erscheinung getreten. Man hatte sich nur erst gewöhnt, hie und da Meere und Küsten von Seeräubern bedroht zu finden. Aber inzwischen war Irland zum Tummelplatz kühner Däneneinfälle geworden. Es gab bald keine Insel mehr, die nicht von den schnellen Schniggen der Nordleute umrauscht oder besetzt gewesen wäre. Immer mehr lockte die Themsemündung, 835 brandschatzten sie die Insel Sheppey. Auch Egbert unterschätzte die Stoßkraft dieser Völker beträchtlich. Denn in demselben Jahre umfuhren sie Cornwales, landeten in Südwales und brachten ihm bei Charmouth eine empfindliche Schlappe bei. Wie brennend die Gefahr gewesen, beweist die erneute Landung einer Wikingermacht in Cornwall (838), wo die Briten sich auf ihre Seite schlugen. Sollte sich die keltische Tragödie des 5. Jahrhunderts für

die Angelsachsen wiederholen? Es ist von sinnbildlicher Kraft, wenn Egbert wie drüben auf dem Festlande hundert Jahr später Herzog Heinrich ganz nüchtern die Niederlage zum Ansporn der Wehrhaftmachung seines Volkes nahm, darauf am Hengisthügel unweit Plymouth das nordische Meer in die Flucht warf und die Britanier wieder unter seine Füße zwang.

So war Egberts letzte Tat ein wuchtiger Schwerthieb gegen die furchtbarsten und hartnäckigsten Feinde, die England jemals gehabt — aber erst sein großer Enkel Aelfred sollte die Schrecken dieser Völkergeißel in voller Schärfe erfahren.

## 10. Sonnenwende im Sachsenland

Zu derselben Zeit, da Egbert auf der angelsächsischen Insel ein Gesamtkönigtum begründete, gliederte Karl nach dreißig Jahren das Festlandreich seinem Weltstaat ein. Das endliche Erliegen des letzten nordischen Stammes in Mitteleuropa hatte, wie wir sehen werden, Folgen von weltgeschichtlichem Ausmaß, denen gegenüber Carolus Magnus wie ein Nachtwandler erscheint, der blind nur das Gebot seiner Übergangszeit erfüllt. Als der letzte Schwertschlag des Krieges, der letzte Lanzenstoß in Nordalbingien niederfauste, summt es rings im Sachsenland wie dumpfe Betäubung nach. Es war einen Augenblick lang, als sei kein Leben mehr in der uralten Eiche, als sei die Krone zerborsten, das knorrige Astwerk krachend zu Boden gefallen und der mächtige Stamm nun hohl und morsch. Ein seltsamer Traumzustand legt sich fast hundert Jahr lang über das Volk, ein Schlaf, als habe der alte Odin die sächsische Walküre mit dem Dorn gestochen, weil sie dem Fremden nicht ewig widerstand. In dieser Zeit muß viel erstorben sein an altem Gut und Geist; die Menschen verbitterten und duckten sich zusammen, der Himmel schien einzustürzen und die Erde zu grollen. Dem langen Herbst war Winter gefolgt und hatte die ganze alt-sächsische Gesittung, das heilige Volksleben in Schnee und Frost gefangen. Die Keisriesen waren hereingebrochen — der Simbulwinter ewiger Nacht schien da zu sein, Wölfe fielen über die Scholle der Väter her.

Und doch war Keimzeit. Auch in der sächsischen Julnacht erstrahlten die unauslöschlichen Lichter der Eberesche wie in der Volksage des alten Island. Das Licht war untergegangen, aber es lehrte zurück. Eine Winter Sonnenwende tiefster Art bereitete sich vor. Allmählich wich die Betäubung, entschwebten Traum und Schlaf. Gegen Ende dieses Zeitraums sehen wir den sächsischen Stamm einem neuen Frühling entgegenatmen.

Das tiefste und gewaltigste Erlebnis der Zeit war die Aufnahme von Christus-Gedanken in der Form des römischen Frühkatholizismus. Wir sahen, wie die Kirche, weil sie den Machtgedanken des Kaiserreichs erbt und aus dem Mischbecher der Spätantike eine Fülle Aberglaubens fast aller Mittelmeer-Religionen trank,

in ihrem urchristlichen Wesen stark getrübt war. Vielleicht kann man sagen, daß überhaupt ihr Tiefstes und Reinstes verschüttet, ihre Hauptlehren mißverstanden wurden und hinter der machtpolitisch aufgefaßten Forderung des Taufbefehls zurücktraten.

In Friesland hatte die Mission der Franken zur Zeit Dagoberts I. (623—634) nur geringen Erfolg. Als aber der Erzbischof Wilfrid, aus Korik vertrieben, auf seiner Romreise dorthin kam, wurde er vom König Aldgisil ehrenvoll empfangen und rückte Friesland als Missionsfeld zuerst in den Vordergrund der Zeit. Allerdings fanden weder er noch sein Nachfolger Wictbert dauernde Zustimmung. Diese war erst Willibrord, dem Jüngling des northumbrischen Klosters Ripon, vergönnt, dessen stürmisches Leben sein Landsmann Alchvin uns überliefert. Das Meer verschlug ihn nach Selgoland, der heiligen Insel des Forcite. Aus einem Quell tranken dort die Bewohner nur schweigend — Willibrord taufte daraus drei Menschen und schlachtete geweihte Kinder, doch wagte König Radbod aus Furcht vor Pippin den Entweiher nicht anzutasten. Lange vergeblich kämpfend, mehrfach vertrieben, konnte er wenigstens unter den fränkischen Friesen um Utrecht die Arbeit vollenden. So blieb seinem Schüler und Begleiter, dem westfälischen Edeling Wynfrith (675—754), noch viel zu tun übrig. Auch er hatte bei den heidnischen Friesen keinen Erfolg, doch errichtete er die hessische und die bayrische Kirche und fesselte sie in verhängnisvoller Weise an Rom. Der Gedanke einer fränkischen Nationalkirche lag ihm fern. Damit besiegelte er das religiöse Schicksal Deutschlands im Mittelalter, ja bis heute hin. Als Erzbischof von Mainz dehnte er den römischen Einfluß bis an den Rand des Harzes aus. Sage verbindet die Steinkirche von Scharzfeld, eine hallenartige Kalksteinhöhle, und die Gründung der Albanikirche in Göttingen mit seinem Namen. Sein Lieblingsgedanke war nach eigenem Brief-Gesändnis, das Brudervolk der Altsachsen zur Kirche hinüberzuziehen.

Einem Bericht Bedas zufolge sind kurz nach Willibrords Auszug (nach 695) zwei andere Angeln Namens Heuwald, nach ihrer Haarfarbe der Weiße und der Schwarze geheissen, zur Bekehrung der rheinischen Sachsen aufgebrochen. Der Weiße erlag einem raschen Schwertstreich der aufgebrachten Heiden, den Schwarzen töteten sie nach grausamer Schlachtung, ehe noch der Gaufürst einen von beiden zu sehen bekam. Vergeblich versuchte noch sieben Jahrzehnte später (771—72) der Angelsache Liawin, wenn Hucbalds Vita glaubwürdig ist, auf einer Versammlung der engrischen Frilinge zu Markloh an der Weser unter Drohungen den Übertritt zum Christentum zu erzwingen — mit Mühe entging er dem Märtyrertode.

So waren auch Karls Maßnahmen vorwiegend politische. Sachsen wurde zwangsbekehrt. Das Standrecht von Paderborn ist mit Blut geschrieben. Kirche war ihm römisch-fränkischer Kulturträgerin, Wegbereiterin seiner Weltherrschaft. So hatte er es eilig, Klöster und Sprengel zu errichten. Die Bischofsitze begründete er an militärisch wichtigen Punkten. Von den acht Bistümern auf sächsischem Boden gehören Hildesheim (früher Elze) und wohl auch Halberstadt erst der Zeit Ludwigs des Heiligen an. In Paderborn bestand schon 777 eine Kirche; 799 empfing Karl in

ihren Hallen den Papst Leo III., der dort den Sachsen Hathumar als ersten Bischof bestellte. Die Verdener Stiftsurkunde vom 29. Juni 786 ist unecht. Für Bremen wurde 787 der Northumbrier Willehad zum Bischof geweiht, er hatte in Wigmodien und Friesland auf Wunsch des Kaisers missioniert. Den hölzernen Dom weihte er am 1. November 789. Ganz unsicher ist bis heute, ob Osnabrück schon 803 ein Bistum empfing. Dagegen wurde 804 der Friesenapostel Liudger zum Bischof von Mimigardesford an der Aa (Münster) bestimmt. Minden scheint zunächst nur Missionsbistum unter Fulda gewesen zu sein und dann Sameln überflügelt zu haben. Der Plan, in Hamburg ein Bistum zu gründen, kam unter Karl noch nicht zur Ausführung: die Gründung des Orts an Stelle der alten Fluchtburg der Stormarn zeigt wiederum den militärischen Sinn des Kaisers.

Unter den Klöstern Sachsens fällt das Ludgeri-Kloster in Helmstedt, eine Schwesterstiftung von Werden an der Ruhr, wohl noch ins achte Jahrhundert. Es folgten im neunten: vor 814 St. Bonifaz in Sameln, 815 Corvey, 822 Höpfer und Herford, 838 Lamspringe, 840 Windenhausen am Harz, 852 Brunshausen (856 nach Gandersheim verlegt), 855 Wildeshausen, 862 Kamelsloh, 865 Bassum, um 870 Bücken, 871 Wunstorf, 896 Möllenbeck bei Rinteln. Schon zu Karls Zeiten wurden in Eresburg, Paderborn, Mimigardesford, Osnabrück, Bremen, Bardunwich und andern Orten, vielleicht auch Modestorpe (Lüneburg), 833 in Bevensen, Holzkirchen errichtet. In ganz Nordalbingien gab es damals nur drei: zu Milinthorp (Meldorf), um 780 vom Bremer Erzbischof Willerich erbaut, ferner in der von Karl begründeten Hamaburg und vielleicht in Schenefeld, während Heiligenstedten und Kloster Münsterdorf bei Esseveldoburg (Tzehoe) sowie Sliaswich (850) und Ripen (860) erst der Zeit seines Nachfolgers angehören. Alle diese Kirchen und Klöster wurden jahrhundertlang aus dem herrlichen Bauholz des germanischen Waldes errichtet. Der alte Hamburger Dom erhielt sich bis 1036, der von Lübeck bis 1276, die Klosterkirche von Reinfeld wurde noch 1186 aus Holz erbaut, die von Klausthal ist es bis heute. Eine der ersten Steinkirchen war die zu Gernrode (961) und die Bartholomäuskapelle des Bischofs Meinwerk von Paderborn (1017).

Überall wurden mehrere alte Gauen zu einem Bistum zusammengefaßt und die Archidiafonate an die Malstätten der Goe gelegt. Zur Erhaltung der Gesamtkirche diente der zehnte Teil der Königseinnahmen, doch bestimmte schon das Kapitular von Paderborn jeder Einzelkirche den Zehnten von aller Habe und Arbeit, dazu je einen Hof und von je 120 Freien einen Knecht und eine Magd — bald mehrten unendliche Schenkungen das Vermögen der geistlichen Stiftungen.

Mit dem Tode des Kaisers trat jedoch ein neuer großer Gedanke in die sächsische Welt. Die europäische Gesinnung Karls hatte die Mönche zu Trägern südlicher Kultur ausersehen — es konnte nicht ausbleiben, daß die von seiner Persönlichkeit befreite Zeit Ludwigs den inneren Widerspruch zum Hochziel der Weltflucht empfand. Dem Verfall der Klöster wirkte der von Ludwig unterstützte Abt Benedikt von Aniane

in Languedoc entgegen: aufs neue schärfte man die alte Benediktinerregel ein. Das Wiedererwachen kirchlicher Gesinnung fand in den sächsischen Klostergründungen des 9. Jahrhunderts seinen Ausdruck. Es fällt auf, daß sie fast sämtlich auf sächsische Große und Gräfinnen zurückgehen — zweifellos handelt es sich hier mehr um Freude an rastlosen neuen Taten als um christliche Religiosität. Doch eilte gewiß auch manches Sachsenherz vor den Irrlichtern und der Trübe des Zeitalters hinter die Fluchtburgen der Klöster, deren Vieh und Scholle ihrem Wirklichkeitsinn weit näher lag als die Tüftelei des weltcheuen Südens — ein sonderbar inniges und beinah phantastisch aufgehobenes, religiöser Gesichte schweres Innenleben atmen freilich daneben, wie wir in Anglaland bemerkten, die lateinischen Briefe der Klostergenossen.

Eigentümlicher Weise hat nun der Mann stärkster Romabhängigkeit, jener Ludwig, der seine Kaiserwürde in schmählicher Saltlosigkeit der welterobernden Kirche opferte, dem sächsischen Stamme einen Antrieb gegeben, der wenigstens dem nordischen Drange nach Taten hätte entsprechen müssen. Karl hatte die Weltkirche, die doch bei weitem sich über die Grenzen des Weltreichs hinausdehnte, der Hoheit seines Staates unterworfen. Der Tod dieser gewaltsamen Persönlichkeit mußte auch dem Lebensgesetz der Kirche wieder zum Durchbruch verhelfen. Karl hatte die Mission stets in den Marken seines Reiches festgehalten — jetzt brach sie hervor ins Grenzenlose der nordischen Welt. Ihr schwärmerischer Anhänger war Ludwig. Zunächst zwar mußte er es dulden, daß der Papst den treulosen Ebo von Rheims, an den noch der Name Eppendorf erinnert, zum Führer des neuen Werks ersah. Diesem Franken ging es nur um Befriedigung seines Ehrgeizes. Er gründete Münsterdorf, hatte aber sonst im Norden keine Erfolge. Als daher 826 in Mainz der Tütenkönig Harald mit vielem Gepränge die Taufe nahm, weil sein Thron wankte, sah Ebo dies als Krönung seines Werks an und trat sein Arbeitsfeld an den Rektor der Corveyer Klosterschule, den Nordfranzosen Ansgar, ab.

Von jener Mainzer Taufe her nahm ihn Harald mit nach Norden. Er war Ebos Gegenbild: eine stille, von Visionen heimgesuchte Natur. In Sliaswich, der Hauptstadt Südjütlands, gründete er die erste Schule, Haralds Flucht zwang ihn, das Land nördlich der Eider aufzugeben. Eine schwedische Gesandtschaft holte ihn 829 nach Birka im Mälarsee an den Hof des Königs Björn. Dort baute er eine Kirche. Ludwig belohnte seine Arbeit. 831 (Urkunde erst 834) gelang nun dem gedemütigten Kaiser der große Plan, Hamaburg zum Erzbistum zu erheben — dies war die Voraussetzung für die Durchführung einer nordischen Mission. Ansgar empfing das Pallium. Ganz Nordelbingien, Dänemark und Skandinavien bildeten seinen Sprengel. Die vier alten Kirchen vermehrte er durch ähnliche in Bramstedt, Kellinghusen, Neumünster und Sliaswich. Neu-Corvey lieferte ihm die Mönche für das Hamaburger Kloster. Als aber 845 Erich von Dänemark mit 600 Langschiffen Hamaburg überfiel, gingen alle seine Gründungen in Flammen auf. Der Graf Bernarius war abwesend, Ansgar floh in die Halde nach Kamelsloh, die Einwohner zerstreuten sich in alle Winde. Es war

dasselbe Jahr, in dem die Wikinger unter Ragnar Lodbrok Paris überwältigten. Ansgar verlor trotzdem nicht den Mut. Es gelang ihm sogar, Erich umzustimmen und mit seiner Hilfe Sliaswich und Birka zu retten. Auch des Königs Nachfolger Erik Barn wußte er zu gewinnen. Eine zweite Kirche entstand damals in Ripen. 865 starb der Apostel des Nordens, wie der schlichte und aufopfernde Mann übertreibend genannt wird. Seine Erfolge waren doch nur gering. Die kleine Hamaburger Schule bestand zum Beispiel aus gekauften christlichen Sklavent Kindern. Die wertvollen Reliquien südlicher Heiligen im damaligen Hamburg hatten nur Zeitwert. Fast alle übrigen Ansätze zerstörte das Jahr 845. Der als kunstvoll gerühmte Dom und die Schule, Bücherei und Kaiserbibel, Kloster und Burg lagen in Asche — Hamaburg war nur noch ein Trümmerhaufen. Mühsam versuchte der Bischof von Ripen, Ansgars Liebling und Nachfolger Kimbert, den Wiederaufbau.

Nicht weniger wirkte die andre Zauberblüte der Zeit, die Antike, und umso stärker, als Ludwig durch die Verbrennung der gesamten Heldendichtung den Rosengarten germanischer Kunst vernichtet. Jedes Volk, jedes Jahrhundert sucht zu seiner Ergänzung, was ihm am meisten fehlt. Die Ägypter schwärmten für die kretische Kultur, die Griechen für die ägyptische, die Römer für die Griechen und das Mittelalter für Rom. So betäubt denn, wie reine Strenge des Christentums ihn anzieht, die abgeklärte Reife und spielend-überlegene Form selbst der Spätantike den ungebändigten Sinn dieses wilden Zeitalters. Einhart schrieb sein Leben Karls unter so starkem Zwange von Suetons Augustus-Darstellung, daß wir den Gewaltmenschen nirgends wiedererkennen. Daneben las man Livius und Seneca, im Stile Sallusts schrieb Widukind später seine Sachsendgeschichte; man las Ovid und Virgil, und Hrotsvithas Liebling war der lockere Komödiendichter Terenz. Vor allem aber lebten Kirchenväter und spätantike Dichter wie etwa Claudian (400) — ein verjüngter Virgil — oder Venantius Fortunatus, Prudentius, Juvenecus und der fromme Aristoteliker Boethius im Bewußtsein der Zeit. Die echte Antike war also fast unbekannt.

Nach dem Rat Gregors wurden frühere Heiligtümer einfach in Kirchen umgewandelt, oft wurde wohl der alte Kult in neuer Form auch nur weitergeführt. Wo man vormals heilige Schmäuse mit Mädchenchorsängen und Festreigen gefeiert und Göttern Tiere geopfert, tat man daselbe von nun an zum Preise irgend eines Heiligen. Der Kirche schien es Gewinn, an Stelle Wodans in Niedersachsen und England den Drachentöter Georg oder in Deutschland den Erzengel Michael, in Westfranken den Hl. Martin zu ehren. Und für Thuner mußte an vielen Orten St. Peter, allgemein aber der Teufel, herhalten. So gingen denn auch alte Götterkennzeichen wie Lanze und Schwert auf jene Heiligen über. Niemand wußte eine Zeitlang genau, was heidnisch, was christlich, wer getauft, wer noch Heide war. Es gab selbst Priester, die Wodansmahle mitfeierten und Tieropfer vollzogen. Jahrhundertlang hörte das Beten an Quellen und Bäumen nicht auf. Unwandelbar hielten sich fast alle Bräuche des Jahreslaufs. Juleber und Osterwasser, Walpurgisnachtspuß und Maibaum,



Roland zu Bremen  
(Der uralte Gott Tiu)



Portalsäule aus der Domkapelle zu Goslar  
In Stein übersetzte altsächsische Holzkunst  
(Nachklang der irminsulen)

Johannisfeuer und Erntepfer für Wodan, Werwolfsglaube und Brauthahnspringen. Noch heute finden wir in ganz Niedersachsen und England mancherlei Söhne dem Wodan geweiht und Donnersberge durch Peterskirchen übertäubt. Im Solling heißt ein Sprichwort: „Die Braut muß die Katzen gut füttern, wenn sie am Hochzeitstage gut Wetter haben will“ — es sind die uralten Tiere der Freya. Auch ist in dem noch einsamen Walde die mythische Sage vom Schäferstein lebendig. So blüht unendlich in unseren Gauen die Fülle alter Bräuche, Namen, Sprichwörter und Sagen.

Wirklich bot nordischer Brauch in seiner Verfallzeit um 800 dem aufsteigenden Frühkatholizismus manche Brücke. So konnte weitgehende Verschmelzung eintreten, ohne daß zunächst statt breiter Verstofflichung allgemeine Verinnerlichung gefolgt wäre. Hier erfaßt uns die seltsame Reliquiensucht der Zeit. Ihr liegt der Wahn zu Grunde, der tote Körper eines Heiligen habe Zauberkraft und könne Mirakel hervorbringen. Wahre Leichenzüge schwankten im 9. Jahrhundert unter Chorgesängen und Prozession aus den Toren Roms, dorthier holte man am liebsten die Überreste der zu Halbgöttern gestempelten Menschen, deren Zähne, Haar, Gebein oder Gewand als wundertätig in feierlicher Translation durch ganz Europa geleitet wurden, damit diese Reste in der neuen Kirche ihre Stätte fänden. So trug man die hl. Pusinna nach Herford, den hl. Alexander nach Wildeshausen, S. Vitus, den neuen Schutzpatron Sachsens, nach Corvey und den hl. Liborius nach Paderborn — selbst Widukind läßt Heinrich I. vor der in Gold gefaßten Reliquienhand des Dionysius knien und erklärt das Aufsteigen Sachsens mit dem Einzuge seines neuen Patrons.

Und in alle Verwilderung fiel der Sturz der Frau. Stand im sächsischen Altertum das Weib frei und ebenbürtig neben dem Manne, der nur ihr rechtlicher Sachwalter war, so würde Tacitus sein durch die germanische Dichtung bestätigtes Urteil schon um 900 nicht mehr aufrecht erhalten haben. Die Ehrfurcht vor der Frau schwand in demselben Maße, als die Kirche sie für den Sündenfall Adams verantwortlich machte und sie mit ihrem Lieblingsdenker Aristoteles für eine Verstümmelung des Mannes erklärte. Die Hochschätzung des Weibes bei den Germanen kann nicht biologisch mit der Minderzahl an Mädchen begründet werden, denn die ewigen Kriege verschlangen vor allem die Männer. Sie liegt tiefer und entspringt dem männlichen Einschlag des gesamten Germanentums, dem das Weibliche als geistig-seelische Ergänzung notwendig wie ein Heiliges, Übermenschliches erschien — dann aber auch dem männlichen Empfinden, das sich in den Quellen des Altertums offenbart, während Frauen nur ganz vereinzelt zu Worte kommen. Maria allein mußte im Mittelalter das ganze herabgesunkene Ansehen des Weibes hochhalten. Natürlich zeigte sich dieser Vorgang nicht in allen Ständen und zu allen Zeiten mit gleicher Schärfe, aber der Einfluss des Alten Testaments und der falsch verallgemeinerte Standpunkt des Paulus wirkten sich dennoch veröden aus.

Welch eine Zeit, die Leichnam und Totengeripp auf den Altar erhob und das Weib dafür in die Hölle stürzte! Von hier aus hat denn auch der Hexenwahn, diese entsetz-

liche Geisteskrankheit des Mittelalters, nicht einmal von der Reformation erstickt, seine Nahrung gezogen. Jenen Glauben an den Hellsheergeist der Frau, den Tacitus kennt, mußte der Sturz des Weibtums ins Böse wenden. Alle jene Sylgjen und Walküren, Elfen und guten Göttinnen wurden nun zu bösen Mahren, die mit Lucifer um den Blocksberg reiten.

Trotzdem hat die Kirche es in vielen Fällen verstanden, den Gedanken Gregors sehr zweckvoll zu verwirklichen. Für das Abendmahl bot der heidnische Opferschmaus bei genügender Vertiefung guten Anhalt. Die Taufe fand in Namengebung und Bad der Neugeborenen eine Anknüpfung, die Patenschaft stellt eine der norwegisch-isländischen Pflegekindschaft verwandte Sitte dar, und das heidnische Menschenopfer barg im Grunde den gleichen Ursinn wie das ewig wiederholte unblutige Opfer der Messe. Gemeinsam waren beiden Religionen ferner die Totengebete, Grabgaben und Jahresopfer sowie der Ahnenkult. Ja selbst so äußerliche Dinge wie der altnordische Tempelring, die Ewige Lampe, Allerseelenlicht und Weihwedel finden hüben und drüben ihr Gegenstück, wenn sich bei dem Schweigen der Quellen auch über die sächsischen Sonderbräuche nichts aussagen läßt.

Man kann sich den Schrecken, die Verzweiflung und Zerrüttung der Geister nicht furchtbar genug vorstellen. Vielleicht ist der Zusammensturz altsächsischen Glaubens dem unbekanntem Sänger des eddischen Seherinnenliedes um 950 der mittelbare Anlaß zu seiner angstvoll-großartigen Weltuntergangsdichtung geworden. War vielleicht ein altsächsisches Urbild des um 814 bayrisch niedergelegten Wessobrunner Gebets die Brücke? Findet sich doch in ihm außer altsächsisch-angelsächsischen Anklängen ein Vers, der fast wörtlich in der *Völuspa* steht. Ganz offenbar haben wir hier den Gesamteindruck des erschütterten Menschengartens, das volle Gefühl der von Sünden her bedrohten Erdenzeit. Der Untergang Altsachsens war für den ganzen Norden ein furchtbares Ereignis!

Winternacht brachte das neunte Jahrhundert dem sächsischen Volke, Untergang des Lichts — aber auch den ersten Widerschein seiner Rückkehr, auch Wintersonnenwende. Denn so laut die Klage klingt über die Vernichtung altsächsischen Volkstums und die römische Umbiegung des Christlichen, so hell wehte das Licht der Christus-Gestalt in die Herzen der nordischen Menschen. Jene großen Päpste und Glaubensboten wie Gregor und Wynfrith, Willibrord oder Ansgar, waren doch von einer die Zeit überleuchtenden Lauterkeit der Gesinnung erfüllt. Es war ein Glück für die heilige Botschaft, daß ihre führenden Träger so selbstlos und sittenrein, so leidenschaftlich entfacht von der Nähe Gottes wirkten. Sie waren nach dem tiefen Pauluswort „Verführer und doch wahrhaftig“. So hat der Frühkatholizismus, trotz seiner unterirdischen Bestandteile gleichwohl eine solche Blütenfülle evangelischer Worte und Taten, Gleichnisse und Gedanken über den Norden gestreut, daß sich die gewaltige religiöse Überlegenheit des Christentums nicht mehr verkennen ließ. Die Christus-Gestalt schüttete über die Völker des Nordens einen Strahlenglanz von Hochzielen

aus. Es kam der uralte nun wunderbar neue Gotteinheitsgedanke wieder zum Durchbruch, und selbst das Alte Testament und spätkristliche Schriften überschreiten die eroberten Lande in Mönchslettern mit einem Geflügel bunter Geschichten und abenteuerlicher Stoffe, an denen sich die germanische Wanderseele erfrischt.

Dem Tiefersehenden enthüllt auch dieses neunte Jahrhundert einen kernigen Zug: den alt-sächsischen Trotz gegen alles Fränkische. Nicht reine geistbeschwungte Christlichkeit verneinten unsere Vorfahren, aber alles Karlingische, Römische und Salsische, ja, selbst das ganze staufische Rittertum haben sie kühl von sich gewiesen. Ingrimig hockten draußen im Niederland die Freien auf ihren Höfen, ihre Herzen frohlockten noch mit den alten Göttern, lachten über die Keisriesen und flüchteten mit den Walküren in die herrlichen Kämpfe. Dem südlichen Mirakelspekulanten setzten die nüchternen Erdbauer klaren Zweifel entgegen — noch um die Mitte des Jahrhunderts beklagen Kirchentage, daß es reine Seiden in Sachsen gebe, und noch Jahrhunderte lang gingen Werwölfe und Wiedergänger um, und die Idisen verwandelten sich erst sehr allmählich in Engel.

Die Kirche mit ihrer spätantiken Bildung trieb einen Keil in das alte Volksleben. Ehemals bildeten Malstätte und Opferplatz, Goversammlung und Fürstensitz, oft auch der Hof eines geistvollen Sängers oder die Flettdiele eines wohlhabenden Adelsbauern die lebensperlegenden Mittelpunkte. Jetzt begann das alte wie Irrlicht und Wetter schwebende und wabernde Feuer zu verlöschen. Eingebung und Augenblickseinfall, Traum und Raumbewußtsein, Urgefühl und Allempfindung verflüchtigten sich immer mehr. Von den wandernden Stätten her begann der Geist sich hinter die Mauern der Klöster zu verstecken, und dort band man ihn an Auge und Verstand, an Buch und Schriftmalerei, an Lesen und Schreiben. Nicht daß auf einmal alle Methallen und ihr um glutrotes Herzgeflämmer kreisender Gefühlsinhalt schwanden, aber gegen das neue Denken und Schaffen der Klöster kamen sie um so weniger auf, als der Adel anfing, seine Söhne und Töchter in die neugegründeten Klosterschulen Sachsens oder gar Frankens zu entsenden. Es war die Strömung der Zeit. Das Neue sich aneignen hieß in seinem Stande bestätigt werden.

In Fulda rettete wohl auch ein Mönch um 800 das funkelnde Kleinod unsrer Dichtung, das Lied von Sildebrand — eine Ballade, deren Urschrift vielleicht ganz alt-sächsisch war. Niemals ist der Lebensatem altgermanischen Schicksals ergreifender und knapper gehaucht, gestammelt, atemlos gestaltet — wirkt doch der „Beowulf“ dagegen matt. Man hört noch den Erzklang der Rüstungen, das Dröhnen der Brünnen, den schneidenden Schrei der Schwerter. Aber hinter den Stimmen der Waffen vernimmt man die Klage des Alten, wenn er den Sohn beschwört: „Wettu iringot obana ab hevane, dat du neo dana halt mit sus sippan man dinc ni gileitos!“ War dieser ostgotische Stoff, wie auch das angelsächsische Lied von „Deors Klage“ anzudeuten scheint, auf sächsischem Boden besonders heimisch, so ist es kein Wunder, daß uns die nordische Asmundarsaga Kappabanna den tragischen Ausgang vom Kampfod des durch den

eigenen Vater erschlagenen Sohnes erhalten konnte, der unserm Liede abgebröckelt ist. Der Unbekannte dieses ältesten Sagengesangs ist ein ganz großer Dichter gewesen, ein bildender Gestalter aus vollem Lebensgebrause.

Die hohe Schule für den neuen Geist Niedersachsens im 9. Jahrhundert wurde aber das Benediktinerkloster Corvey an der Weser. Es war zuerst 816 im Solling am Fuße des Moosbergs von sächsischen Jünglingen aus Corbie an der Somme gegründet. König Pippins Bruder Bernhard hatte von seiner sächsischen Gemahlin zwei Söhne, Adalhard und Wala. Sie wurden als Mönche mit andern Sachsenknaben zunächst in Corbie vorgebildet, dann aber auf den Königshof Hörter verpflanzt. Von hier zog auch Ansgar hinaus, hier schrieb nach 874 Agius das Leben seiner Schwester Hathumoth, der ersten Äbtissin von Gandersheim. Vielleicht war es jener Poeta Saxo, der Einharts Jahrbücher und das Leben Karls in Verse setzte. Noch viel später schreibt hier der berühmte Widukind seine sächsische Nationalgeschichte. Hunderte von Höfen in Westfalen, Engern und Ostfalen wurden dem Kloster dienst- oder zinspflichtig.

Hier hat auch der Dichter des „Heliand“ jenes nordisch-bewegten, ganz unromantischen, disharmonischen Jesuslebens eine Zeitlang gelebt. Vielleicht lernte er hier Lesen und Schreiben, denn vor 820/1 ist sein Werk nicht beendet. Nach der lateinischen Vorrede war der Verfasser schon vorher als Dichter bekannt. Ludwig soll ihn mit der Verdeutschung der Bibel beauftragt haben.

Den Heliand in den germanischen Menschengarten hineinzustellen — der Helianddichter hat es vermocht. Im Stil seiner Zeit ward ihm Christus zum gewaltigen Volksherrn. Umgeben von seinen Helden, den Jüngern, zieht er von Burg zu Burg, von Saal zu Saal, richtend und ratend, zu heilen und zu helfen, endlich im Kampfe für die Seinen zu sterben wie so mancher alte Recke aus dem „Widsith“ und „Beowulf“, sich darüber hinaus aber in der Auferstehung zum erhabensten Siege über diese Welt zu erheben. So sind auch nach altsächsischer Art ihm die Gefolgsmannen hold und treu. Müssen sie quellengemäß bei der Gefangennahme fliehen, so verteidigt der Dichter sie gegen den Vorwurf der Feigheit und Untreue: notwendig mußten ja die alten Weisagungen sich erfüllen, das wußten die Alten schon aus der „Edda“. Am schwersten wird es ihm, den Petrus von dem Makel der Verleugnung reinzuwaschen.

Bei dem Gegensatz zwischen germanischer und christlicher Sittlichkeit war der Vorwurf des Helianddichters kein leichter. Mit viel Zartgefühl verschweigt er, daß Jesus auf einem Esel ritt (es war in Sachsen die schlimmste Schande) und verwandelte das Kreuz in einen Galgen. Den Nackttanz der Herodias und alle rein jüdischen Sitten stellt er ausdrücklich als solche hin. So baut er Brücken. Wo aber irgend möglich, bannt er das ganze Jesus-Leben in niederländische Anschauung hinein. Damit schloß er sein Werk zum Spiegel der Zeit. Da ist wie in der Völkerwanderung der Fürst vor allem Verschenker der Ringe, ein Kleinodspender, Volksherr oder Leutewart,

der Munt- und Gefolgsherr. Die Vasallen heißen ihm Ringfreunde, die Schriftgelehrten wie im alten Island Gesetzesprecher. Hohe hornbehangene Säle müssen auch die alten Sachsen gekannt haben, denn so heißen die Bauten Jerusalems, die Häuser stehen daneben als Halle oder Gästesaal. Und die Sirten auf dem Felde sind Kossenhüter, der Engel erscheint ihnen im Schwanengewand einer Walküre, und der Teufel trägt eine Tarnkappe. Gehörnt, geschnäbelt und genagelt sind die Schiffe. Mit packender Kraft bezwingt der Dichter den Sturm: „Da begann des Wetters Kraft: Im Wirbelwinde stiegen die Wogen, Nacht schwang schwarz sich herab, die See kam in Aufruhr, Wind und Wasser kämpften. Angst erwuchs den Leuten, da das Meer so mutig ward. Der Männer versah sich keiner längeres Lebens.“

Trägt so die Außenwelt kräftig altsächsische Farben, so schwebt über dem Innen altnordischer Glaube nur wie ein Hauch. Noch gibt es einen Helweg wie im eddischen Liede von „Brynhilds Helfahrt“, noch einen Weltbrand wie im „Muspilli“, und der Tod ist behaftet mit dem Namen der Norne Wurd. Noch gibt es Wichte und Riesenwerk — und Gott selbst webt in den Hintergründen als metod, als das zugemessene Verhängnis.

Ob der Schöpfer der formsprengenden Stabreimlangwellen des „Heliand“ auch jene Bruchstücke einer altsächsischen „Genesis“ verfaßte, ist zweifelhaft. Seine Dichtung ist ein Zeichen sächsischer Kraft — haben doch die katholisirten Süddeutschen in den dreihundert Jahren seit ihrer Bekehrung keinen einzigen Beweis einer so tiefen Aneignung oder so starken Dichtung aufgebracht wie das noch frischdurchblutete Sachsen. Eng ist der Zusammenhang mit der altenglischen Bibeldichtung, wie jene zahlreichen Glaubensboten sie seit mindestens einem Jahrhundert mit über die Nordsee brachten. Bittet doch Wynfrith in Briefen wiederholt um angelsächsische Bücher. Die Gattung des biblischen Epos war drüben bereits geformt, jene heldische Panzerung der Sprache fand unser Dichter in vollem Glanze bei den Stabreimepikern der Insel. Der Heliand suchte also seine Vorbilder im verwandten Anglaland, aber er schuf als Ganzes doch die Krone dieser Bibeldichtungen. Ebenso bedeutsam ist dann, daß eine „Jüngere Genesis B“ in Altengland später durch das verlorene Alte Testament unseres Helianddichters befruchtet wurde. So erglänzt der „Heliand“ wie einsames Gestirn über dem neunten Jahrhundert und läßt für Augenblicke vergessen, wie zerrüttet die Zeit war.

Die alten Goe waren inzwischen zu Grafschaften gerundet. Die Grafen, im neuen Jahrhundert mehr und mehr den einheimischen Geschlechtern entnommen, wurden aus dem so gebildeten Königsgute reichlich belehnt. Ihre Besitzungen wuchsen im Lauf der Zeit in gleichem Maße wie die Güter der Kirche. Bunte Heiligenverehrung spornte bald Edeling, Grafen und Fürsten zu immer neuen Schenkungen: nie wieder wurde die Kirche so froh und frei begabt.

Der Stand der Schenkenden war freilich doch nur klein an Zahl, und die Kleriker verharren außerhalb des Volks. Dies Volk aber, der alte Heerbann der Frilinge, die

alte Landsgemeinde, fand sich durch fast alle fränkischen Maßnahmen benachteiligt: einseitig wurde der Adel begünstigt, der Zehnte und der Kriegsdienst belasteten wirtschaftlich am meisten die freien Bauern und die Laten, deren Lage nicht minder bedrückt war. Der Sinn jener alten Gemeinschaft der Freien schien vergessen. Das Lehnswesen begann zu keimen. Zu Zeiten Karls wagte zwar noch niemand, sich gegen den neuen Untertanenverband aufzulehnen.

Die Neigung zum Niedergang brachte erst Ludwig. Wir sahen, wie er sich demütigen ließ. Seine Söhne spielten mit ihm wie Katzen mit der Maus. Als er dann starb, brachen jene Neidkämpfe aus, die das Ansehen Karls in den Staub rissen. Lothar, der die Vorschläge seiner Brüder zurückwies, wurde vernichtend bei Fontenay geschlagen. In wilder Heze verschleuderte er sein Krongut, rief die Wikinger ins Land und stachelte die heidnischen Frilinge und Laten Sachsens zum Aufstand gegen Ludwig den Deutschen und den neuen Adel auf. Leichtthin versprach er ihnen Wiederherstellung ihrer alten Rechte. Doch bald brach dieser Stellinga-Bund zusammen, es kam zwischen den uneinigen Brüdern zur Dreiteilung von Wirten (843). Das Weltreich war eben nur eine Riesenzimmerung Karls gewesen. Innerlich bestand es aus widerstrebenden Bauteilen. Unter Ludwig dem Deutschen besserten sich zwar vorübergehend diese Zustände, aber die fortdauernde Eifersucht der Brüder, die Selbstzersehung der Karlingischen Familie durch alle drei Reiche hin schien noch einmal die Zeit vor Karl Martel heraufzuführen und das ostfränkische Erbe in lauter Stämme zu zerfleddern. Es zeigte sich nun, daß die Teile lebensfähiger waren als das Ganze.

Und mitten in dieser Wolke der Söhne-Empörungen und des ersten deutschen Bauernaufstands erfuhr, wie wir sahen, Ludwig der Deutsche die Drohungen auswärtiger Gegner. Um dieselbe Zeit, da in England die Wogen der Wikingersturmslut sich ihrem Gipfel näherten, als das große Meer die blühenden Gefilde Westfrankens versengte und unter Karl dem Dicken noch einmal das Gesamtreich in trauriger Ohnmacht wie sein eigenes Gespenst wiederkehrte, wurde das widerwillig in den fränkischen Weltuntergangswirbel hineingerissene Sachsen von der furchtbarsten Niederlage seiner Geschichte betroffen. Dabei tobten im Osten die Slawen, im Süden die Ungarn.

Es war daher eine Tat von größter Tragweite, als Ludwig in der Einsicht, daß derartige Beben eine feste Vermittung der gesammelten Kraft des Grenzlandes erheischten, im Jahre 852 zu Nimende (Bursfelde) an der Weser ein sächsisches Herzogtum begründete, wie es die Stammesgenossen seit langem erträumt hatten. Dem neuen Herzog wurden sämtliche Grafen unterstellt, er durfte gegen Grenzfeinde selbständig den Heerbann aufrufen und erhielt einen erheblichen Anteil vom Königsgut als Lehen. Dies Amt übertrug der König dem sächsischen Grafen Liudulf, den er durch Vermählung mit seiner Tochter Oda sich verband. Er war vielleicht ein Nachkomme jenes Engernführers Brun aus Widukinds Zeit. Die Erbgüter seines Hauses lagen in Westfalen und an der Lippe, später wuchsen sie um den ganzen Harz herum bis an die Mittelelbe.

Durch Herkunft, Besitz und den Kampf gegen Slawen und Magyaren standen die Liudulfinger ohnehin an der Spitze des ganzen sächsisch-thüringischen Adels. Liudulf gründete übrigens 852 das Kloster Gandersheim, Oda erreichte ein Alter von 107 Jahren; beide liegen dort begraben.

Sein Sohn Brun aber, der Gründer Braunschweigs, geriet in jenen Normanneneinsturm von 880. Die Fuldaer Jahrbücher schildern diese erst in Quellen des 15. Jahrhunderts sogenannte Schlacht bei Ebbekestorpe, im Kloster Ebstorf wurde allerdings später das Gedächtnis der Gefallenen begangen. So meldet die Ebstorfer Weltkarte. Zuerst der Annalista Saxo führt zum Jahre 879 diesen blutigen Zusammenbruch auf eine Überschwemmung zurück. Dann käme nur das Elbstromtal (Lependorf?) als Kampfplatz in Frage. Das Gedächtniskloster braucht auch keineswegs das der Walstatt nächste, vielmehr einfach des Herzogs Erbbegräbnis gewesen zu sein. Denn dieser, der Gründer Braunschweigs, fand dort mit den Bischöfen von Minden und Hildesheim, 11 Grafen und 18 sonstigen Königswasallen den Tod. Wir werden später sehen, warum er nicht siegen konnte. Im übrigen ist unsicher, ob der Angriff nicht, wie die Glücksburger Annalen (Ryenses), also eine dänische Quelle, behaupten, durch den Dänenkönig Erik Barn erfolgte. Der fast gleichzeitige Kampf Ludwigs an der Schelde gegen den Wikingerfürsten Gottfried von Walcheren sowie die Seeraubfahrten der Könige Siegfried und Haldan lassen dagegen auch wieder andere Möglichkeiten zu.

Bildeten nun diese Dänentollköpfe für das angelsächsische Staatengefüge den Erbfeind, so war für Sachsen die aufgestaute Slawengefahr doch auf die Dauer schlimmer. Schon 749 konnte Pippin im Sachsenkriege auf starke Slawentrupps rechnen, das Wendland werden sie damals bereits besiedelt haben. Es ist bekannt, wie dann die internationale Politik Karls des Großen dem Slawenandrang Vorschub tat. Mit ihrer Hilfe warf er die Nordalbingier nieder, nach Einharts arglosem Geständnis verschenkte er an sie fast das ganze Land. Die kernigsten Sachsen wurden dafür zu Tausenden ins fränkische Sibirien verschickt. Im Kapitular von Diedenhofen wird 805 die Linie Bardowick-Schezla(?)-Magdeburg-Erfurt als damalige Slawengrenze angegeben. Im schönen Lande der Langobarden saßen jetzt die Wenden. Es ist das große Werk der Liudulfinger, die Wendengefahr erkannt und erfolgreich beschworen zu haben.

Odda (Otto) freilich, Bruns jüngerer Bruder, hatte noch nicht Zeit, ihr in großem Angriff entgegenzutreten. Er hat trotzdem für Sachsen die gleiche Bedeutung wie sein Sohn Heinrich I. für das Reich. Ja — Widukind nennt ihn gewaltig. Er kämpfte glücklich gegen die Daleminzier im Lande Meissen und sicherte sein Land gegen die Ungarn. Ihm gelang es, die Heimat aus der Zerrüttung der Karlingenzzeit emporzuführen. Seine berühmteste Gründung, das Michaeliskloster auf dem Kalkberg bei Lüneburg, zeigt seinen trutzigen Sinn — selbst über Thüringen warf er die Zügel seiner Macht, so daß dort die Keime eines eigenen Herzogtums erstickten. Als daher im Jahr 911 Ludwig das Kind verblich, war Oddas Ansehen im Reiche so groß, daß

man, abweichend vom fränkischen Stamm, ihm die Königskrone Ostfrankens anbot. Odda der Erlauchte lehnte sie ab, er war alt und starb schon 912. Der von ihm designierte Königsnachfolger war Konrad I.

Keine bessere Lehre weiß die Geschichte einem Volk denn eine große Niederlage — aber nur Starke lernen aus ihr.

## II. Der große König

**I**n vielumkämpfter Staat ist vergleichbar der Eiche, die im Sturm erstarrt. Sachsen und Angeln hatten mehr als hundert Jahre zur Eroberung und Besiedelung Englands vergeudet, ehe nach dem letzten ernsthaften Gegenstoß der Kelten das neue Land gesichert war. Ungebrochene Kraft führte sie jedoch in ein zweites Zeitalter fast dreihundertjähriger eifersüchtiger Bruderkämpfe. Wir erlebten, wie endlich nach Schlag und Rückschlag dem Egbert von Wesseß die Frucht der Einigung in den Schoß fiel. Man kann nicht sagen, daß sie rein von innen her erfolgte. Allerdings hatte gegenüber den Stammesbündeleien der neue Gedanke allmählich von selbst an Geltung gewonnen. Das Hinsterben der alten Erobererfamilien erzeugte eine gewisse Streitmüdigkeit und erleichterte es dem einzigen alten Königsgeschlecht, dem Egberts, das mattgelaufene Rad der Zeit zum Stillstand zu bringen. Aber der Schatten drohender Däneneinfälle tat das Übrige.

Gleichwohl beobachten wir nach seinem Tode kein rasches Aufsteigen. Die Gegenwirkung, geheim verbündet den wuchtigen Stößen der Wikinger, mußte sich erst austoben — und eben sie ist es, die den Zeitraum der vier Nachfolger Egberts (von 839 bis 871) zu einer Spanne schwerer Erschütterungen macht. Ja, wäre nicht doch noch, dem Gesetz der Steigerung gemäß, die Geschichte zuletzt mit dem höchsten Trumpf herausgekommen und hätte den Genius des großen Aelfred ins Spiel geworfen, so wäre die Kultur der Angelsachsen gleich der gotischen und wandalischen dem Untergange geweiht gewesen.

Die Zeit dieser Zickzackpolitik wird erfüllt von den Regierungen der Könige Aethelwulf und seiner drei Söhne Aethelbald, Aethelberht und Aethelred. Der älteste, Aethelstan, starb schon 854. Aethelwulf selbst war zu sanft und romabhängig, Aethelbald zwar entschlossen und hartnäckig, doch starb er früh. Aethelred zeigte sich standhaft und tapfer, doch mangelte ihm die geniale Fähigkeit, das Gebot der Zeit zu erkennen. 32 Jahre lang dauerte dieser Zustand verlorener Festigkeit. Er hat die Wikinger erst in England heimisch gemacht. So hängt das Tief der immer anwachsenden Leiden erst über den Jahren des fünften und jüngsten Bruders, Aelfred. Auch unterlag die Normannenbewegung unabhängig von der Geschichte einzelner Länder darüber hinaus dem Gesetz ihres europäischen Gesamtverlaufs, dessen Höhepunkte im Westen unmittelbar vor die Gründung der Normandie, also ins letzte Viertel des neunten Jahr-

hundreds, ziemlich genau in die Herrscherspanne Aelfreds (871—901), fallen. Es handelt sich um die Jahre nach 871 und nach 892.

Das Haus des eichenen Egbert ward in einer das damalige Angelsachsen kennzeichnenden Weise durch blinde Kirchlichkeit bedroht. Insbesondere gilt das für Egberts Sohn und Nachfolger Aethelwulf. Verhängnisvoll trübt Weltflucht dem damaligen Stamm das frische Blut. Eine zweite Gefahr bestand darin, daß die Throne der Einzelstaaten bestehen blieben und mit Kleinkönigen, oft Prinzen des oberköniglichen Hauses von Westsachsen, besetzt wurden. Die Einheit schien einstweilen nur Verneinung der Uneinigkeit, nicht einmal der Vielheit, geschweige denn kraftvoll zusammenfassende Bejahung. Es kommt hinzu, daß die Natur der Normannenangriffe noch immer nicht erkannt und daher die Gefahr nicht zu einer entscheidenden Umwandlung des Verteidigungswesens führte. Die Angelsachsen zwischen Egbert und Aelfred leben an ihrer Zeit vorbei. Der nordische, wenn auch vielfach verzettelte Gedanke einer Niederwerfung der ganzen Insel fand hier nicht die klare Erkenntnis, die zur Rettung der Nation notwendig war.

Unwahrscheinliche Nachricht ließ Aethelwulf für die Kirche erzogen sein, doch habe der Papst ihn dann seiner Gelübde entledigt. Er war unkriegerisch — aber die Zeit, schon durch den Willen des Vaters, drückte ihm gewaltsam ein Schwert in die Hand. Ohne die Reihe ausgezeichneter Heerführer wäre Aethelwulf an seiner Aufgabe gescheitert. Da war der Bischof Kalhstan von Sherburne, ein Mann von Eisen, ein General wie häufig Geistliche des Mittelalters. Da war der Aldermann Wulfheard, Sieger über drei- unddreißig Dänenbesatzungen bei Southampton — als er bald darauf starb, häuften sich dem König Niederlage auf Niederlage. In Portland, Ostangeln und Northumberland fielen damals zahllose Angelsachsen in Einzelgefechten mit den Wikingern. Aethelstan von Kent, des Königs Sohn, hatte in seinem Lande besonders unter den Verheerungen zu leiden. Er wußte sich jedoch zu helfen und nahm in dem ersten siegreichen Seegefecht der Engländer bei Sandwich acht normannische Skeidhs. Es waren dies Teile einer Seemacht, die ganz England umfahren hatten und deren Schwesterflotten gleichzeitig Friesland und Westfranken brandschatzten. Die herzhafteste Tatkraft Kalhstans brachte dem Oberkönige dann einen zweimaligen Landsieg. Doch vermochte man die Eindringlinge nicht von der Insel Thanet zu vertreiben. Wo einst Hengist mit seinen Scharen sein ständiges Heerlager gehabt, dort überwinterten nun zum ersten Mal die Wikingen. Gewaltig irrten sich die Könige, wenn sie die Gefahr beschworen meinten, denn kurz darauf erschien eine neue Flotte von 350 Meerrossen, die erstaunlichste, die man bis dahin beobachtete. Sie schwirrte in die Themse hinein, erstürmte Cantwaraburig und Lundenwic — ja sie begann unter schweren Verlusten sächsischer Aufgebote übermütig das Innere Englands zu verheeren. Doch noch einmal rettete der Entscheidungssieg Aethelwulfs und Aethelbalds bei Aclea (Oxley) in Surrey das ganze Reich, wenn auch ein neuer Angriff gegen die Insel Thanet mißlang. Kann man also den Nachfolgern Egberts militärischen Sinn kaum absprechen, so doch sicher den staatsmännischen.

Wie fremd stand dieser Aethelwulf der Nation gegenüber! Das beleuchtet seine abenteuerliche Reise nach Rom, die ihm das Vertrauen seines Volkes entzog. Beabsichtigt war sie schon bei seiner Thronbesteigung, doch hatte Normannennot sie damals nicht zugelassen. 853 entsandte er zunächst seinen jüngsten Sohn Aelfred in die Ewige Stadt. Der Heilige Vater salbte ihn zum König. Dafür machte Aethelwulf den Zehnten des Königsgutes der Kirche zum Geschenk. Dann reiste er selbst mit Aelfred nach Rom. Karl der Kahle, normannenslutbedrängt (845 wird Paris zerstört, 885/6 belagert), empfing ihn königlich. Aethelwulf blieb ein volles Jahr in Rom, baute die Sachsende wieder auf, machte kostbare Stiftungen, wie die jährliche Osterbeleuchtung für St. Peter und St. Paul, und kehrte dann hochbetagt nach Westfranken zurück, wo er Judith heiratete, Karls dreizehnjährige Tochter! Hinkmar von Rheims segnete diesen unnatürlichen Bund und krönte das Kind, das noch kein Backfisch war, zur Königin. All diese widerspruchsvollen Fehlgänge Aethelwulfs, noch mehr aber ihre politischen Folgen, sogar der Name Judith, beschwören in seltsamer Weise den unglücklichen Schatten des heiligen Ludwig.

Denn der verwegene Aethelbald, bisher schon Kronprinz und Statthalter, hatte sich den Unmut der Witan, deren Wahlrecht durch Judiths Nachkommenschaft gefährdet schien, für seine Pläne zu sichern gewußt. Jene Weisen erblickten in der Fränkin nur ein Königsweib ohne irgendein Recht auf dem königlichen Throne von Wessex. Im wilden (Walde) Selwudu hielten sie damals verschwörerische Zusammenkünfte — darunter der tapfere Ealhstan und der mutige Kanulf von Sumerset. Besonders Wessex scheint für Aethelbald eingetreten zu sein, doch gab es auch eine starke Königsgruppe. Nur die Sanftmut Aethelwulfs verhinderte den Bürgerkrieg. Der Alte mußte den kleinen Nebenthron von Kent (der Dauphiné Altenglands) als Altenteil eintauschen und Aethelbald als Oberkönig in Winchester anerkennen. Auch dieser das Königsansehen mindernde Familienzwist war noch eine Art Rückschlag gegen die neue Zeit, weit mehr freilich das unsinnige Testament Aethelwulfs. Teilte es doch Egberts Reich in zwei Hälften: Wessex sollte Aethelbald verbleiben, Kent aber mit seinen Nebeländern dem Aethelberht und seinen Nachkommen zufallen. Bezeichnenderweise erkannten die Witan es auch obendrein als rechtsgültig an.

Nicht so die Zeit. Der trutzige furchtgebietende Aethelbald heiratet entgegen aller Sitte jetzt die junge Gattin seines Vaters, um alle Ansprüche auf sein Haus zu vereinen. Vergeblich erhob die Kirche Einspruch — da starb der König 860. Er war vielfach verhaßt gewesen, aber England hätte diesen rücksichtslosen Mann doch bitter nötig gehabt. Judith, die Witwe von Vater und Sohn, reiste nach Westfranken heim.



Goldring  
König Aethelwulfs  
(Nach Winkelmann, Gesch.  
d. Angelsachsen)

Sie heiratete in dritter Ehe den Grafen Baldwin von Flandern. Ihre Tochter Mathilde wurde die Gemahlin Wilhelms des Eroberers.

Das zersetzende Testament des Vaters erlosch an der Kinderlosigkeit Aethelbalds. Es folgte als Gesamtkönig Aethelberht von Kent. Seine nur fünfjährige Regierung wurde nicht nur durch die normannische Zerstörung der Hauptstadt Winchester getrübt, sondern ebenso durch die erstmalige Leistung des „Dänengeldes“, einer Geldzahlung, mit der sich auch in Westfranken schwächliche Herrscher von den Verwüstungen der Wikinger freizukaufen begannen (865). Die Verheerungen blieben denn auch trotz dieser Buße nicht aus.

Vielmehr schwellen die Wogen der Wikingerbewegung unter seinem brüderlichen Nachfolger Aethelred (866—871) immer höher an. Ragnar Lodbrok, der berühmte Zerstörer von Paris, ein von Sage und Sang gefeierter Seekönig und Vater der schrecklichen Meerfürsten Björn Eisenseite, Sigurd Schlangenaug, Haldan, Ubbe und Ivar, hatte schon, von der Ostsee anselnd, rings um England vielerlei Gawe versengt, als ihm König Aella von Northumbrien ein wahrhaft eddisches, am Osebergwagen in Holz geschnitztes Endgeschick zusprach — er ward jenem Gunnar der Prosa-Edda gleich in die Natterngrube geworfen. Die Ballade Lodbrokar-Quidha läßt ihn mit trozigem Gelächter unter den Bissen der Schlangen sterben. Vielleicht hat diese Räuberstrafe für den Lieblingshelden der Zeit jene Riesenslotte von acht Königen und zwanzig Jarlen unter dem Befehl Ingwars und Ubbos gegen das geplagte Anglaland zusammengeblasen. Die Landung erfolgte in Ostfranken am seichten Busen des Wash. Zwei einheimische Könige, mitten in bitterem Zwist um Northumberland, vereinten sich umsonst, das normannenbesetzte ummauerte York wieder zu nehmen (868) — sie fielen beide wie Ähren im Gefild. Dem unglücklichen Aella wurde der Blutaar in den salzbestreuten Rücken geschnitten. Jetzt erhob sich Eadmund, der letzte König Ostangels aus alt-sächsischem Zweig, zu verzweifelttem Kampfe. Er wird als mildtätig und gerecht gerühmt. Doch Unglück überfiel auch ihn. Die Wikinger banden ihn an einen Baum und machten ihn zur Zielscheibe ihrer Pfeile. Er starb schweigend, ein sächsischer Held. In Lincolnshire brachte zwar der ealdorman Algar 869 den Räubern die schwere Niederlage von Kesteven bei, doch schon die nächste Nacht schwemmte alle jene Führer mit gewaltigen Verstärkungen aus dem Meere heran, so daß sich die Angeln zerstreuten und Algar mit seinen Getreuen fiel.

Wir fragen entsetzt nach dem Oberkönige. Tatsächlich erschien Aethelred 868 mit Aelfred in Mercien, um die Normannen aus Nottingham zu verjagen. Vergeblich. Es kam nur zu einem Vertrage. Die Lage war wirklich verzweifelt. Kent verwüstet, Ostangeln und Deira erobert, Bernicia mit einem englischen Strohkönig von Wikingergnaden besetzt, Mercien nicht wirklich geräumt, die größten Städte wie Lundenwic, Cantwaraburig, Winchester und York geplündert, die berühmtesten Klöster wie Croyland, Suntingdon, Ely und Medeshamstede (Peterborough), die einstigen Hochburgen jeglicher Kunst und Wissenschaft, in Asche gelegt, ihre unwiederbringlichen

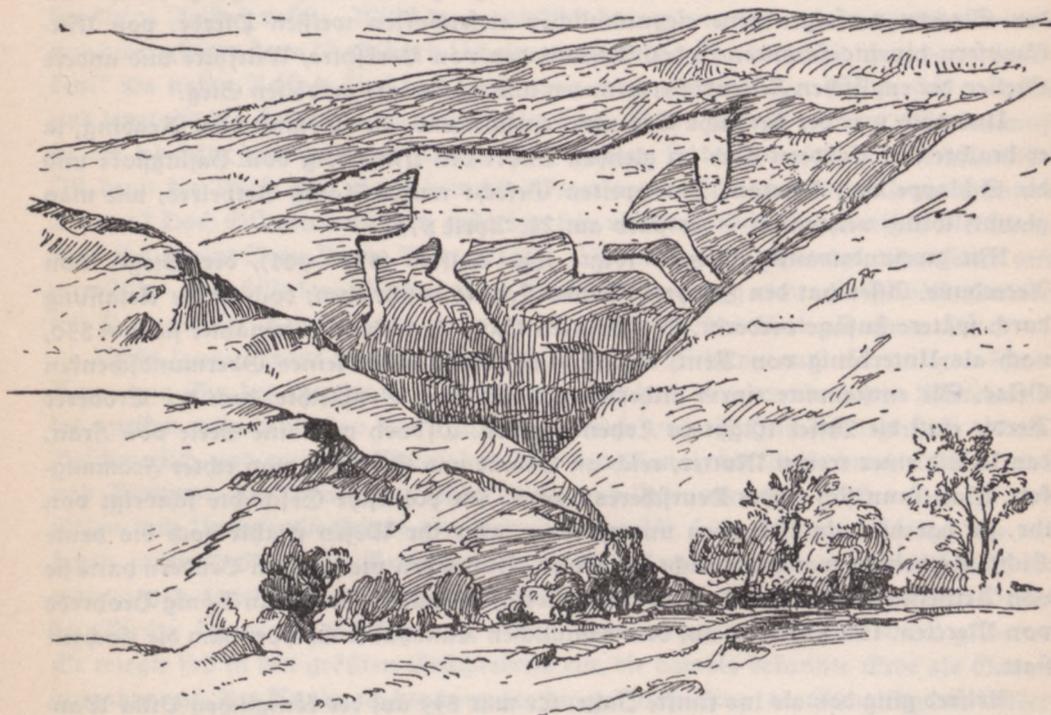
Schätze alter Handschriften und Buchmalereien vernichtet. Überall Mord und Brand, flammende Dörfer, Gewalt und Verwüstung.

Die Normannenstürme waren England über den Kopf gewachsen. Anfangs nur Plünderungszüge, hatten sie sich im Laufe von hundert Jahren zu planmäßigen Eroberungen mit dem Ziel massenhafter Niederlassung und Ansiedlung mit Weib und Kind entwickelt. Sofortige immer gesteigerte Abwehr hätte das Volk der Meere auf andere Länder ablenken müssen. Jetzt war eine Gesamtverteidigung schwierig. Denn die pfad- und hindernislose See gestattet jederzeit unerwartet Angriffe auf tausend Punkte endloser Küsten, die nicht alle gleichzeitig in genügender Wehrstärke zu halten waren. Der Feind dagegen saß im Nebel, war unsaffbar und den meisten Staaten militärisch weit überlegen.

Aethelred handelte daher, wo einmal das Beste versäumt war, doch wohl richtig, wenn er sich nunmehr kampfbereit auf Westsachsen beschränkte und seine Streitkräfte nicht von Fall zu Fall über die ganze Insel verzettelte. 871 holten auch ihn die raubenden Kotten seiner Feinde ein. Sie fuhren die Themse hinauf am noch verfallenen Lundenwic vorüber bis zur Königsburg Reading. Im Mündungswinkel des Kennet, unmittelbar an der Themse, schlugen sie ein verschanztes Lager. Nach alt-wikingischer Weise überschwemmten sie von hier aus in Streifen die westsächsischen Südgüste und wälzten wie ein uferüberrauschender Strom alles mit sich fort („quasi fluvius inundans et omnia secum volvens“ sagt Heinrich von Huntingdon). Doch als dann einige Jarle westlich bis zum Englafield vorstießen, warf der ealdorman Aethelwulf sie auf die Schanze zurück, wobei ein Jarl fiel. Die westsächsischen Waffen schienen noch blank, der Wille zur Führung noch nicht erstorben! Denn wenige Tage darauf befahlen die königlichen Brüder den ganzen Heerbann der Freien zum Sturm gegen das Normannenlager. Aber die Dänen hielten sich und stürzten in erprobter List plötzlich allesamt gleich Wölfen aus den Toren — und jetzt fiel Aethelwulf als Opfer. Auf einer verborgenen Surt bei Windsor gingen die Könige, etwas bedenklich geworden, über die Themse zurück.

Aber ihr Herz entbrannte dennoch für Heimat und Glauben! Schon vier Tage darauf stießen beide Heere nordwestlich der Burg zwischen der Themse und dem Walde von Bearu bei Aescsedune (Ashdowne) aufs heisseste zusammen. Die Westsachsen hatten dem Feinde das Gesetz ihres Handelns aufgezwungen. Dort an den Eschenhügeln zwischen Wesser und Mercia erwarteten sie den Feind. Die Dänen, berichtet Asser nach Augenzeugen, rückten in zwei Heereskeilen heran. Den ersten befehligten die Könige Bagseg und Haldan, den zweiten die verbündeten Jarle. Auch die Angelsachsen ordneten ihre Streitmacht in zwei schwerbewaffneten Bannern. Das eine befehligte Aelfred — beim Zeichen zur Schlacht sollte er die Heerlinie der Jarle bekämpfen. Kaum graut aber der Morgen, da sieht der Ungeduldige schon die Normannen in bekannter Geländeausnutzung einen Hügel besetzen, dessen gestrüppbewachsener Abhang beste Deckung bot. Und von dorther schwirren sogleich die sprühenden

Schwärme ihrer Pfeile. Aelfred brannte die Waffe in der Faust — noch immer hörte er den Bruder in seinem Zelte drunten die Messe beten, umsonst mahnten ihn Boten, sie abzubrechen. Und doch hatten sich die Normannen bereits der beherrschenden Geländestellung bemächtigt! Nicht viel fehlte, so war alles verloren. In dieser Lage stürzt sich der Jüngling, kühn wie ein Eber (viriliter aprino more) an der Spitze seiner



#### Das weiße Pferd von Uffington in Berkshire

Durch Loslösung der Kulturschicht im Kreidelfelsen bloßgelegt. Länge 355, Höhe 120 engl. Fuß.  
„Kriegerdenkmal“ zur Erinnerung an Aelfreds Sieg über die Dänen bei Aescesdune 871.  
Erwähnt zuerst 1350 (Sannov. Geschichtsblätter 1930, Neue Folge I, 4)

Freien gegen den feindbesetzten Hügel. Vom Wald her empfingen ihn übermächtig die Dänen, doch Aelfred war entschlossen, Krone und Leben zu wagen. In harschem Ringen wogte das Lanzengewühl, kreischte der Schrei der Schwerter, prasselten die Wolken rauschender Pfeile. Da endlich hörte man frische Hörner blasen — und laut jagte das Heer des Königs hilfebringend heran. Nun schwoll das Gewitter der Schlacht zu wildem Geschrei. Mitten aus der Waldstatt ragte vereinzelt ein niedriger zackiger Baum hervor (unica spinosa arbor) — dort war der Brennpunkt des Kampfes. Aber die Sachsen fochten für ihre Freiheit, und die Seele ihres Volks war mitten unter

ihnen. Aelfreds Mut rettete England — er hatte sich kühn gezeigt wie Alexander am Granikos und tollkühn wie der Prinz von Homburg bei Fehrbellin. Die nordischen Reiben wankten endlich, Aethelfred selbst erschlug den König Bagseg, und mindestens fünf große Wikingerführer fand man unter den Erschlagenen. Es sei die bisher gewaltigste Schlacht auf dem Boden Englands, meint ein Berichterstatter. Der Rest des Heers wandte sich in wilder Flucht nach dem Lager zurück, durch die ganze Nacht von den Siegern verfolgt. Jene eigentümlichen riesenhaften weißen Pferde, von Mitkämpfern hineingeschnitten in den Kreideboden von Berkshire, Wiltshire und andere Stellen der englischen Felsenküste, erinnern uns noch heute an diesen Sieg.

Und doch war der herrliche Tag nicht entscheidend. Der Gegner hielt Reading, ja er brachte den Brüdern noch im gleichen Jahre den Mißerfolg von Basingstoke und die Schlappe von Merton. Im zweiten Gefecht wurde König Aethelred, wie man glaubt, tödlich verwundet — er starb am 23. April 871.

Mit zweiundzwanzig Jahren folgte ihm Aelfred (871—901), der Sieger von Acedune. Asser hat den Hauptteil seines Lebens beschrieben, doch ist die Urfassung durch spätere Zusätze verderbt. Des Prinzen Vater Aethelwulf vermählte sich um 830, noch als Unterkönig von Kent, mit Osburh, der Tochter seines Obermundschenken Oslac. Sie entstammte einem altberühmten jütischen Geschlechte, dem der Eroberer Kerdic einst die Insel Wight zu Lehen gegeben. Osburh war eine Seele von Frau, das Urbild einer treuen Mutter, reich an Gemüt und Geist und von echter Frömmigkeit. Man kann sich nichts Deutscheres denken. Die politische Geschichte schweigt von ihr, sie hat niemals Urkunden unterzeichnet, aber ihr Wesen strahlt noch bis heute Licht. Aethelstan war wohl nicht ihr Sohn. Außer den vier andern Brüdern hatte sie von Aethelwulf noch eine Tochter Aethelwith, die spätere Gemahlin König Beohreds von Mercien. Um 853 fand auf dem königlichen Landhause Chippenham die Hochzeit statt.

Aelfred ging damals ins fünfte Jahr. Er war 849 auf der königlichen Villa Wantage in Berkshire mitten in lauter Wäldern geboren. Hier hat Natur ihn umfangen — nie wieder konnte er dies wunderbare Erdgefühl seiner von Wolken überwehten Heimat verlieren. Aber die Könige damaliger Zeit hielten noch kein festes Hoflager. Aethelwulf lebte zum Beispiel in seinem ersten Regierungsjahre am Stour, 832 in Santun, 845 wieder in Kent, 847 auf der Burg zu Canterbury und 854 zu Wilton. Häufiger mag er in den Bischofsstädten Winchester und Sherburne gewohnt haben, wo die Erbbegräbnisse der westsächsischen Könige lagen. Überallhin folgten ihm Hof und Beamte, Leibwacht und Gesinde. Oft ist sicherlich der junge Aelfred mitgezogen, von Landgut zu Landgut, hat Städte und goldene Saaten gesehen und das einsame, Wantage nicht sehr ferne Meer. Da mag seine Sehnsucht dann weit hinausgeflogen sein, und früh regte sich in ihm die Welt der Gedanken. Er hörte auch wohl von den nordischen Flotten und ihren wilden Taten. Abenteuerliche Spannung lag über jenen Tagen. Der schöne zierliche Knabe tummelte sich im Freien, maß sich im Kampfspiel

mit seinen Gefährten, er übertraf sie bald alle. Ein Held wollte er werden wie Beowulf, der mit Meerungeheuern stritt, wie Hengist und Hors in den alten Liedern. Die Lieder brachte ihm die Mutter. Eines Tages, erzählt Asser, zeigte sie den Brüdern ein schönes Pergament sächsischer Gedichte. Sie sagte: „Wer von euch Kindern dies Buch zuerst auswendig lernt, der soll es haben.“ Wie von göttlicher Umgebung (divina inspiratione) verlockt, bezaubert durch die Schönheit des Anfangsbuchstabens, rief der kleine Aelfred rasch: „Willst du es wirklich dem geben, der es am schnellsten lernen und dir hersagen kann?“ Osburh lächelte vor Freude: „Ja, dem will ich es dann schenken!“ Da nahm Aelfred flink das Buch, trug es zum Hofmeister, ließ es sich vorlesen und lernte so die Lieder auswendig. Welch feine Frau! Wieviel echtes Volkstum muß in ihr lebendig gewesen sein! Wie gesund ergänzte sie die Komseligkeit Aethelwulfs! Ist denn die Kraft und Schönheit des Vaterlandes nicht ein tiefer Urquell unsers Lebens? Doch Osburh muß früh gestorben sein nach dem Schicksal so reiner Menschen. Von ihr scheint Jean Pauls Wort gesagt: „Ihr Leben und Sterben war sanft und meerstille — der stille laue Himmel eines Nachsommers ging nicht mit Gewölk, sondern mit Duft um ihr Leben herum, und ihr Sterben war das Umlegen einer Lilie.“

Nicht lange darauf entsandte der König seinen Liebling nach der heiligen Stadt Rom, dem Sitz des Papstes und der größten Kirchen, dem wunderbaren Mittelpunkt der antiken und christlichen Welt, zu dem schon so viele Angelsachsen gewallt waren. Beschwerlich und weit die Meerfahrt über den Kanal, die Reise durch Westfranken und Burgund, die Wanderung über Alpen und Apennin. Ein großes Gefolge von Edlen und Unfreien begleitete den Prinzen. Leo IV. salbte ihn zum König. Wie wir sahen, wiederholte er die Reise dann noch einmal mit dem Vater. Das Gesicht der marmornen sagenhaften Palmenstadt mit den Gräbern der Apostel und dem Prunk der Kirche, die vielen Länder und Völker haben Aelfred früh den Blick geweitet. Er wiegte sich in den größten Gesichtskreis ein, die damals bekannte Erde als Ganzes ging ihm auf. Der Knabe erlebte dann die junge Stiefmutter, der Jüngling den Widerstand des verwegenen Bruders, die unselige Schwäche des Vaters, der offenkundig unter dem Einfluß des gelehrten Bischofs Swithun, seines Erziehers, stand. Dann starb der alte König. Aethelbald griff dreist nach der jungen Witwe, doch er wie sein Bruder Aethelberht wanderten bald den Weg zur Hel. Damals hatte Aelfred zuerst als königlicher Prinz (filius regis) Urkunden mitunterzeichnet. Seine eigentliche Studienzeit fällt in diese Jahre, wo Bischof Swithun starb (862) und in ganz Sachsen kein tüchtiger Lehrer mehr aufzutreiben war. Die normannische Zerstörung der Klöster und Städte begann sich auszuwirken. Aelfred las die alt-sächsischen Lieder, die er einst nur nachgesprochen, nun selbst. Die lateinischen Hymnen, Psalmen und Gebete trug er eigenhändig in ein Buch, das er wie einen Runenschutzzauber Tag und Nacht bei sich trug.

Kurz danach (866) rief ihn der Regierungsantritt Aethelreds unmittelbar an die Seite des Königs. Er ist in Urkunden nun „secundarius“ und Thronfolger. Die hohe

Schule des Kampfes und der Waffen, der Politik und der Staatskunst begann. Mitten in eine Pause des ersten Dänensturms fiel wie eine Sonnenfahne das Idyll von Lincolnshire, wo er Hochzeit hielt mit der lieblichen Ealswith. Die Gäste strömten, Trompeten und klingender singender Schwall und Wagen und Reiter. Da — mitten in der Festfreude mußte der laute Frohsinn jäh vor dem Ausbruch eines schmerzhaften Leidens verstummen. Dem über alles Bevorzugten brannte ein Pfahl im Fleisch. Man kennt die Krankheit nicht, die ihn schon früher gequält haben soll, vielleicht war sie fallsüchtiger Natur. Der schöne leidenschaftliche Jüngling konnte nur schwer seiner Sinne Herr werden. Und gleichzeitig brannte in ihm das Feuer heißesten Gottesgefühls. In früher Morgenstunde warf er sich oft betend vor dem Altar nieder. Er suchte um Kraft, um Standhaftigkeit, ja endlich um ein Leiden, das ihn gegen jede Versuchung wappne. Es liegt etwas Dämonisches in dieser Bitte. Da seien ihm jene Krämpfe gesandt worden, die ihn quälten bis zur Verzweiflung. Auf der Jagd in Cornwall sei er aber einst zur Kapelle des Heiligen Gueryr gekommen. Die Angst, zu erblinden oder sonst thronunfähig zu werden, trieb ihn jetzt zu inbrünstigem Gebet um Befreiung von seinem Übel. Nicht lange danach sei die Krankheit gewichen. Aber dann, auf jener Höhe seines Lebens, inmitten der jubelnden Halle hochzeitlicher Gäste, schlich sie wie eine graue verschleierte Frau wieder herein, um ihn bis in das reifere Alter nie wieder ganz sicher zu machen. Die größten Menschen haben sich im Kampf gegen unsichtbare Gegner gebildet.

Die Kämpfe in Nottingham führten ihn in die Heimat der Braut zurück. Man weiß, welch furchtbare Verwüstungswoge dann jene Jahre heraufschwemmten, in denen der unglückliche Eadmund gemartert wurde und in altgermanischer Todesempfindung trotzig schweigend starb. Da, im Vorfrühling 871, erschocht der Prinz jenen strahlenden Sieg bei Aescesdune. Die Tat macht den Mann! Es war ein genialer junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren, voll von Hochmut und Demut, mit stählernem Willen und weltweisem Blick, der hier aufsprang mit der ganzen Kühnheit des Genius — der Ketter Englands.

Unmittelbar von der Gruft des Bruders zu Wimburn eilte der vereinsamte Aelfred an die Front. Die Ankunft einer neuen segelreichen Wikingerflotte tief im Herzen Westsachsens warf den jungen König in tiefe Bitternis. Jugend hat Kraft, doch nie Erfahrung. Die Normannen, in Wiltshire geschlagen, wandten sich zur Scheinflucht und trieben, plötzlich mit neuer Kampflinie andringend, die Westsachsen vom Gefilde des Sieges. Ingrimmig wich Aelfred immer weiter nach Westen zurück — in mindestens acht Schlachten, sagt Asser, erschöpfte sich westsächsische Tapferkeit, nicht ohne normannischen Verlust eines Königs und einer Neunzahl von Jarlen, doch immer höher schwoll die Masse der mitternächtigen Gegner. Es blieb kein anderes Mittel — auch Aelfred mußte Wesset mit schimpflichem Dänengeld loskaufen! Inzwischen wälzten die Wikinger sich nach gebrochenen Eiden über das unglückliche Mercien. König Beohred, Aelfreds Schwager, ergriff nach zweiundzwanzig-

jähriger Regierung die Flucht und pilgerte romwärts in jenes angelsächsische Traumland, wo ihn bald darauf der Tod dahinraffte. Aethelwirth aber, seine Gemahlin, eilte zu Aelfred und konnte dann nur noch zum Grabe ihres Gemahls wallen.

So versank Mercien, das Reich des bronzenen Penda. Erschütternd mußte dies Geschick der Schwester zurückwirken auf den Bruder. Eine Zeitlang ging ihr Land an den treulosen ealdorman Keolwulf über, bis auch er bei den wetterwendischen Fremden in Ungnade fiel und in völliger Armut starb. Sie besetzten selber das Land, so daß manche Landstriche noch jahrhundertlang skandinavische Färbung in Flurnamen und Sprache verrieten. Im Jahr 875 aber theilte sich das Normannenheer. Halfdan fuhr fort, den Norden bis zu den Kelten hin zu verwüsten. Guthorm, mit Ostangeln nicht zufrieden, stieß nach Süden vor und ließ sich in Cambridge nieder. Der Norden Englands war völlig verwüstet, die Neigung der Normannen zur Ansiedlung noch nicht allzugroß. Im Frühling 876 aber segelten sie plötzlich nächtlicherweile davon, landeten in Dorset und eroberten Warham. Aelfred verjagte damals zwar eine Flottille wikingischer Skeidhs, doch war er zu neuem Tributvertrage gezwungen. Allerdings brachten die Wikinger Geiseln und schwuren auf den blutbestrichenen Eidring.

Doch was galt jenen entarteten Skandinaviern noch der Nordglaube! Schon in der folgenden Nacht brachen sie wiederum den heiligsten Schwur und machten ein Geschwader sächsischer Reiter nieder. Rasch jagte ihre Kavallerie weiter ins Land und eroberte Exeter. Von dort konnte man jederzeit leicht ins Meer vorstoßen. Auch Rolf, der spätere Begründer der Normandie, kämpfte damals einen Winter lang in den englischen Buchten. Überall wimmelte es von Wikingern.

Aber sie hatten nicht mit dem Genie des Königs gerechnet! Aelfred kam auf den Gedanken, den furchtbaren Feind mit seinen eigenen Waffen zu schlagen: er baute eine Kriegsflotte und bemannte sie mit Ufersachsen und herumirrenden Normannen, um jenen Besatzungen von Warham und Exeter jede Zufuhr abzuschneiden. Gleichzeitig kreuzte er Exeter eng ein. Als dann die Dänen von Warham auf 120 Seglern ausliefen, um denen von Exeter Hilfe zu bringen, zerschellte der von Nebeln getarnte Frühlingsturm sie an den Felsen von Swanewic, ein Rest fiel in die Hände der sächsischen Flotte. Ein altes Ereignislied durchklingt noch dunkelsilbig Aßers Latein. Die normannische Besatzung von Exeter mußte die Waffen strecken und nach Norden abziehen.

Doch das furchtbare Jahr 878 stand dem König noch bevor. Die Wikinger, durch neue Scharen verstärkt, geführt von Ubba, wandten sich wiederum, und diesmal gleichzeitig zu Land und zur See, gegen Wessex. Sie eroberten die Königsburg Chippenham am Avon und verheerten von dort aus gleich Heuschrecken (quasi locustae, sagt Hundingdon) die Fluren. Das arme Land war völlig gelähmt. Wie einst die Britannier flohen jetzt besonders angelsächsische Geistliche mit ihren Reliquien nach Westfranken. Der letzte Inselstaat schien verloren.

Aber mitten im tiefsten Elend vollbrachte eine Schar Tapferer die schönste Heldentat. Der Graf Odda warf sich nach hitzigen Gefechten mit der in Devonshire gelandeten

Schiffsbesatzung in die Schanze Cynwith, hielt trotz völligen Wassermangels der Belagerung stand und brach im Zwiellicht eines Morgens plötzlich aus der Umwallung über die Dänen her. Die nordische Niederlage war furchtbar. Sogar jene berühmte Schlachtenfahne Keafan, das Rabenbanner, gewebt in einer Morgenstunde von den Töchtern Ragnar Lodbroks, fiel damals in Aelfreds Hände und begründete seinen Ruhm aufs neue.

Doch was half es! die Saaten waren zerstampft, Dörfer und Städte meilenweit zertrümmert und verödet, die Führer auf der Flucht nach Frankreich, das erschöpfte Volk unterwarf sich den Siegern zu jeder Bedingung. Und zu allem Unheil lebte die alte Schlange der Zwietracht zwischen Westsachsen und Briten wieder auf. Wie viele Freie wurden damals zu Bettlern und Knechten erniedrigt, während sich andre nach verbranntem Korn und zerstörtem Gewese ins Unland der Wildnis zurückzogen, wo einst nur Riesen und „Recken“ hausten! Das halbe Volk der Angelsachsen ward damals zu Waldgängern.

Hier aber beginnt Aelfreds wahre Größe. Ein König ohne Krone inmitten einer trostlosen Wüste. Eine Schlacht von Aescudune hätte er nicht mehr schlagen können — es gab vielerorts keine Aldermannen mehr, keine festen Burgen, kaum noch Freie von altem Schrot und Korn. England war erschöpft — es lag am Boden. Die christliche Kirche war bereit, zugunsten der alten Götter abzudanken. Da leuchtet dies Eine mit Riesenflammenkraft durch die Geschichte aller Zeiten: der König blieb! Er verharrte standhaft. Ja, er tat etwas unglaublich Geniales: er hüllte sich jenem Siegfried der Seldendichtung gleich in eine Tarnkappe und schien auf unsichtbarem Felde weiterzukämpfen. Er blieb tief im Land. Einsamkeit und Elend brannten ihn schlackenrein und klar. Er war der Einzige, der den Mut wie eine Fahne hütete — wahrhaft königswürdig. Er kannte den ewigen Gott und trug in sich das berauschte Gefühl seiner Sendung. Als er so, noch im Frühsturm seines Lebens, nach manch heißem Pfeilhagel und Klingenschrei sich an dem Unwetter der Normannenstürme von seinem Volke verlassen sah, floh er in das Irresal unzugänglicher Sümpfe. Die hochmütige und kühle Weise, den schlichten sächsischen Mann zu behandeln, hatte ihm nicht eben Schätze an Zuneigung und Liebe aufgehäuft, wie sie sonst in Notzeiten die Könige aus den Herzen ihrer Mitmenschen schöpfen, um sich mit seiner strahlenden Kraft zu füllen, unter der die Schwere dieser Erde wie aufgehoben scheint. Namenlos einsam irrte der König in der Tracht des einfachen Soldaten, anfangs mit wenigen Begleitern, zuletzt aber ganz allein, durch die öden Heiden und Moore seiner Heimat, in denen Graugans und Wildschwan aus dunklem Gewässer auftrauschen und im Walde das Geheul hungriger Wölfe durch die Mondnächte tönt. Nur die Sterne über seinem Scheitel flüchtete er, wortlos geächtet von dem angestammten Volke, ohne Bett und Halle, ohne Licht und Brot, ja ohne ein einziges Herz, das seiner Trauer hätte nachweinen können, durch die Wüsteneien pfadloser Sümpfe, wo ihm die Schreie scheuer Ohreulen wie sanfte Flöten in die Seele schwingen. Schwarze Nächte durchblutete

nun sein müder Fuß, die Augen am rätselhaften Antlitz des Himmels verbreiteten keine Helligkeit in die Nacht seines Gemüts. Und so geschah es, daß Aelfred, bisher ungestüm und leichtfertig, in dem Dickicht seiner Schwermut tief innen ein göttliches Licht erblickte und zum erstenmal ansah, seinen Leidenschaften zu trotzen. Nur drei Monde lang eines unglückvollen Vorfrühlings brandeten die Wogen eines solchen Elends gegen die Wände seiner Seele. Das Gefühl, von allen verlassen, von kühnen Spürern kriegerischer Fahrten verfolgt, der Gedanke, täglich dem Verhungern nahe zu sein, ließ ihn das geheime Wachsen der Pflanzen, das verschlafene Lied des Geflügels im Köhricht hören. Die Stille der Natur sprach zu ihm, Klang seiner Einsamkeit wie Antwort, wenn er in den Wettern der frühen Monate froh.

So stieß er einst inmitten einer von Wiesen eingesungenen Waldlandschaft auf das ärmliche Strohdach eines Sauhirten, froh, überhaupt einen Unterschlupf gefunden zu haben. Die Leute hielten ihn für einen Soldaten, der vor den raubenden und mordenden Horden der Wikinger aus einer verlorenen Schlacht entkommen sei, und Aelfred tat nichts, sie von ihrer Meinung abzubringen. Seine Armut, seine Heimatlosigkeit erregten ihr Mitgefühl. So mußte der junge hochmütige König als unbekannter Knecht dem Viehirten und seinem Weibe mancherlei Dienste tun und dafür Bärenfell und Unterhalt von ihnen erkaufen. Eines Sonntags nun, als der Waldbauer sein Vieh auf die Weide trieb, schlug die Frau ihr Herdfeuer an, um zu backen. Der Morgen war neblig, doch hob sich die Sonne allmählich aus den Schleiern. Da aber das Weib in den Forst gehen wollte, um unter den Buchen gefälltes Holz zu spalten, bat sie den Knecht, inzwischen auf das Feuer zu achten und die Brote vom Herd zu räumen, sobald sie gar seien. Alfred versprach es. Unter dem Glätten eines Bogens bedrängten den Unglücklichen freilich so schwere und mächtige Gedanken, daß er über seinem Schicksal des Auftrags vergaß und das Gebäck seiner Gastgeberin verbrutzeln ließ. Als daher die Frau nach einiger Zeit zurückkam, sah sie mit Schrecken sein schwarzgebranntes Geknorr und schüttete ein Flut von Schimpfworten über den Unbekannten aus: „Holla, träger Gesell, Brot verschlingen kannst du, aber zum Backen bist du zu dumm!“ Und Alfred schluckte seinen Jähzorn in einem Gestammel nieder. Es ist überliefert, daß der König später auf der Höhe seines Glücks sich dieses Hirten entsann und ihn wegen seiner natürlichen Klugheit zum Bischof von Winchester aufsteigen ließ.

Bald darauf wechselte der Flüchtling seinen Aufenthalt. Irgendwo, berichtet die angelsächsische Chronik, trat einst ein Bettler, während seine Begleiter zum Fischfang ausgezogen waren, in seine Behausung und bat ihn um ein Stück Brot. Der Nachfahre jener englanderobernden Sachsen las eben jene alt-sächsischen Lieder von Hengist und Horsa, die ihn einst seine Mutter Osburh gelehrt. Gedankenversunken hob er den goldgelockten Kopf von dem Buche und fand in der ganzen Hütte nur einen einzigen Brocken. In der Nacht darauf aber nahte ihm die Zukunft mit dem Geschenk eines Traums. Und ihm träumte, er werde sein herrliches Reich in Kürze wiedergewinnen. Freudigen Mutes sprach er seiner Ealswith von diesem Gesicht. Sie war, ein echtes Weib, dem

Manne damals in die Verbannung gefolgt und teilte alle Kümmernisse der traurigen Zeit mit ihm. So schöpften sie bald gemeinsam neuen Mut.

Und nachdem dann mancher Tag der Not vergangen und die Netze normannischer Späher ganz Wasser vergeblich durchfischt hatten, schlich Aelfred aus seiner Verborgenheit hervor und sammelte seine Getreuen auf der Flussinsel Aethelney. Sie war nur durch eine Zugbrücke mit dem Ufer verbunden und bot den tapfersten Sachsen verwunschene Zuflucht. Hier lag die Brutstätte heimatlicher Freiheitsgedanken, hier



#### Sogenanntes „Juwel König Aelfreds“

Ein dicker, oval geschliffener Kristall mit eingelegtem gelbgrünen Mosaiksmelz, in Gold gefaßt, gefunden 1693 bei Aethelney. Vielleicht der Knopf von Aelfreds Zepter und wahrscheinlich sein stilisiertes Bild. Umschrift: Aelfred mec heht gewyrca  
(Ashmolean Museum, Oxford. Nach Winkelmann)

stand die Wiege der englischen Nation. Und sobald in den Armen der Ströme die Entschlüsse mannhafter Abwehr, unentwegten Angriffs einmal geboren waren, hoben sich zuerst von hier die Arme schwertschlagender Edlinge zur Befreiung des Vaterlandes und ermüdeten das Heer der Dänen durch zermürbenden Kleinkrieg mit tausend Bremsenstichen. Freilich vermochten sie die gepanzerte Faust des Wikingerkönigs Guthorm noch nicht zu entwaffnen.

Darum entschloß sich Aelfred, wie nordische Quellen sagen, zu einem fecken und märchenhaften Streich. Sangeskundig wie wenige, zog er im Gewande eines Bardens in das Lager der Normannen, spielend und singend vor jeder Tür und auf allen Plätzen bei den Pferden und vor den Edlingen im Gezelt, daß gar bald der Ruf des jungen Harfners bis zu dem Hochsitz des Königs Guthorm drang. Da ward Aelfred

auch vor die fürstlichen Bänke gerufen und bezauberte mit Saite und Sang die Herzen der tafelnden Großen. Sein waches Ohr aber trank gierig alle normannischen Ratschläge. Er sah die Waffen und das Gelage, schaute Sorglosigkeit und Siegesfättigkeit, erspähte die Zurüstungen und die fahrlässige Weise der Wachen und erkannte nun, daß aus dem harschen Kriegsheer der Feinde eine Schar von Plünderern geworden, denen nur nach Raub und Genüssen der Sinn stand.

Da fühlte Aelfred seine Zeit gekommen. In demselben Jahr um die Tage des Weissen Sonntags entsandte er Boten aus seiner Wasserburg in die Grafschaften von Wiltshire, Hamptshire und Sommersetshire mit der Kunde von seinem Leben. Alle Edlen und Freien entbot er in voller Kampfrüstung nach dem Weidenwalde. Und dort, bei Egberts Steine, erlöste, umjubelte ihn sein Volk. Die Nachricht, daß er noch nicht bei Wodan in Walhall tafele, ließ alle Mannen mit heißem Lebensatem ihm zuströmen. Sie fühlten nun wohl, ein Volk könne ohne den eingeborenen Führer nicht sein. Sie lagerten sich daselbst die Nacht über; am nächsten Morgen zogen sie nach Eglea, wo sie noch eine zweite Nacht unter freiem Himmel brüderlich verbrachten. Sie erhoben ihr goldenes Drachenbanner, als das Morgenrot seine Lichtfahnen über den Himmel erglänzen ließ, und rauschten flugs wie eine Wolke von Adlern nach Aethandune (Eddington bei Westbury), wo die Myriaden der Nordländer das Gefilde überzelteten. Mit brausendem Ungestüm stürzten sich die Sachsen auf den Feind, dessen verstreute Kraft vor dem gesammelten Wetter der Angreifer zerstob (878). Denn als man drüben die Mär austrug, Aelfred der König sei wiedererstanden, er selbst führe im Zorn den Heerbann seiner Lords gegen die Verwüster seines Vaterlandes, da sank den Bestürzten Mut und Hoffnung. Vor dem Sturmangriff der Sachsen wankten ihnen die Knie — in kurzer Zeit schmückte sich die weite Ebene mit ihren Toten, und die ersten Blüten des Frühlings waren ganz mit rauchendem Rot besleckt. Die Lebenden aber flohen in die benachbarten Schanzen und ließen dem König das Eichenlaub jenes Sieges, der ihn aus den Mooren und Sümpfen, aus dem Nichtsein von Aethelingsey, auf Englands Thron erhob.

Der Sieg war vollständig. Die ausgehungerte Besatzung von Chippenham bat um freien Abzug, stellte Geiseln und schwur, Wesset für immer zu verlassen. Sieben Wochen darauf erschien der damals mächtigste Normannenkönig Guthorm (Kampfdrache) mit dreißig Jarlen in Aelfreds Feldlager zur Taufe. Unter frühkirchlichen Zeremonien empfing er den Sachsennamen Aethelstan (Edelstein). Zwölf Julitage lang verweilten feiernd die besiegten Gegner in des Königs Gezelten. Ein großer Erfolg: Südengland frei, der Mut seines Volks wieder aufgebaut, der nordische Seekönig Christ. Freilich war in den englischen Nordreichen die Macht der Wikinge noch zu stark. Mit nüchternem Sinn erkannte Aelfred das damals Mögliche. Auf dem ersten westsächsischen Witenagemot zu Wedmor schloß man Frieden. Als Grenze zwischen den Reichen Aelfreds und Guthorm-Aethelstans sollte eine Linie von der Themsemündung bis zur Lea und lea-entlang bis zur Quelle gelten, weiter von da nach Betford die

Guse hinauf bis zur Waetlingstraße. Ein großer Teil Merciens wurde damit Westsachsen zugeschlagen. Nach Malmesbury behielt sich Aelfred jedoch die Oberhoheit über ganz England vor.

Kampfdrache mag damals vielleicht den guten Willen gehabt haben, sein Heerlager allmählich in einen Ackerbaustaat umzuwandeln — er zog 880 nach Ostangeln von dannen. Aber die alte Seeräubernatur war nicht so leicht zu befriedigen, und seine Leute verlernten das eiserne Handwerk nur schwer. Er warf noch jedesmal ein schiefes Auge nach seinen Wikinggenossen, die eben damals mit gewaltigen Geschwadern fränkische Küsten brandschatzten und tief in ihre Ströme hineinstrahlten. Da England durch den Goldenen Drachen verriegelt war, hob sich der Schwarze Rabe unter den furchtbaren Flügelschlägen des Großen Heers (879—892) noch einmal gegen Rhein- und Loiregäue. Die Gefahr für Anglaland war wiederum groß. Schon 878 finden wir den schrecklichen Hasting an der Themse, doch hielt er wohl Aelfreds Waffen für zu scharf. Bei dieser Flotte befanden sich auch Kolf sowie der Karlingische Thronräuber Isenbart und die kommandierenden Könige Gottfried und Sigurd. Bei Saucourt brachte sie Ludwig für kurze Zeit zur Besinnung.

Aelfred stach damals unverzüglich mit seiner kleinen Flotte in See und erledigte vier dänische Schniggen. Als aber Schlachtenwurm-Edelstein den Vertrag von Wedmor treulos brach (wörtlich sagt die Sachsenchronik 885: „se here on Eastenglum bræc fridh with Aelfred cyning“) und Kent belästigte, verjagte er sie durch plötzlichen Überfall und ließ Guthorms Ostgestade durch seine Geschwader erbarmungslos plündern. In einem Seegefecht vor der Mündung des Stour eroberten sie 16 schatzträchtige Wikingerdrachen, die Besatzung verfiel den Netzen der Seetotengöttin Kan. Allerdings mußten Aelfreds Wogenhengste vor der Ankunft überlegener Feindkräfte unter Verlust das Meerfeld räumen — gerade damals kam Kolf auf Anruf Schlachtenwurms von der Belagerung der Stadt Paris her über den Kanal ihm zuhilfe. Immerhin hielt dieser nunmehr bis an sein Ende (890) den Vertrag von Wedmor ein, und sowohl Ackerbau wie Christentum machten in seinem Lande rasche Fortschritte. Um aber das westsächsische Mercien fest in seiner Hand zu behalten, setzte Aelfred dort den Aethelred, den Häuptling der anglischen Swiccas, als Landesverweser ein und gab ihm seine Tochter Aethelfled zur Frau. Ihm zur Seite stand Werfrid, der Bischof von Worcester.

Aber Aelfred war kein atemloser Kriegermann, kein kampfdurstiger Eroberer — er war ein König „zwischen den Schlachten“. Er wollte nicht wie so mancher Held der Geschichte Blut — er sah nur, daß ohne Eisen das Vaterland zugrunde gehen mußte. Er kämpfte nicht, um zu streiten, nicht aus toller Freude am Krieg. All seine Schwertschläge sollten nur den Weg öffnen ins Freie, empor zu jenem Hochziel, das in ihm leuchtete. Er schien nur Hüter eines hellen Lichts, der Fackelträger seines Volks durch die umdüsterte Zeit. Er war der Schirmvogt seines Landes, der Führer und Erzieher seiner Sachsen. Wir wissen durch Zeitgenossen, daß er fast jede Schlachtenpause

durch geistige Arbeit ausfüllte, und wenigstens einmal gönnte ihm die Geschichte fast volle zehn Jahre zum Wiederaufbau (882—891). Ein Genie erkennt den Wert der Zeit. Aelfred, berichtet Asser, erfand damals einen einzigartigen Stundenmesser. Aus 72 Pfenniggewichten Wachs wurden sechs gleichstarke zwölfzöllige Kerzen geformt und mit Gradmesser versehen. Sie brannten vierundzwanzig Stunden lang. Da aber der Wind in Zelt und Gefild ein gleichmäßiges Leuchten verwehrte, ließ der König eine große Holzlaterne mit dünnen glasdurchsichtigen Hornwänden zimmern, in denen die sechs immer brennenden Kerzen ihre Aufstellung fanden.

Hellseherisch begriff der Angefochtene seine Sendung. Das sichere Gefühl seiner Berufung gab ihm übermenschliche Kraft. Sein Ziel war die Wiederaufrichtung der angelsächsischen Nation. Er sah sie als unmittelbaren Auftrag Gottes. Und niemals tat er den zweiten Schritt vor dem ersten. Sein Flug über die Völkergrenzen hin, sein Umfassen der Welt, sein genialer Internationalismus, sein bezauberndes „Weltbürgertum“ blieben stets im Bereich des Möglichen und lähmten niemals sein völkisches Gefühl. Im Reiche seiner Gedanken, innerhalb der römischen Weltkirche und der freilich weiten Grenzen, die später sowohl seiner tatsächlichen Macht wie der Leuchtkraft seiner in die eigene Gegenwart strahlenden Persönlichkeit gezogen waren — dort siedelte sein Geist sich an. Sein Wesen war von seltenem Reichtum, nicht mit Unrecht hat man ihn den Weisen genannt — nur wenige Naturen sind solcher Steigerung und Klärung fähig. Es liegt etwas lichtvoll Schwebendes über ihm, eine Leichtigkeit, ein bezaubernder Schwung der Linie. Der zähe Tatendrang seines Charakters verbindet sich gegensätzlich einer fast zarten Leidenschaft seines Empfindens. All dies muß ebenso wie die politische Lage auffallend an Friedrich den Großen erinnern. Aber Friedrich fand weder Vater- noch Frauenliebe, das machte ihn zum Menschenhasser. Aelfreds Wesen dagegen atmet in jedem Zuge Bejahung und Vertrauen.

Wiederaufrichtung einer Nation ist die schlechtthin größte Aufgabe, die einem König gestellt werden kann. Ist die Andeutung Assers von dem selbstüsch-zügellosen Wesen des jungen Prinzen richtig — sein Ziel zu erreichen vermochte Aelfred nur dadurch, daß er der erste Diener seines Staates wurde. Dieser Weg ist durch die Vielfalt der Verzweigung gegangen. Es ist der Pfad der Religion. Ebenso altgermanische Tapferkeit wie der immer lebendige Glaube an die Gegenwart des Himmelskönigs bildeten die Schwingen seines Wesens.

Aelfred fand die Schwäche Englands in seiner noch unfertigen Einheit. Sie konnte nur durch das Königtum vermittelt werden, denn die römische Kirche wirkt staatzerspaltend und völkerüberbrückend. Gerade die angelsächsische Vergangenheit mußte Aelfred den Gedanken nahelegen, auf Stärkung der Königsmacht bedacht zu sein. Das eben geeinte Reich seines Großvaters war unter seinen Augen furchtbar zusammengebrochen. Jetzt werden die Herzöge zurückgedrängt, vom Hofe abhängig, ja sie erscheinen fast schon als königliche Beamte. Die Erbllichkeit der hohen Ämter beginnt zu schwinden. Eine Sonderstellung nimmt noch der Than von Westmercen ein,

doch auch er ist nur königlicher Verweser auf Lebenszeit mit Fürstenrang. Ein Meisterstück der Politik glückte Aelfred mit der erstmaligen friedlichen Einbeziehung der keltischen Kleinkönige in den westsächsischen Lehnsverband. Dies war vor ihm noch niemals einem König gelungen, vielmehr hatten manche der britischen Fürsten sich den Normannen angeschlossen. Auch in einer Neueinteilung des eigenen Landes nach Shires, Hundreds und Tithings spricht sich die straffere Zusammenfassung aus, selbst die Trennung der Verwaltung von der Rechtspflege ward durch Ausbildung besonderer Richter vorbereitet. Der Hof selbst erscheint in bedeutendem Gepränge — nicht ohne Schatzmeister, Marschall und Mundschenk. Unter den Aldermannen (Generalen) hört man von Thanen (Obersten) und Burggrafen (Stadtkommandanten), und den Grafen scheint ein oberes Richteramt übertragen.

Zur sicheren Grundlage solcher Einheit diente die Neuordnung des Staatshaushalts. Die königlichen Einkünfte aus Gerichten und Zöllen, aus Gütern und andern Quellen können nicht gering gewesen sein. Denn für Staat und Kirche, Arme und Wiederaufbau waren bedeutende Mittel aufzubringen. Unter vier Titeln wurden die Einnahmen musterhaft verwaltet. Große Pracht konnte Aelfred bei solcher Sparsamkeit in den Orten seines jeweiligen Wohnsitzes entfalten. Da ließ er denn wohl Gebäude mit Gold und Silber zieren und steinerne und hölzerne Hallen und Säle mit feiner Ornamentik überschmücken.

Der Machtsteigerung des Königtums diente vor allem auch die Verbesserung der Landesverteidigung. Noch in den Gesetzen Aethelberhts von Kent (600) waren die Ceorls kriegerische Freie, im Gesetzbuch Ines (700) finden wir sie bereits im Dienst eines Hlafords oder Lords. Die alten Gefolgsmannen der Könige, die gesiths oder gesithkundanen, sind inzwischen zu Großgrundbesitzern geworden. Aus ihnen und den alten ealdormen oder eorls, den Hundertschaftsführern, ist ein neuer Adel entstanden. An die Stelle der gesiths treten im Königsgefolge jetzt die thegn (Degen, pueri), die im Dienste des Königs oder der ealdormen das doppelte Wergeld des ceorl genießen. Das Verhängnisvolle dieser Entwicklung liegt also darin, daß wiederum hundert Jahre später, zur Zeit Egberts (800), die Masse der alten eorls oder kriegerischen Bauern ihre Wehrkraft eingebüßt hat. Die allgemeine Dienstpflicht der Freien war zerronnen. Es war dem Bauern beruflich und wirtschaftlich unmöglich geworden, Heeresfolge, Ausrüstung und Unterhalt zu gewährleisten. In einer Predigt durfte damals Bischof Wulfstan schelten, daß zehn Bauern vor einem Wikinger davonliefen.

Aelfred hatte den geringen Wert des alten Bauernheeres erfahren, er verwandte es daher nur noch gauweise. Vergeblich suchte er anfangs seine Schlagkraft durch Einteilung der gesamten Landwehr in zwei sich im Dienst ablösende Banner wiederherzustellen. Ihm blieb nur das Berufsheer der thegn und gesiths, der gesamten Thanschafft, in der sich alle Besitzenden von fünf oder mehr Hufen zusammenfanden. Es gliederte sich in die unmittelbaren oder königlichen und die mittelbaren oder ad-

ligen Gefolgsleute. Jede dieser beiden Truppen teilte Aelfred in drei Fahnen, deren jede einen Monat lang bei staatlicher Verpflegung ständig unter Waffen stand. Die Wachtstaffel konnte dann rasch durch Einberufung der beiden Ersatz-Banner verstärkt werden. Man sieht also, daß die Begabung mit Erbland bei den thegns bereits soweit fortgeschritten war, daß auch Aelfred sie nur noch mit Mühe vor der Verbauung auf der Scholle zu bewahren vermochte. Zwar mußten sie alle Helm, Panzerhemd und goldtauschierte Klinge zur Verfügung halten — aber welcher eisernen Willen erforderte es, die eigensinnige Welslandwehr in dauernder Schlagkraft gegen einen Gegner wie die Normannen zu erhalten! Den Kern der gesamten Streitmacht bildeten die am Hofe lebenden, noch nicht angesiedelten thegn. Wahrscheinlich waren nur diese beritten, in dem übrigen Berufsheer aber lediglich die Führer, während die Masse der angelsächsischen Bauern zu Fuß kämpfte.

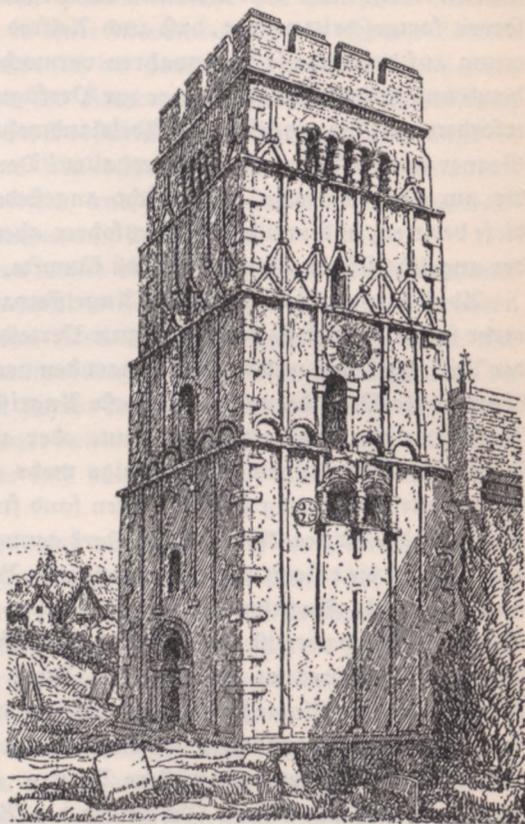
Aber je unvollkommener die Angriffswaffe des damaligen England war, um so mehr suchte Aelfred sie durch eine gute Verteidigung zu ergänzen. Man hätte angesichts der Wikingerkriege und ihrer Eigenart den neuzeitlichen Satz umkehren und behaupten können: die Verteidigung sei der beste Angriff. Denn von den zahlreichen Burgen, die Aelfred in den Friedensjahren baute oder ausflückte, haben die bald darauf zurückkehrenden Normannen keine einzige mehr nehmen können. Die Mahnung an die Shires zur Errichtung solcher Vesten fand freilich erst allmählich Gehör; noch immer schien die Macht des Königs nicht stark genug, und oft hat erst Verwüstung, Unglück oder Gefahr die trägen Niedersachsen eines Besseren belehrt. Diese Wehrwerke dienten nun ebenso als Fluchtburgen für die Umwohner wie als Angelpunkte für militärische Streifen. Überhaupt ist überliefert, daß Aelfred altrömische Befestigungen erneuerte, das alte Aethelney zu einer starken Burg mit zwei Brückentürmen ausgestaltete, Mauern und Wälle aufwarf, neue Städte wie Shaftesbury anlegte, das verfallene Lundenwic wiederaufbaute und überall, wie etwa in Winchester das Neue Münster, feste Kirchen, Klöster und größere Bauten „in neuem Stil“ errichten ließ (nova sua machinatione, sagt Asser). Wir finden den König also auch hier auf der Höhe seiner Zeit.

Doch bezeichnend ist, wie sein freier Blick niemals an einem Punkte festhaftet, sondern den Wiederaufbau überall zugleich anpackt, niemals müde, anzuregen und zu wirken. Sein Gedanke blieb, die Gegner mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Er baute eine Flotte. Nach den ersten nicht ganz geglückten Versuchen suchte er mit Eifer die technische Unzweckmäßigkeit der bisherigen Schiffe zu ergründen. Und in den neunziger Jahren kam er auf denselben Gedanken wie England vor dem Weltkriege: er baute Dreadnoughts, Schiffe von 60 Rudern, doppelt so lang wie die dänischen, und bemannte sie mit Ufersachsen und Friesen. So wurde er zum Begründer der englischen Flotte. Die Tatsache, daß gerade der Norden nicht lange darauf seine Erfindung nachahmte, beweist, wie genial sie war. Hochbordigkeit sicherte in der Seeschlacht die Feuerüberlegenheit: Steine, Speere und Lanzen wirkten verheerender

von oben. Ruderüberzahl steigerte zudem die Schnelligkeit. Heranpirschen an den Feind, Angriff durch Kentern mit Kammsporn und Verfolgung waren jetzt leichtere Kampfhandlungen. Länge und Schwere überhaupt gaben bei hohem Wellengange mehr Sicherheit in der Navigation.

So diente auch seine gesetzgeberische Tätigkeit ebenso der nationalen Einheit wie der Erhaltung des Überkommenen. Sein berühmtes Gesetzbuch war eine Zusammenfassung der Bestimmungen Aethelberts von Kent, Ines von Wessex und Offas von Mercien. Doch wurden nur einzelne Sätze ausgewählt oder der neuen Zeit angepasst. Im übrigen sagt Aelfred selbst, daß er aufgrund der Beratungen mit seinen Witan nach eigenem Ermessen die alten Landrechte berücksichtigte. Sein Gesetzbuch ist formlos und ungeordnet und insofern ein Werk der Zeit, aber es atmet dennoch neuen Geist, man möchte sagen europäischen. Das angelsächsische Recht erscheint aus seiner Vereinzelnung herausgehoben und dem allgemeinen biblisch-kirchlichen Empfinden angenähert. Aelfred hat dabei solche Rechtsätze bevorzugt, die eine Machtsteigerung des Königtums oder den Schutz der Kirche in sich schlossen.

Dies war durchaus die Forderung des Jahrhunderts. Das Christentum schien durchgedrungen, die Kirche allein vermochte damals Erzieherin der Völker zu sein, und sie allein vermittelte in Gesamteuropa so etwas wie öffentliche Meinung. Sie war die Vermittlerin der neuen und zuweilen, wo sie nicht rombefangen auftrat, sogar der schönen altgermanischen Bildung. Auch Aelfred huldigte zwar jener Auffassung der Zeitgenossen, daß der Papst, dessen marmornen Sitz er mit Augen gesehen, der unmittelbare Nachfolger Petri sei, auch hielt er die Legende der Heiligen für wahr und ihre Reliquien für verehrungswürdig. Aber nichtsdestoweniger blieb er völlig Herr seiner Staatskirche. Die gesamte Geistlichkeit bestand aus Landeskindern, im Gottesdienst herrschte die heimische



Western Tower, Earls Barton

Northamptonshire. 10. Jahrh. Angelsächsische Art: Schwere steinerne Vierecktürme mit Rahmenwerk im Holzkunststil (Nach Brown, *The Arts in Early England*)

Sprache, Bischöfe und Äbte setzte er selber ein. Das Verhältnis zu Rom blieb durchaus romantisch — echt englisch bedeutete es in der wirklichen Welt nicht viel.

Die Kirche freilich und mit ihr die gesamte Bildung lagen nach den Normannenschlachten überall völlig darnieder. Es kann hier nur angedeutet werden, wie Aelfred Gotteshäuser und Klöster wiederherstellte und vom Festlande namhafte Äbte herüberpflanzte, so den Altsachsen Johannes von Corvey, den Franken Grimbold und endlich den Walliser Affer aus dem St. Davidskloster. Dieser Biograph des Königs, dessen Lebensbeschreibung wir die Hauptnachrichten über Aelfred entnehmen, hat seine erste Bekanntschaft mit dem Herrscher, sein ganzes Wirken und seine Persönlichkeit lebendig gezeichnet. Und doch ist das alles uns Heutigen viel zu kurz — wir würden jede weitere Einzelheit gleich Perlen achten. Aber jenen Menschen des Mittelalters lag es fern, das Alltägliche zu schildern (eine einzigartige Ausnahme bildet die altisländische Saga) — sie lebten im Geglänz entrückter Visionen und überkleideten die taufrische Welt mit dem Brokat ihres Kirchenlateins. Zu den bedeutenden Mitarbeitern des Königs gehörten auch Wenefrith von Worcester, der Gregors „Dialoge“ übersetzte, und Erzbischof Plegmund von Cantwaraburig — beide Mercier. Denewulf von Winchester scheint jenes Naturkind aus dem Hirtenhause gewesen zu sein.

Affers Nachrichten aber werden ergänzt durch des Königs eigene Schriften in der Landessprache. Wenn Aelfred klagt, es gäbe in ganz England südlich der Themse nicht einen einzigen Lehrer mehr, der Latein verstehe, so kann man seinem Feuergeist nachfühlen, wie unerseßlich ihm Affer war. Dieser mußte ihn unterrichten — mit nahezu vierzig Jahren (wie Otto I. und Karl) begann Aelfred, Lateinisch zu lernen. Affer berichtet fesselnd, wie einst der König ein Wort, das ihm gefiel, in ein besonderes Heft vermerken ließ. Aus diesem Anfang entstand nach und nach das leider verschollene „Sandbuch“ Aelfreds. Mit ihm sind eigene Aufzeichnungen des Königs über die alte Geschichte Englands unwiederbringlich verloren. Später wurde er auch zum Übersetzer. Allerdings gab sein fliegender Geist die Gedanken häufig nur ungefähr wieder, er spann sie fort, schob eigene dazwischen und schrieb so mehr Paraphrasen. Führende Bücher der Zeit übertrug er ins Westsächsische: den Weltspiegel des Orosius, Bedas Kirchengeschichte, die Trostschrift des Boethius, die „Seelsorge“ Gregors, eine Blumenlese aus Augustins „Soliloquien“. Am genauesten übertrug er den Gregor. Manches andre, Sprichwörter und Tierfabeln sowie eine Psalmenübersetzung schrieb man ihm später zu.

Wir freuen uns heute jedoch weit mehr an den volkstümlichen Arbeiten seiner Hand. Wie seine Kindheit mit den altsächsischen Liedern beginnt, so durchweht solche Liebe zum Volkstum sein ganzes Leben und Wirken. Viel zu stark sind bisher jene Verknüpfungen mit dem südeuropäischen Geist in den Vordergrund gerückt — es waren nur Brücken zum Mittelmeer hin. Vergessen wird, daß Aelfred nach Affers Zeugnis auf seiner einsamen Insel vor allem im Sagenkreise germanischer Sänge und Epen und all jener Stoffe lebte, die ihm „Beowulf“ und „Widsith“, Welant und Edda, das

Sinnburglied und all die verlorenen unbekanntenen Kunstwerke des germanischen Altertums bewahrten. Er ließ sie sammeln, in westsächsischer Mundart aufzeichnen, davon sind einige Verse Cædmons in des Königs eigener Übertragung auf uns gekommen. Und wenn er auch durch eine Hofschule selbst für europäische Bildung seiner Kinder und Adelskinder sorgte — die Muttersprache blieb ihm Mittelpunkt auch der Schrift und Dichtung.

So ist es kein Wunder, wenn das größte Geschichtswerk der Zeit, die Angelsächsische oder Sachsenchronik, mit dem Geiste des Königs verknüpft ist. Am reinsten ist sie erhalten in der vom Erzbischof Parker dem Corpus-Christi-College zu Cambridge geschenkten Handschrift CCCCLXXIII. Sie ist zusammengewachsen aus den Chroniken von Winchester und Cantwaraburig, deren Anfänge wieder zurückgehen auf jene alten Öfertafeln, in die man nach und nach auch wichtige Geschichtsdaten einzutragen pflegte. Ein älterer Teil des Werks, dessen Anfang später nach mündlicher Überlieferung und schriftlichen Quellen (wie etwa Beda) bis zum Jahr 60 vor Christus zurückverlegt werden konnte, umfaßt die Jahre 758—855 — das Jahrhundert der Einigung. Bis zu diesem Zeitpunkt etwa fand Aelfred die Jahrbücher fortgeführt, als er den Thron bestieg, vielleicht auch bis 866. Seine Frühzeit ließ ihm auch keine Muße, dem einzigartigen Werk die Geschichte seiner Gegenwart anzufügen. Erst als der glänzende Sieg von 878 und die Überwältigung der Nordleute dem Geist der Nation neue Schwingen leihet, erhebt sich auch die Sachsenchronik, insbesondere für die Jahre 866—887 und 893—897, zu mehr Fülle und Schwung. Doch bleibt sie auch jetzt noch nervig und spröde, epenhaft dichterisch und von altertümlichem Glanz, als wohnte in dem Verfasser die Empfindung, das heilige Buch seines Volkes zu schreiben. Die Sachsenchronik ist das älteste Geschichtswerk in germanischer Sprache.

Zu den Kleinodien gehören auch jene westsächsischen Stücke, in denen wir Aelfreds eigenen Geist erkennen — in jenen geretteten Versen Cædmons, in der Vorrede zur Regula Pastoris des Gregor, den Zusätzen in der Weltgeschichte des Orosius oder der Consolatio des Boethius, sehr unmittelbar in den Gesprächen Assers mit seinem Herrn. Eigentümlich berührt darunter folgende Bemerkung Aelfreds im Boethius: „Ich wünschte mir einen Stoff, um daran meine Macht zu üben, damit meine Gaben und meine Macht nicht vergessen und vergraben würden.“ In wie ausgeprägtem Maße war gerade dieser König der Bildhauer seines Volks und darüber hinaus seiner Zeit! Man fühlt den geborenen Herrscher und empfindet zugleich den Ernst eines Michelangelo, wenn er Weisheit zu seiner Richtschnur macht und plötzlich fast ergreifend versichert: „Das kann ich wahrhaftig sagen, daß ich, solange ich lebe, darnach gestrebt habe, würdig zu leben und nach meinem Tode den Menschen, die nach mir kämen, mein Andenken in guten Werken zu hinterlassen.“

Es war jedoch nicht nur der Nordkreis mit seiner nationalen Geschichte, nicht nur der Süden mit seiner antiken Vergangenheit, die den kindlich-großen Geist dieses Mannes fesselten, auch in seiner eigenen Gegenwart strebte er weit über England

hinaus bis an die Grenzen der damals bekannten Erde. Besonders die eigenhändige Niederschrift zweier Reiseberichte beweist den Forscherinn Alfreds aufs Klarste.

Da war jener Norweger Othhere als Erster ins Weiße Meer vorgestoßen und ein gewisser Wulfstan von Saithabu (Schleswig) aus zum Frischen Haff hinausgesegelt. Der König ließ sich Menschen und Länder mit allen Merkwürdigkeiten schildern und gab das ganze in schlichtem Sachstil wieder. In diesen Weltkreis gehört auch seine dauernde Beziehung zu Rom, seine Gesandtschaft nach Indien, die wie ein frühes Vorzeichen englischer Spannkraft wirkt, sein Briefwechsel mit dem Patriarchen von Jerusalem, seine Verbindung mit dem damals halbverschollenen Irland.

Darin aber scheint Alfred geradezu das Urbild eines Angelsachsen, daß neben dem weiten Reich seiner Gedanken der nüchterne Wirklichkeitsinn ihn auf dieser Erde festhielt. Und fast lag hier die noch stärkere Begabung des Königs. Er schrieb wie später Kaiser Friedrich II. ein Buch über die Falkenzucht und war selbst ein unermüdlicher Jäger; er lebte mit der ganzen Leidenschaft seiner Phantasie in den alten Seldenedliedern, und war doch in jedem Zoll selbst ein solcher Held; er zeigte sich als kühner Feldherr und kluger Staatsmann, ja wahrhaftig — er rang mit dem spröden Stoff seines Volks wie ein Bildner und schrieb gleichzeitig das größte Geschichts-Epos seiner Zeit. Er forderte einen neuen Richterstand und verfaßte die reichhaltigste Sammlung angelsächsischer Gesetze. Er schätzte die Kirche als Bildungsmacht und sandte mit einer eigenen Vorrede Gregors „Seelsorge“ an seine Bischöfe. Er lernte wie ein durstiger Schüler, er berief bedeutende Lehrer und ward zum Erzieher seiner Nation. Großzügig ordnete er den gesamten Staatshaushalt, er wußte in neuem Stil verschwenderisch zu bauen und doch noch für Arme und Beraubte aufopfernd zu spenden. Er zuerst schuf ein Berufsheer und die erste englische Flotte, während er die Seefahrten zweier an Peary oder Nansen gemahnender Entdecker wißbegierig aufzeichnete. Er stieg in die Tiefen der Religion und zu den Quellen der Philosophie hinab und war gleichzeitig als Erfinder, ja als Handwerker und Künstler, selbst Sachleuten ebenbürtig.

Doch eines Tages hatte sich der heitere Himmel des Friedens und seiner Segnungen mit düsterem Gewölk umzogen. Noch einmal meldete sich der Erbfeind, um den ganzen eben neugepflanzten Garten Englands mit Vernichtung zu bedrohen.

Es gab noch immer drei Wikingerstaaten in England. Im Jahre 890 war Guthorm-Aethelstan von Ostangeln gestorben. Seine Nachfolger sollen Eohric und Guthorm II. gewesen sein. Northumbrien war aufgeteilt zwischen Egbert und Guthred, einem Sohne Hardiknuts von Danemark. Im Reiche Guthreds, der Christ war und zu York bestattet wurde, zeigte sich Alfreds Einfluß dauernd im Wachsen. Anscheinend haben sich aber seine drei Söhne jener mächtigen Wikingerflotte angeschlossen, die ein Jahr nach der Niederlage bei Löwen an der Dyle (891) von Boulogne aus in einer Überfahrt mit 250 Segeln in der Mündung des Limene (Rother?) anlegte. Die Ankunft dieses „Großen Heeres“, das vierzehn Jahre lang Westfranken versengt

hatte, glich dennoch mehr einer Flucht vor der nagenden Hungersnot, die auf den trockenen Sommer von 892 folgte. Diese gewaltigste Wikingermacht aller Zeiten, 885 vor Paris noch 30—40000 Mann und 700 Schiffe stark, war zwar auf ein Drittel zusammengeschnitten, aber immer noch von bedrohlicher Kampfkraft. Sie besetzte Apuldore zwischen Meer und Andredeswald und begann aus dieser durch Sümpfe und Fluß gesicherten Stellung ihre Streifen über den Nordrand des Urwalds selbst bis nach Berkshire auszudehnen. Gleichzeitig landete von der Somme her mit 80 Schiffen der greise Hasting an der Themse, um sich später mit Resten des sich auflösenden Großen Heeres zu verbinden. Er setzte sich im verschanzten Middelune fest.

Ælfreds Lage war wiederum äußerst gefahrvoll. Die Normannen hatten Kent zangenartig umfaßt. Die Themse mit ihren Ufern diente ihnen als Einmarschweg nach Westen, und in Ostangeln reckten sich alle kaum beruhigten Abenteuerer aufs neue empor, brachen die Verträge und nahmen an den Raubzügen teil. Der König zeigte sich jedoch auch diesmal als Meister der Lage. Vorsichtig verteilte er seine Trupps in dem riesigen Andredeswald, einen Angriff auf die großen Normannenlager vermeidend, dagegen in rastlosem Kleinkrieg den Gegner ermüdend. Als dann ein beutebeladenes Wikingerheer aus dem Westen zurückkehrte, zersprengte Ælfred es bei Sarnham in Surrey, entriß ihm die Beute und verfolgte es nordwärts über die Themse hin bis zur Mündung des Colne in Essex. Dort auf der Insel Thorney vermochte es sich endlich nach wilder Flucht wieder zu sammeln. Der Normannenkönig Björn war schwer verwundet. Doch gelang es Ælfred nicht, Thorney zu nehmen — nach Verbrauch der Lebensmittel mußte er gerade jetzt seine erste Heeresstaffel durch die zweite ablösen, und diese war erst im Anmarsch.

Vor allem aber ereilte ihn die Nachricht, daß ein Haufe treuloser Ostangeln und Northumbrier mit 100 Schniggen Südengland umfahren habe und die Küsten von Devonshire belästige, ja Exeter bedrohe. Der König eilte unverzüglich nach der Mark seiner Lande.

Inzwischen übergab er dem ealdorman Æthelred den Oberbefehl im Osten. Dieser besetzte Lundenwic und brachte dem alten Hasting, der bereits die Reste des Großen Heeres von Apuldore an sich gezogen, an der Burg Beamsfleot eine furchtbare Niederlage bei. Die Feste ward erstürmt, eine Riesenbeute gemacht, die Flotte teils verbrannt, teils erobert, beide Söhne des Seefürsten wanderten in die Gefangenschaft. Es ist ein Zug von beispielloser Großmut, wenn Ælfred sie dem Vater mit Geschenken zurücksandte.

Hasting dagegen scheute sich nicht, die Besitzungen seines Wohltäters in schamloser Weise zu verheeren. Er unternahm mehrere große Züge quer durch die ganze Insel nach Wales, an den Severn und an die Mündung des Dee, offenbar, um seine durch Ælfred in Devonshire bedrängten Verbündeten zu entlasten. Dort gelang es dem Könige, Exeter zu halten und die hundertschiffige Flotte zu verscheuchen. Es spricht für das Erstarken der nationalen Kraft, wenn sie, auf der Rückfahrt die Küsten von

Sussex brandschatzend, erhebliche Verluste erlitt. Bald darauf nahm der König dem ostfächsischen Wikingerverheer, das themseaufwärts in den Lea hineingesegelt war, durch Abgraben des Flußwassers sämtliche Meerrosse. Aelfred errang immer mehr die Oberhand, als er in jener Zeit über alle Seemächte hinaus zum Bau jener gewaltigen Langschiffe überging, die freilich in seichteren Gewässern oft versagten. Auch die Besatzungen sämtlicher Burgen hatten dem Gegner standgehalten. So bewies das durch Aelfred wieder waffenfähig gemachte Anglaland seine junge Kraft. Die Normannen spürten sie: Hasting zog endgültig nach der Seine davon, zwei andere Heere verloren sich nach Ostangeln und Northumberland. Ein letzter, abenteuerreicher Seekampf der neuen Flotte verscheuchte die nordische Landplage von den südlichen Gestaden. Schleichende Seuche kroch hinter den Kriegsläufen her und räumte auch unter Aelfreds besten Männern furchtbar auf.

Bald darnach ist der große König, wohl in Winchester, wo er auch begraben wurde, am 28. Oktober 901 gestorben. Entbehrung und Überanstrengung hatten seine Lebenskraft endlich erschöpft.

Das altgermanische Kampfhochziel wird im Erlebnis der nordischen Welt allmählich durch jenen schon in Wodan verkörperten Durst nach dem letzten Wissen um alles Leben verdrängt. Aelfred scheint wie jener etwas später am Hofe seines Enkels Aethelstan lebende große Isländer Egil noch beide Naturen vollblütig in sich zu vereinen: — Siegfried und Faust.

## 12. Das Eiserne Jahrhundert

**U**nabhängig von Glück und Unglück erscheinen Sachsen und Angelsachsen wie zwei Äste aus einem Stamm von gleichem Alter, gemeinsamer Herkunft und Kindheit, wenn auch getrennter Jugend, aber gleichzeitig gipfelnd. Ein gemeinsam-geheimen Lebensfeuer scheint in ihren Adern zu schwellen. Fast zu denselben Tagen nämlich, in denen Egbert den stählernen Insekring zusammenschweißt, sein Sohnessohn Aelfred die alte Wodaneiche zu neuer Kraft entfaltet und wieder dessen Enkel Aethelstan das angelsächsische Reich zu europäischer Geltung emporhebt — in denselben Jahrzehnten (wenigstens kaum dreißig bis fünfzig Jahre später) bricht auch der altsächsische Stamm wie ein stolzer Hirsch in die Geschichte Europas und wirft sich in Otto dem Großen zum unbestrittenen Führer des Abendlandes empor. Das Jahrhundert von 870 bis 970 sieht Gestalten wie Egbert und Aelfred, Eadweard und Aethelstan, Odda den Erlauchten und Heinrich I., Otto den Großen und Hermann Billung.

Bevor Konrad I. das Zeitliche segnet, beauftragt er bekanntlich seinen Bruder Eberhard von Franken, dem Sachsenherzog Heinrich die Krone Ostfrankens anzu-

tragen. Vergeblich hatte der König diesen Mann zu bezwingen gesucht. An der Diemel waren die Franken von einer schweren Niederlage betroffen — in seiner Pfalz Grona verzichtete Konrad auf Thüringen. Die Sage, noch heute vom Volksmund an den Fuß der Quedlinburg verlegt, läßt Heinrich am Vogelherd die Nachricht von seiner Designation empfangen. Wenn er dann auf einer Tagfahrt der Sachsen und Franken in Friglar die Wahl zum deutschen König annahm, so wollte er echt sächsisch sich doch nicht von einem Vertreter der römischen Kirche salben lassen. Heinrich I. ist in vieler Hinsicht der Altsachse in Keinsprägung. Er bleibt immer Außensteiter, mehr heimlicher als allgemeiner König. Von Anfang an ein Mann aus eigener Kraft, ein Schmied seines Glücks. Und auch das ist sächsisch: er will als König unbedingt anerkannt sein, aber niemals verletzt er das Stammesgefühl der andern. Es lebt Empfindung für die trotzige Schönheit germanischer Vielfalt und Selbständigkeit in ihm. Er will nirgends wie Karl jeden Widerstand niederstampfen. Aber er läßt sich auch niemals verleiten, wie Konrad Unmögliches zu wollen. Bei seinem Regierungsantritt drohte Ostfranken zu zerfallen. Konrad hatte weder die Ungarn abzuwehren noch die Herzöge zu unterwerfen vermocht. Das wankelmütige Lotharingen war sogar zu Westfranken übergegangen, die Erbschaft Konrads also wenig erfreulich.

Doch Heinrich wußte die Lage zu meistern. Ihn zeichnet jene höchst seltene Verbindung von Geltenlassen, Festigkeit und Vorsicht aus. Er war dabei wie der Kolonial-sachse Bismarck überlegen wirklichkeitsnah und trotz seiner zeitgenössischen Reliquienverehrung (auf die er eine gewisse überschüssige Phantasie ablenkte) ein Weltkind von Natur. Mit Recht hat Sage seine Gestalt durch Poesie ergänzt, denn sein Wesen war reine Prosa. Und gerade das brauchte Deutschland, um überhaupt zu entstehen, und hat es seit seiner Entstehung immer wieder gebraucht.

Dies ist das Beste, was man von einem Führer sagen kann: daß er seiner Zeit genug getan, indem er sie geführt. Nichts ist denn auch wohlthuender als wie dieser Mann von den Mißgriffen seines Vorgängers lernt. Die Ungarn hielt er nicht für eine von heut auf morgen zu beschwörende Macht. Schweiften sie doch seit Jahrzehnten ungestraft bis Oberitalien, St. Gallen und Bremen. Den Herzögen nahm er nicht, was ihnen die Geschichte der Zeit geschenkt: das Bewußtsein, germanischen Eigenvolks selbständige Vertreter zu sein. In diesem nüchternen Realpolitiker lebt ein Gefühl dafür, daß ganz Ostfranken (damals der Sprache nach schon „deutsch“, das heißt „völkisch“ genannt) kein Einheitsreich, sondern ein Staatenbund sei, durch die schöne bewusste Zufälligkeit der Geschichte zusammengefügt. Und Heinrich glaubte sich nur den Verweser einer Einheit, die aus Selbsterhaltungstrieb notwendig war.

So hatte Heinrich bereits nach sechs Jahren — wenigstens durch seine Person — die sämtlichen Stämme zur Einheit zusammengeschlossen und die Aufgabe Konrads gelöst. Der erste Niedersachsenkönig ist darum der wahre Gründer des deutschen Reichs. Er gewann das Rheinland endgültig und hat bis auf Karl V., ja Ludwig XIV. im ganzen seine Westgrenze festgelegt. Was aber noch mehr sagen will — er tat es ohne



Michaeliskirche zu Hildesheim

Meisterwerk der ottonisch-bernwardinischen Frühromanik. Altnordische Geschlossenheit  
mit Nachklang germanischer Einräumigkeit und Hallenbauweise  
1001—1033



Altgermanische Holzdecke im Fürstensaal des Rathauses zu Lüneburg

Blut, weil er verstand, die Zeit vollenden zu lassen, was werden will. Dazu gehört politisches Gefühl, gehört Erkenntnis werdender Dinge. Wie männlich erscheint Heinrich gegen die kindlich trotzigem Herzöge seiner Zeit!

Sein eigentlicher Ruhm gründet sich jedoch auf die wuchtig-planvolle Bezwingung der Erbfeinde. Hier war er in seinem Felde. Auch darin ist er von echt sächsischer Zurückhaltung, daß er zwar die Herzöge schalten, sie das Königtum nicht allzu hart fühlen läßt, aber andererseits mit den Pflichten seiner eigenen Reichswürde es um so strenger nimmt. Er verlangt alles von sich selber. Mit Taten überbürdet zu sein schien ihm das eigentlich Männliche und Königliche. Doch sah er natürlich weiter. Nicht daß die Ungarnegefahr für Sachsen ebenso groß gewesen wäre wie für das viel öfter heimgesuchte Süddeutschland. Aber zweifellos erkannte Heinrich die Möglichkeit eines Dreifrontenkrieges von Norden, Osten und Südosten mit aller Schärfe. Die Verzweiflungskämpfe der stammverwandten Angelsachsen gegen die Wikinger, denen auch sein eigener Oheim Brun vor vierzig Jahren bei Ebbekestorpe so schmachlich erlegen war, bildeten für sein Herzogtum eine dauernde Warnung. An der ganzen Ostgrenze aber stand die Slawenflut. Dort lag der Schauplatz tapferer Jugenderlebnisse. Widukind bekundet, daß dieser Erbfeind, der heute nach tausend Jahren dem Deutschen Reich unerwartet in seiner Macht wiederersteht, mit den Ungarn gemeinsame Sache machte, ja dies gefährliche Reitervolk geradezu auf die Südoefte Sachsens bezog.

Dem König ließ sein Lebensgedanke nicht Ruh. Mit dem Reich war er rasch durch Flug entgegenkommende Festigkeit fertig geworden. Er mußte den Rücken nicht nur frei haben, sondern geschützt wissen. Seine Sendung lag in Sachsen. Und hier kannte er kein Entgegenkommen. Seine Königsmacht konnte nur auf der Kraft seines Stammesherzogtums beruhen. Ganz natürlich, daß er diese ausbaute, und von hier aus zuletzt sich zum mächtigsten Manne Europas empor kämpfte. Wie die ganze deutsche Kaisergeschichte zeigt, war dieser Umweg über den eigenen Stamm der nächste Weg zur Königsmacht. Der Satz von der Geraden als der kürzesten Linie zwischen zwei Punkten gilt eben nicht für die Geschichte. Heinrich war viel zu klaren Auges, sich an dem ewigen Kampf mit den Herzögen zu ermatten. Als sie ihn später so unanfechtbar mächtig sahen, schien es selbstverständlich, daß nur sein Sohn die Krone erben könne.

Heinrich war soeben noch mit den Herzögen ins Reine gekommen, als die Ungarn auch schon seinen geheimen Absichten zuvorkamen und bis tief nach Sachsen hinein mit Mord und Brande heerten. Der König lag damals krank in seiner Burg Werlaon. Den Sachsen ward so die peitschende Landflamme der jahrzehntelang im Sattel trabenden Steppenräuber grell vor Augen geführt. Der Feind selbst brachte ihnen die notwendige Reife für des Königherzogs Pläne. Aber Menschen wie Heinrich haben immer Glück — es ist, als ob die Geschichte selbst ihnen heimlich Waffen reichte.

Man kennt den Verlauf. Ein Ungarngeſpan ward gefangen, und mit Hilfe einer ſo koſtbaren Geißel erpreſte der König jenen Frieden von neun Jahren. Freilich galt er nur für Sachſen-Thüringen und war mit einer jährlichen Kriegsabgabe erkauft, die an das angeliſche Dänengeld gemahnt — weder Aelfred noch Heinrich haben geſaudert, ſich durch ſolche Steuer freien Raum zu verſchaffen. Der Feind war eben zu mächtig. Entſcheidend iſt, daß Lebenskraft, nicht Schwäche dieſen Vertrag hervorrief: der Erfolg hat beiden recht gegeben.

Beides war Heinrich wie wenigen zu eigen. Wir ſehen ihn niemals hochfliegend, aber ſtets tapfer reitend. Er war der Mann der Zeit. Das Große iſt nun ſein Neunjahresplan. Widukind von Corvey, der fünfzig Jahre ſpäter lebte, ſagt, daß er Burgen baute, jeden neunten Mann als Beſatzung hineinlegte, dort Unterkunfts- und Vorrathshäuſer errichtete, auch Gerichts- und Gantage ſowie Feſtgelage hinter ſichere Mauern verlegte. So habe er die Abneigung der landliebenden Sachſen gegen ſteinerne Einkerkung zu überwinden geſucht. Bedeutende Städte des Harzgebiets verdanken Heinrich ihre Befefigung — Gandersheim, Merſeburg, Hersfeld und Goſlar. Andere Plätze, wie Quedlinburg, Nordhauſen, Grona, Duderſtadt und Pöhlde, wurden neu gegründet. Ganz Oſtſachſen verwandelte ſich jahrelang in eine Stätte wuchtigen Bauens. In Hersfeld trieb man's mit ſolcher Haſt, daß die eben fertigen Steinwände mit Gepolter in den zwölf Fuß entfernten Graben ſtürzten. Die Ummauerung von Biſchoffſen, Pfalzen, Klöſtern und Marktſtätten hat er zuerſt begonnen und ſo zwar nicht gleich Städte erbaut, wohl aber befeſtigte Orte, die in ihrem Zweck noch durchaus an die altſächſiſchen Fluchtburgen erinnern, nur, daß ſie jetzt Beſatzung erhielten. Sie beſtand vor allem aus herzoglichen Dienſtmännern, doch wurden waffenfähige Leute vielfach vor oder unter der Burg angeſiedelt. Überhaupt lockten Klöſter und Domburgen, Burgen und Wirtſchaftshöfe damals mancherlei Volk in ihre Nähe. So entſtanden Dörfer und Vorwerke. Eine wichtige Brücke, Beginn der Schiffbarkeit oder Verleihung des Marktrechts wurden die Keime ſtädtiſcher Entwicklung. Der Hauptort des alten Sachſens ſcheint Bardowick geweſen zu ſein; noch die Zollfreiheitsurkunde von Magdeburg (972) nennt es neben Mainz und Köln als alleinvorberechtigten Platz. Von den ſpäteren Städten Niedersachſens verdankt Lüneburg ſeine Entſtehung dem Eins von Salzquell (fons), Kalkberg (mons) und Ilmenaubrücke (pons); Stade dem Grafenhaus, Salzhandel und Waſſerzoll; Verden und Bremen der Domburg und Schiffahrt. Aus alten Stiftern entſprangen Gandersheim und Wunſtorf, aus herrſchaftlichen Höfen Northeim, Alfeld und Limbeck; aus Hof-Burg-Marktſtraße Göttingen, Hannover und Braunſchweig, die beiden letzten beſaßen auch Brücken und Schiffbarkeitsbeginn. In Sameln fanden ſich gar faſt alle jene Bedingungen zuſammen: Mühle und Markt, Schiffahrt, Brücke und Stift. Goſlar entſtand aus Hof und Kaiſerpfalz, dem unter Otto I. angeteuften Silberbergwerk und der Mühle; Hildesheim aus dem Vorort der Dompfalz und altem Markt. Münden verdankt ſein Emporkommen der einzigartigen Lage an den Flüssen, Elze dem alten Biſchofsſitz



Das Reich der niederländischen Kaiser  
 (Nach Droysens Allg. Hist. Handatlas)

und Helmstedt seinem Kloster. Eigentümlich ist Heinrichs Gedanke, bei Merseburg eine Schar von Räubern und Abenteurern anzusiedeln mit der Verwilligung, nach Belieben bei den Slawen zu heeren. Dieser Einfall zeugt von Lebenskenntnis — es waren Leute, die ihr Dasein verwirkt hatten und es gern aufs Spiel setzten wie die Berserker der altnordischen Könige.

Aber eine urgeschichtliche Beweisführung für Heinrichs Tätigkeit hat gleichwohl noch nicht glücken wollen. Dies kommt daher, weil an den Stätten seiner Burgplätze die späteren Jahrhunderte wieder und wieder neue und mächtigere Bauten aufgeführt und so den ursprünglichen Zustand ganz verdeckt haben. Herrliche Beispiele für die königliche Art, erhabene Verteidigungsplätze, beherrschende Höhenvesten auszufinden, bleiben die bergstolze Quedlinburg und die umwindete Merseburg für alle Zeiten. Wir sagten schon, daß um 900 die sächsische Burg eine neue Stufe erklimmt, wie sie die um 1080 niedergebrannte Hünenburg (Osterburg) bei Todenmann unweit Kinteln und die Aseburg bei Meppen verraten. In diesen Kreis gehören auch die Vesten Bernwards von Hildesheim, Wallgarten bei Gifhorn und Mündburg (Müden) am Einstrom der Ocker in die Aller. All diese sächsischen Grafenburgen setzen die alte Linie von den „Volksgewerken“ über die Ringwälle fort. Auch sie sind Wohnburgen mit dickem Wall, jetzt vielmehr fester Mauer, einer Kapelle und dem Palas. Die Hausbauten sind wie in älterer Zeit aber an den Innenrand des Steinpanzers gelegt und lassen die Mitte des Burghofs frei — darin scheint sich das altsächsische Ebenengefühl, im Grunde die unbezwingliche Freiheitsempfindung, noch unbewußt auszufreuen — in den römisch-fränkischen und normannischen Burgen beanspruchen die Gebäude dagegen den Mittelraum. Und im Gelände draußen standen wachend die vorgeschobenen Warten. Vor allem aber erscheint in diesen Zeiten der Turm. Es ist kein Wohnturm wie der normannische, er prangt nicht inmitten der ganzen Anlage, sondern, Späher und Kämpfer zugleich, bleibt er Bergfried, draußen in Zwingler oder Vorburg. Erst später rückt der Turm schrittweise in den Mittelpunkt der ganzen Bergveste. Auch ist der Grundriß nicht eckig wie fränkische Anlagen, sondern hält auch jetzt noch enge Anpassung an die Bergform fest und bietet so Ursache zu jenen malerisch bekrönten Bergen des Mittelalters. „Die ganze Anlage Heinrichs atmet uralten Volksburgengeist.“

Daß Heinrich die Anregung zum Burgenbau von Aelfred und seinem Sohne Eadweard empfangen, ist möglich — der Gedanke lag ohnehin in der Luft, auch kannte er ja die süddeutschen Römerstädte. Den Reiterheeren der Wikinger und Ungarn gegenüber bot er eben einfach die beste Lösung, wenn keine eigene Angriffswaffe vorhanden war. Das Ross gehörte von jeher zum Heergewäte der Sachsen, für die breitere Verwendung im Kriege scheint es jedoch erst allmählich aufgekommen zu sein. Nur der Adel verstand zu reiten. Es gab seit uralter Zeit im Land jene berittenen Gefolge; aber ein Reiterheer, in Geschwadern trabend und in größeren Verbänden bewegt, schuf erst Heinrich. Man hat dies mit Unrecht bezweifelt. Worauf sollten sich schließlich

seine Siege gegründet haben? Über die Einzelheiten sind wir freilich gar nicht unterrichtet, natürlich baute sich manches auf den älteren sächsisch-fränkischen Verhältnissen auf, und auch Heinrich hat nicht jede Neuerung aus dem Boden gestampft. Wahrscheinlich waren es seine eigenen sowie die Gefolge seiner Lehnsleute, die der König zu einer schweren kernhaften Reiterei zusammenpreßte. Auch gab er seinen Grenzgrafen stärkere Kampftruppen und weitere Befehlsgewalt.

Heinrich aber wollte seine neue Klinge erst schleifen — fast feurig stürzt er sich in die Slawenkriege.

Die Slawen waren als letzter Stamm indogermanischer Sprache von Osten nach Westen vorgestoßen, nach Abwanderung der Ostgermanen im 2. und 3. Jahrhundert rückten sie bis etwa 800 in den großen Leerraum zwischen Ilmenau, Saale, Enns und Tsonzo im Westen und der Weichsel im Osten vor. Die Einwanderung der Magyaren (895/6 vom Pruth her) spaltete den riesigen von der Ostsee bis zur Adria reichenden Slawenkörper in eine Süd- und eine Nordhälfte. Zu dieser gehörten die böhmisch-mährischen Tschechen, die Polen und die drei gegen Sachsen gelagerten Stämme der Abotriten in Mecklenburg, der Wilzen oder Liutizen im Savelgebiet und der Sorben an der mittleren Elbe. Die Slawen, im ganzen noch weit mehr im Naturzustand, lebten doch staatlich bereits in ähnlichen Verhältnissen wie die Sachsen. Die Bauern waren schon stark vom Adel abhängig, auch Fürstengewalt hatte sich herausgebildet. Zu einer Vereinigung von Völkerschaften war es jedoch nirgends gekommen, jede von ihnen blieb auch religiös abgesondert für sich. Ihr Gebiet war in Burgbezirke (grad, hrad) eingeteilt, ein festerer nationaler Zusammenhalt nur in Böhmen entstanden. Von den Göttern der Slawen sind am bekanntesten der gute Czernoboh und der böse Bieleboh der Sorben, die Götterdreiheit Triglaw, der Himmelsgott Perkun, der freundliche Erzeuger Kadegast und Shiwa, die Sonne. Ihr Verhältnis zueinander ist aber unbekannt.

928 hielt nun Heinrich sein Heer für schlagfertig. In ihm brannte das Bewußtsein hundertjähriger Slawenfränkungen. Ihm war bekannt, daß den Sorben die Ungarnflut verdankt wurde. Kein günstigerer Umstand als die neunjährige Abwesenheit der wilden Asiatenhorden! Der Kampf gegen die Elbslawen wurde zur hohen Schule seines Heers. Zuerst sprang er auf die liutizischen Heveller an Havel und Spree, zerstückte sie in mehreren Treffen und stand endlich vor der von Wassern umkreisten Hauptveste Brennaburg. Die zugefrorenen Flüsse und Gräben boten der Kriegsmacht der Niedersachsen Brücke und Feldlager. „Eis, Eisen und Hungersnot — die drei brachten Brennaburg zu Fall.“ Die Nordmark war gewonnen. In demselben Winter hatten die sorbischen Daleminzier zwischen Mulde und Elbe seinen Grimm zu fühlen. Hier hatte schon der Jüngling gefochten. Man kannte die Streiche seiner Klinge. Die Veste Gana (Jana bei Meissen) ward, ein letztes Bollwerk, nach zwanzig Tagen genommen und geplündert, die Männer wurden erschlagen, Weib und Kind als Sklaven, als „Slawen“, verkauft.

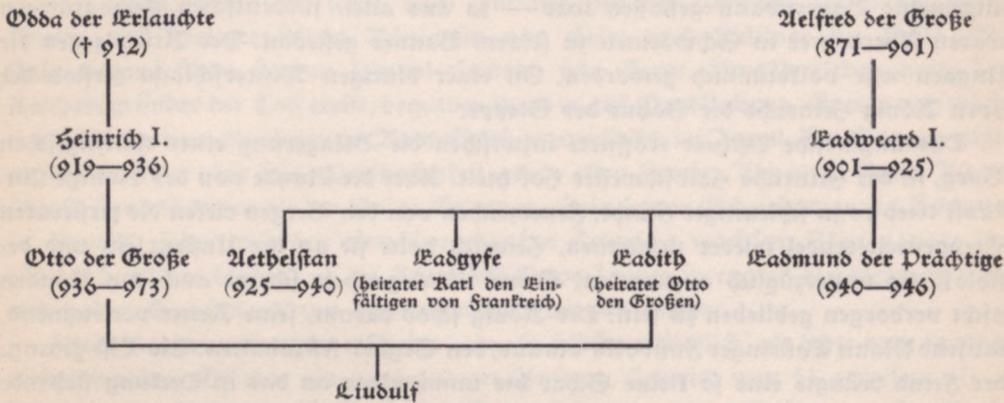
Gefährvoller schien der Angriff auf das seit einem Menschenalter unter den Premysliden geeinte Böhmen. Unter Ludmillas mütterlichem Einfluß hatte der junge Wenzeslaw bereits das Christentum angenommen. Der König entbot von Südwesten her den Herzog Arnulph von Bayern zur Heeresfolge. Von zwei Seiten, über das Erzgebirge und den Böhmerwald, drangen deutsche Heere ins Tschechenland. Vor Prag fielen schon damals Böhmens Würfel. Wenzeslaw überlieferte sich und sein Land dem König. Er bekam es gegen eine Jahresabgabe von 500 Mark Silber und 120 Kindern als Lehen zurück. Seit dieser Zeit war Böhmen ein deutscher Vasallenstaat, bis es durch Rudolf von Habsburg ganz unter deutsche Fürsten sich beugte. Die Deutschen haben Böhmen groß gemacht.

Während dieser Kämpfe hatten Heinrichs Grafen mit gutem Erfolge die nördlichen Wenden bedrängt: die Redarier zwischen Savel und Peene, die Abotriten um die Lübecker Bucht und andere. Nun aber kam der Gegenstoß. Wütend erhoben sich die Redarier, brachen aus seenreichem Land über die Elbe vor und herannten diesseits des alten Bernsteinstroms zwischen Werben und Stendal das von Flüchtlingen angefüllte starkbefestigte Walsleben. Es fiel der Slawenwoge zum Opfer, von Besatzung und Bewohnern sah keiner die junge Sonne. Dieser Erfolg gellte als Weckruf durch alle Wendenlande. Doch Heinrich kannte diese Slawen, die stets, noch im Weltkrieg, auf die Masse schwören. Er traute seiner gutausgebildeten und schwergerüsteten Reichswehr. Er scheint dem Aufstand überhaupt nur den Wert eines Grenzkriegs beigelegt zu haben. Er stellte daher den im Redarierland zuständigen Markgrafen Bernhard als Oberbefehlshaber an die Spitze eines Reichsheeres und gab ihm als Generalstähler den Grafen Thietmar bei, der wohl gleichzeitig den Befehl über die gepanzerten Gardereiter des Königs erhielt. Ihr Auftrag ging dahin, die Wenden über den Strom zurückzuwerfen, die Feste Lunkini (Lenzen) zu brechen und alles verlorene Land wiederzugewinnen.

Fünf Tage schon lagen sie vor Lenzen, als dem Bernhard die Ankunft eines breiten Wendenheeres gemeldet wurde. Bei einbrechender Nacht gedachte es ihn zu überfallen. Der Markgraf überließ daher dem Thietmar die Belagerung und befahl seinem Bewegungsheer für die Nacht volle Kampfbereitschaft. Ein starker Wolkenbruch verfinsterte sie, verhinderte aber den geplanten Nachtangriff der Slawen. Am Morgen des 4. September 929 stand der ganze Sachsenheerbann unter Waffen. Man empfing das Sakrament, leistete sich den Treueid und rückte bei regenblauem Himmel mit dem aufgepflanzten Feldzeichen des Erzengels Michael den Wenden entgegen, der Markgraf in der vordersten Linie. Die feuchten Kleider der Slawenmasse dampften, mit Kampfgeschrei stürzten sich die Sachsen auf die dichten Knäuel der Feinde. Aber der Slawenwall war trotz aller Angriffe des Fußvolks und der Reiter nicht zum Laufen zu bringen. Da befiehlt Bernhard dem Thietmar, sich mit 50 Panzerreitern dem Gegner in die Flanke zu werfen. Wie ein Ungewitter prasselten sie heran — der durchschütterte Slawenkörper wankte, begann zu weichen, geriet ins Moor —

und rings auf dem Blachfeld begann der Sachsen Schwert seine blutige Ernte. Vergebens suchte ein Rest des geschlagenen Heers sich noch in die Burg Lenzen zu retten, Thietmar hatte alle Wege dahin besetzt. Jetzt ergab sich auch dies Bollwerk. Dem Vertrage gemäß erhielt die Besatzung nach Abgabe der Weiber, Kinder, Knechte, Waffen und Geräte freien Abzug, die Gefangenen wurden geköpft.

### Ottonen und Westsachsen



Der Jubel über die blitzende Waffentat Bernhards und Thietmars, den Entscheidungssieg einer kleinen Schar über die ungefüge Walze des Wendenheers, mischte sich in die Hochzeitmusik des Königshofes. Es wirkt wie Sinnbild, wenn Heinrich damals für seinen siebzehnjährigen Sohn Otto um eine der Töchter König Æadweards von England anhielt. König Aethelstan entsandte ihm auf einer Rheinfahrt nach Köln gleich zwei seiner Schwestern zur Auswahl, Æadithe und Adive. Thurfetel, des Königs Vetter und „großer Kanzler“, geleitete sie. Otto wählte die gütig-schöne Æadithe, als Morgengabe empfing sie Magdeburg. Hrotsvit von Gandersheim hat ihr das Seldenslied gesungen, sie erwähnt auch Adive, deren Gemahl ein deutscher Reichsfürst wurde. Die verwandtschaftliche Verbindung der beiden mächtigsten Sachsenkönige bezeichnet nicht nur die weitschauende Politik Heinrichs, sondern auch den schönen Augenblick, in dem die Bruderstämme sich wiederfindend die Höheebene ihrer Weltmacht beschreiten. Was Alfred und Æadweard, Odda und Heinrich begründet hatten, das erbten Aethelstan und Otto der Große — erst sie waren bestimmt, ihre Reiche auf den Gipfel zu führen.

Nach Eroberung der starken, angeblich zwölfstorigen Feste Lebusa wurden die Lausitzer unterworfen und des Christentums Fahnen bis über die Spree hinaus vortragen. Aber 932 lief der neunjährige Ungarnvertrag ab.

Heinrich berief damals einen Landtag und rüttelte Gesamtsachsen zum Kampf wider den Erbfeind auf. Begeisterter Eidswur schwoll über das Gefilde. Zum erstenmal vielleicht fühlten sich alle wie ein Volk. Im nächsten Jahr erschienen Ungarngesandte, aber man wies sie am sächsischen Hofe höhnisch ab. Auch die widerwillig verbündeten Daleminzier sollen den Magyaren statt aller Hilfe einen gemästeten Hund überbracht haben. Nunmehr fielen die Ungarn über die Thüringer her und sprengten mit einem Teil ihrer fliegenden Streitkräfte gegen die sächsische Ostgrenze vor. Heinrich stand dort längst gerüstet an der Spitze seines Panzerreiterheeres, zu dem auch der allgemeine Bauernbann gestoßen war — ja aus allen süddeutschen Herzogtümern waren Abenteuerer in Schwärmen zu seinem Banner geströmt. Der Krieg gegen die Ungarn war volkstümlich geworden. In einer blutigen Winterschlacht zerstob der Zorn König Heinrichs die Söhne der Steppe.

Das ungarische Ostheer eröffnete inzwischen die Belagerung einer thüringischen Burg, in der Heinrichs Halbschwester Hof hielt. Aber die Kunde von des Königs Ankunft trieb es zu schleuniger Flucht. Feuerzeichen von den Bergen riefen die zerstreuten Steppenreiterrudel wieder zusammen. Heinrich holte sie an der Unstrut ein und beschloß, sie unverzüglich anzupacken. Seine Überlegenheit scheint auch den Ungarn nicht verborgen geblieben zu sein. Der König schob darum, seine Reiter verleugnend, tausend Mann Thüringer Fußvolks voraus, den Gegner festzuhalten. Die List gelang: der Feind drängte eine so kleine Schar bis unmittelbar an das in Deckung stehende Reiterheer zurück. Sobald die Ungarn aber dieser Waffe ansichtig wurden, warfen sie sich mit Blitzesschnelle in atemlose Flucht. Vergeblich galoppierte Heinrich zwei Meilen weit hinter ihnen her, machte die Nachhut nieder und eroberte das ungarische Feldlager. Das ist die berühmt gewordene Schlacht bei Riade vom 15. März 933. Ganz Sachsen jubelte.

Doch es war zunächst nur ein gewaltiger moralischer Erfolg, der mehr auf die Sachsen als auf die Ungarn zurückwirkte. Die Ernte schnitt auch hier erst Otto.

Im Grunde war sogar der dritte Nationalfeind den Sachsen der schlimmere — die Dänen.

Heinrichs Vormarsch gegen die Linie des Danewerks, dessen Hauptwall jener Godfred, Karls Zeitgenosse, begann, fällt in einen spannenden Augenblick nordalbingischer Frühgeschichte. Im Osten hatte ja eben damals Gorm Grymme ein dänisches Gesamtreich begründet. Er selbst war der Sohn des Norwegers Hardeknut und der Vater Harald Blauzahns. Ihm fiel das östliche Inselreich in die Hände. Von Leire aus entriß er den Schweden Blekinge, Schonen und Halland. Jetzt lag er auf dem Sprunge gegen Jütland und Schleswig. Das südlichste unter den Kleinreichen des Westens hatte noch vor 900 ein schwedischer Seekönig Olaf an sich gerissen. Er setzte sich in Saithabu an der Schlei fest und beherrschte von der dortigen Burg her sowohl den Ostseezugang wie die durch Eider und Treene, wenn auch nicht restlos schiffbare Einfahrt zur Nordsee. Diese Verbindung benutzte damals König Aelfreds Ostseeforscher Wulfstan. Olafs

Söhne Knuba und Gurd dehnten das Wikingerreich an der Schlei noch weiter aus — Sperrwerke in der Großen Breite und auf Palör bezeugen die militärisch höchst sinnvolle Anlage. Als Nord-Ostsee-Verbindung entsprach dieser Wasser-Landweg dem heutigen Panamakanal an Bedeutung. Knuba muß sich feck an den Wikingerzügen beteiligt haben. Denn 934 erschien plötzlich König Heinrich an Eider und Schlei, warf ihn nieder und zwang ihn zu Taufe, Zinspflicht und Abhängigkeit, ohne ihm übrigens sein Ländchen zu nehmen. Nach Adam von Bremen soll er auch Gorm zu einer Abgabe verurteilt haben. Nach des Königs Abzug jedoch ließ jenem der dänische Einungsgedanke nicht Ruh. Er setzte nach Jütland hinüber, zerstörte Saithabu, tötete Knuba und verlegte seinen Königssitz von Leire nach Jellinge bei Veile. Ein Jahr darauf schon starben sowohl Heinrich wie Gorm. In Memleben hatte den Reichsbegründer der Tod ereilt, begraben ward er auf Quedlinburg. Er war von mächtigem Körperbau, überlegen im Kampfspiel, unermüdet im Jagen. Bei Belagen zeigte er sich leutselig, aber seine Persönlichkeit gebot allen Furcht. Als er die klaren Augen schloß, stand Sachsen an der Spitze Europas. Sein letzter Gedanke war ein Romzug.

Deutlich sahen wir den Herrschergedanken Heinrichs wachsen. Man nannte ihn „Vater des Vaterlandes“ — die Entwürfe Ottos I. aber sprengten den Stammesring und hoben Deutschland zur Beherrschung Europas empor.

Ottos Regierungsantritt erscheint daher so selbstverständlich, als lebte man in einer Erbmonarchie. Es war ein ganz anderer Anfang. Heinrich war 43 gewesen, als er König ward, Otto war 24. In seiner Natur spürte man von Anfang an eine Kraft, die allen Widerspruch bannte. Er war offen, treu und in allem groß — aber sein Zorn war schrecklich, seine Härte eisern. Mit der Leidenschaft des Jünglings ergriff er den Königsgedanken. Deutschland schien so alt wie Otto — was er tat, war Deutschlands Tat. Man hörte ihn schöne Weisen singen in der Waldeinsamkeit, er liebte die Falkenjagd und konnte heiter und freundlich sein — aber rastlos trieb ihn sein Geist zu den Höhen; gewaltige Entwürfe umbauten und bedrängten seine Stirn. Heinrichs Gedanke war es gewesen, die Lebenserfahrung, die Not Konrads zur Tugend zu machen. Alle Königsmacht ruhte damals auf der Festigkeit Sachsens. Otto legte sich von Anfang an mit gepreßter Kraft in die Zügel. Sein hochfliegender Plan war das Einheitsreich. Ihm genügte nicht die stille Anerkennung der Herzöge — er verlangte vollkommene Unterordnung.

Die Herzöge aber sahen in Otto zunächst nur den Nachfolger Heinrichs, wenn sie ihn auch mit anschaulicher Sinnbildlichkeit gleich beim Krönungsmahle bedienten. Sobald sie jedoch seinen mächtigen Geist witterten, erhoben sie sich als Vertreter des Stammestums und wußten alle Zwistigkeiten der Königsfamilie auszunutzen. Der Streit entbrannte, als der sächsische Edeling Bruning dem Herzog Eberhard von Franken die Lehnspflicht verweigerte. Otto entschied hier nicht nur sächsisch, sondern herrisch-königlich: er verurteilte Eberhard zur Buße und seine Mannen zu schimpflichem Hundetragen. Erbittert schloß Eberhard sich Ottos Halbbruder Thankmar an.

Dieser entstammte Heinrichs erster Ehe mit der Nonne Hathenburg, die von der Kirche für ungültig erklärt war. Thankmar fühlte sich in einer Erbschaftsfrage zurückgesetzt. Bei Erstürmung der Eresburg ward er in der Kirche erschlagen.

Als Eberhard dann durch Vermittlung Heinrichs sein Stammland vom König zurückerhielt, mußte er diesem Bruder Ottos versprechen, einem zweiten Aufstande gegen den König beizutreten. Heinrich war Mathildens zweiter Sohn und purpurgeboren, Otto nur ein Herzogskind. Mathilde liebte und bevorzugte Heinrich. Gewiß — er war schön, gewandt, heißblütig und ehrgeizig, dabei seltsam niedersächsisch veronnen, zuweilen finster in Gedanken brütend. Seiner Empörung schlossen sich Eberhard von Franken, Gisibert von Lothringen, Friedrich von Mainz, ja Ludwig IV. von Frankreich an. Aber der Abfall der kleinen Vasallen vom Stammesherzogtum und Ottos Persönlichkeit entschieden den Sieg des Königtums. Die Schlachten von Birthen und Andernach, wo Eberhard fiel und Gisibert im Rhein ertrank, wirkten wie Gottesurteile. Heinrich flüchtete nach Frankreich, übernahm Lotharingen, stiftete endlich gar einen feigen Mordanschlag gegen Otto an, entfloh nach der Entdeckung und stellte sich unter Mathildens Vermittlung endlich dem Bruder zu Ingelheim. Dieser ließ ihn festnehmen, noch einmal flüchtete er, Weihnacht 941 aber warf er sich in Frankfurt gebrochen dem König zu Füßen. Otto besaß Seelengröße genug, ihm zu verzeihen — sein Sieg war vollkommen.

Jetzt zögerte er nicht mehr, seinen Plan zu formen. An die Stelle eines Bundes von Stammesherzögen unter Führung eines niedersächsischen Königs sollte das Einheitsreich treten. Um die Herzogtüme gefügig zu machen, schob er alle Stammesrückichten beiseite und verteilte sie bei nächster Gelegenheit an seine Verwandten. Lotharingen bekam der Schwiegersohn Konrad der Rote, Bayern der Bruder Heinrich, Schwaben sein Sohn Liudulf — Franken und Sachsen behielt er selbst. Doch bestellte er im Nordostraum seines Erblands einen andern Schwiegersohn zum Markgrafen — den getreuen Hermann Billung.

Wohl sorgte Otto dafür, daß die neuen Herzöge durch ihre Frauen den alten verwandt blieben, aber in der Verfolgung des Einheitsgedankens schritt er unerschütterlich fort. Folgerichtig kehrte er das frühere Verhältnis nun um: den Herzogtümern gestand er keinerlei Erbllichkeit mehr; den Herzögen nahm er die Gewalt über die Kirche und entzog ihnen das Ernennungsrecht über die Grafen. Ja, er gab ihnen Pfalzgrafen als Verweser der umfangreichen Königsgüter an die Seite und in der Reichspolitik schaltete er ihren Einfluß gänzlich aus. Umgekehrt aber drang er auf Erbllichkeit des Königtums — schon 946 mußten alle Großen seinem Sohne Liudulf huldigen. Das Herzogtum war fast wieder zum Amt geworden, auf breitem Grunde erhob sich das neue Königtum. Der Stammesgedanke Heinrichs war vergessen, der Partikularismus lag am Boden.

Die junge Kraft des deutschen Königtums spürte ganz Mitteleuropa. Das gesamte Ostland wurde zwei Vorkämpfern deutschen Wollens übertragen: Markgraf Gero und Hermann Billung. Ein wahrer Werwolf scheint dieser auflodernde Gero, der

Gründer von Gernrode. Mit eiserner Pranke schlug er den im Familienzwist aufgeschossenen Slawenaufstand nieder, eroberte Brennaburg und ließ dreißig slawische Edle, die ihn hatten ermorden wollen, „nach schwelgerischem Mahle“ niederstoßen. Solche Tat entflammte die Wut der Wenden aufs neue. Drohend erhoben sich die Abotriten. Da erschien Otto selbst. In sumpfiger Landschaft fing er den geschlagenen Slawenhäuptling Stoinet und ließ am andern Tage nach dem eisernen Kriegsrecht der Zeit am Fuß der mit dem Schädel des Gefangenen bekrönten Stange 700 Wenden enthaupten. Diese Slawen waren eben grundandere Menschen — unbeständig, maßlos, weich und schwärmerisch, grausam und hinterhältig, bis ins 20. Jahrhundert hinein widerspruchsvoll aus einem Ziel ins andre stürzend.

In jenen Tagen wurde durch Hermann Billung die alte Slawengrenze befestigt. Überall an den Ufern der Ise und Almenau entstanden künstliche Hügel mit umwallten Höhenschanzen, mit Wällen von manchmal 10 Metern Dicke, davor zuweilen breite holzbelegte Bermen und Holzwohnbauten im Innenring. Knesebeck, Wittingen, Bodenteich, Wrestedt, Goldenstedt, Suderburg — eine stattliche Reihe von Grenzvesten, verstärkt durch Moor und Fluß, gedeckt durch die Schanzen des Bischofs Bernward etwas weiter südlich. Sie unterstützten die Elbstellung, die damit uneinnehmbar wurde — die Burgenkette des Limes Saponiae setzte die befestigte Mark nach Norden hin von der Ertheneburg bis an die Kieler Bucht kampfkraftig fort. Die Ertheneburg lag etwas westlich des Limes, gerade an dem über Bardowick führenden Elbübergang, deren es noch in damaliger Zeit nur zwei andre gab — bei Hühbeck unweit Lenzen und zwischen Burg und Wolmirstedt bei Magdeburg.

Über Heinrich hinaus machte Otto alle Slawen bis an die Oder zinspflichtig. Die Burgstädte wurden Mittelpunkte militärischer Macht. Dort schalteten seine königlichen Beamten. Alles herrenlose Land fiel dem König, der größere Teil des Grundbesitzes verblieb den slawischen Eigentümern. Planmäßig wurden an der ganzen Reichsgrenze die Missionsbistümer Savelberg, Brandenburg, Ripen, Aarhus, Schleswig und Oldenburg in Wagrien als Vorwerke aufgereiht. Die deutsche Besiedelung, die friedliche Eroberung des Ostens, setzte machtvoll bauend und gründend ein. Später unterwarf Otto auch Böhmen der deutschen Oberhoheit, weitere Wendenempörungen wurden niedergeschlagen, selbst Polen hatte eine Reichsabgabe zu entrichten. 967 erhob er trotz mainzischen Widerstrebens seinen Lieblingsitz, das nordische Magdeburg, dessen ottonischen Dom man jüngst wieder in seinen Grundmauern erschloß, zum Erzbistum. Um dieselbe Zeit wurden die ersten Suffraganbischöfe von Merseburg, Zeitz, Meißen und Posen geweiht. Fünf Grenzmarken umschlossen seitdem die einst durch Vorgelände kaum geschützte Ostgrenze: Nordmark und Ostmark, Meißen, Merseburg, Zeitz und die Billungermark in Mecklenburg. Weit nach Osten bis Kiew hin erstreckte sich der Einfluß der deutschen Kirche, Magdeburgs erster Erzbischof Adalbert machte eine Reise an den Hof der dortigen Großfürstin Olga aus dem Stamme der schwedischen Waräger.

Wie weit Otto nach Nordalbingien vorgedrungen ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Das Wendenland, Polen und Böhmen waren lehnspflichtig — der Osten in wichtigem Vorstoß durch das niedersächsische Königtum für Deutschland gewonnen. Aber unaufhaltsam und mit schier unerschöpflicher Kraft stößt es auch nach Süden, Westen und Südwesten vor. Es klingt wie Scherz, wenn demgegenüber Ottos Neffe Ladgar der Friedliche von England ihm nicht huldigt, sondern sich den Titel Imperator Augustus beilegt!

Meisterhaft ist auch Ottos Politik gegenüber den romanischen Mächten. Die beiden ersten Männer Frankreichs, Hugo von Francien und Ludwig IV., Karls des Einfältigen Sohn, waren seine Schwäger. In ihren Kampf griff Otto durchaus als Oberherr ein. Hugo entsandte vor dem Kampfe prahlerisch an den bei Kambrik (Cambrai) stehenden Otto einen Boten mit der Nachricht, er habe eine solche Menge Waffen, wie der König sie niemals erblickt. Mit den bäurischen Sachsen werde er schon fertig werden — sieben sächsische Speere könne er leicht mit einem Zuge verschlucken! Mit echt niedersächsischem Humor erwiderte Otto, er seinerseits habe eine solche Menge von Strohhyten (den altsächsischen Stahlhelmen), wie weder Hugo noch sein Vater je gesehen, die müsse er ihm einmal aufpassen!

Ottos Gedanke war jedoch, König und Herzog im Gleichgewicht zu halten und so immer oberster Schiedsrichter zu bleiben. Mehrfach zog er in dieser Absicht tief nach Westfranken hinein, belagerte Hugo in Paris, nahm 946 Reims und brachte Vienne und Lyon an Burgund, sodaß eine Ausdehnung Frankreichs bis an die Alpen unmöglich war. Sie zu verhindern, tat er auch dem drohenden Verfall Burgunds Einhalt. Er stärkte das dortige Königtum und stimmte dem Anfall der Provence (Niederburgunds) an Hochburgund zu, sodaß ein lebensfähiges Bollwerk gegen Westfranken entstand. Die Oberhoheit aber behielt er sich auch hier vor — um so leichter vermochte Konrad II. im Jahre 1033 das Land mit dem deutschen Reiche zu vereinigen.

Weit zerrissener noch lag Italien da. Ungarn und Sarazenen, Papsttum und römischer Adel, Berengar von Friaul sowie Rudolf und Hugo von Burgund, sogar Bayern und Schwaben — alle diese Mächte rangen um die Macht auf dem Boden des alten Ostgoten- und Langobardenreiches und suchten mit allen Mitteln an Gelände zu gewinnen. Verweltlicht war die römische Geistlichkeit, Unsittlichkeit und Rechtlosigkeit erfüllten Burgen und Landstraße. Als dann Berengar jene Adelheid, die Erbin der italienischen Königskrone, in Como und Garda einferkerte und sie nach abenteuerlicher Flucht den nordischen König anrief, kam Otto 951, und alles unterwarf sich ihm. Berengar verschwand wie gewöhnlich in seinen Bergvesten, Otto nahm die Eiserne Krone der Langobarden (der uralten Freunde seines Stammes) und gewann, da Adith 946 gestorben, Adelheid zur Gemahlin. Die Einrichtung einer besonderen Kanzlei für Italien zeigt aber, daß er nicht wie Karl an einen deutsch-italienischen Einheitsstaat dachte. Bald darauf ist Berengar in Magdeburg zur Suldigung erschienen, doch nahm Otto ihm die Marken Verona, Friaul und Istrien und gab sie

dem Bruder Heinrich — Bayern wurde damit zur deutschen Mittelmeermacht! So unterband Otto mit überlegener Politik Berengars Machtgelüste. In diese Zeit fällt der gefahrenschwerste Augenblick der ganzen Regierung Ottos: der Aufstand seines Sohnes Liudulf. Es war ein richtiger Kronprinzentrog, wenigstens verbanden sich mit dem Groll des Enttäuschten sowohl dessen Eifersucht auf den jetzt in der Tat bevorzugten Bruder Heinrich wie die alten Sonderbündeleien. Auch Friedrich von Mainz und Konrad von Franken traten auf die Gegnerseite — jener, weil er nicht Erzkanzler von Italien geworden war. Ganz plötzlich wie ein Frühlingsgewitter brach der Aufstand aus. Otto schien nachgeben zu müssen. Denn in Mainz preßte man dem Überfallenen Versprechungen ab, die er aber, nach Sachsen zurückgekehrt, sofort widerrief.

Mitten im Bürgerkrieg aber tauchten in unübersehbaren Schwarmwolken die Magyaren auf. Bezeichnend war dabei die Haltung der süddeutschen Herzöge. Liudulf kaufte sich los, Konrad nahm die Reichsfeinde freundlich in Lothringen auf. Dies Verhalten trieb volles Wasser auf die Mühlen des Königs. Sein Anhang wuchs unaufhaltsam, man begriff auf einmal die Notwendigkeit einer starken Königsmacht, und alle Empörer mußten sich unterwerfen. Jetzt aber erfuhren sie Ottos Härte. Die Herzogsämter wurden neu verteilt. Friedrich von Mainz war gestorben, Ottos natürlicher Sohn Wilhelm folgte ihm. Konrad und Liudulf wurden abgesetzt, die Gewalt in Lothringen und im Erzbistum Köln erbte Ottos Bruder, der staatskluge Brun.

Oftmals hat ein äußerer Feind Deutschland gerettet. Die Magyaren brachten nicht allein den völligen Stimmungsumschwung und brachen dem gefährlichsten aller Aufstände die Spitze ab — sie erhoben auch wider Willen durch ihre Niederlage auf dem Lechgesilde (10. August 955) den Sieger mehr denn je über alle Gewalten des Reiches empor. Die Ungarn belagerten damals Augsburg. Otto erschien sechs Wochen, nachdem er die Schreckenskunde in Magdeburg erhalten, mit mindestens 8000 Reitern vor Augsburg, einem Kampfstroß, wie ihn selbst Karl der Große niemals zusammengebracht hat. Das Reichsheer sammelte sich wahrscheinlich bei Ingolstadt nördlich der Donau. Dort trafen die acht Banner zusammen: Bayern bildeten die ersten drei, Franken das vierte, die sächsische Königswache das fünfte, Schwaben das sechste und siebente, die Böhmen das achte. Die Lothringer dagegen sollten befehlsgemäß ihr eigenes Land decken, da sie bei der Entfernung nicht rechtzeitig zur Stelle sein konnten. Die Schlacht fand wohl nordöstlich von Augsburg statt. Auf den Mauern der Festung konnte man die zurückflutenden Ungarnmassen sehen — galoppierend suchten sie ihr Lager südlich der Stadt zu erreichen, um Weiber, Packpferde und Kostbarkeiten zu retten. Viele erschwammen sich schon im Lech den Tod, das Lager ward erstürmt, die Gefangenen waren frei, die Führer verfielen dem Strang. Zum ersten Mal umjubelten Deutsche auf freiem Siegesfelde ihren Gesamtkönig! Von nun an hieß er Otto der Große. Er verbrachte die Nacht in Augsburg. Vernichtet wurden die Ungarn aber erst durch die sofort einsetzende scharfe Verfolgung. Ihre Überfälle hörten von

nun an gänzlich auf — aus der östlichen Steppenreiterhorde wurde ein festhaftes europäisches Ackerbauvolk. Die erstaunliche Schnelligkeit der Mobilmachung, der zielbewusste Anmarsch auf das Donauknie, der plötzliche Einsatz aller im Augenblick verfügbaren Truppen von der für den Gegner höchst ungünstigen Ostseite, die Verlegung des Rückzugs und die Zerschmetterung des hundertjährigen Reichsfeindes durch rücksichtslose Verfolgung offenbarten den König als einen der größten Feldherren aller Zeiten.

Otto ließ sich jedoch auch auf den Gipfeln seines Glücks niemals den Blick für die wahren Verhältnisse trüben. Über dem feldherrlichen thront sein politisches Denken. Auch jetzt suchte er, wenn schon von flammenden Adlergedanken erfüllt, kühl beherrscht mit seiner Arbeit Abrechnung zu halten, obgleich ihn nicht selten sein jähes Blut zu unvorsichtigen Handlungen hinriß. Er hatte den ludulfingischen Aufstand nicht vergessen. Scharfen Blicks suchte er nach den Ursachen und fand sie in der Unmöglichkeit, die Stammesherzogtümer zu beseitigen. Fortan begnügte er sich damit, sie mit Strohmannern oder zuverlässigen Verwandten zu besetzen. Das auf dem Boden einer ganz in sich ruhenden Erbmonarchie geplante Einheitsreich war gescheitert.

Mit genialer Sicherheit erkannte Otto die Schwäche des bisherigen Baues. Die wirkliche Macht des Königtums beruhte in dem umfangreichen, weit zerstreuten Königsgut. Es wäre aber nur dann voll auszunutzen gewesen, wenn es einheitlich hätte verwaltet werden können. Eine derartige Aufsicht war jedoch damals unmöglich. Es gab überhaupt nur eine Macht von so festem Gefüge: die Kirche. Nur scheinbar also lenkte Otto jetzt in die karlingische Politik zurück — in Wirklichkeit kehrte sein Gedanke eines engen Bundes zwischen Staat und Kirche das Verhältnis beider Mächte um. Dort hatte der Staat religiösen Zuschnitt — Otto verstaatlichte die Kirche.

Zu Beginn seiner Regierung schien sie fast überall in Gefahr, vom Laienadel gesprengt zu werden. Nur die sächsische war noch frei. Jetzt aber, seit 951, wurde die Säkularisation der Klöster abgewehrt und die Kirche überall mit breitem Grundbesitz ausgestattet. Insbesondere erhielt sie Ödland, Moor, Saide und Wald zur Urbarmachung und Besiedelung. Die Bischöfe überkamen gräfliche Befugnisse; ihre Städte erhielten Markt-, Zoll- und Münzgerechtigkeit. So wurde die Kirche eine wirtschaftliche Macht ersten Ranges. Sie schützte gleichzeitig Bauern und Unfreie gegen den Laienadel. Infolge dieser Verstaatlichung fühlten sich Bischöfe und Äbte denn vor allem als Reichsbeamte, Heerführer und Staatsmänner — Literatur und Wissenschaft traten zurück. Menschen wie der feingebildete Erzbischof Brun beherrschten freilich auch diese Seite des Lebens, selbst Griechisch war dem Bruder Ottos nicht fremd.

Der König forderte aber für seine Bevorzugung der Kirche erhebliche Lasten. Sie hatte den wandernden Hof zu verpflegen, sie stellte im Kriegsfall die stärksten Reichshilfen, sie bildete den Beamtennachwuchs, und in Gefahrenzeit mußte sie Notsteuern tragen. Bischöfe und Reichsäbte hatten bei ihrer Inthronisation eine Abgabe zu entrichten und hielten sich dem Könige stets zu besonderer Verfügung. Sie unterstanden

## Ein entscheidendes Buch über Gustav Adolf

*nämlich eine Darstellung seines gesamten politischen Wirkens im Zusammenhang mit dem Kampfe Schwedens um die Begründung einer Großmachtstellung in Europa und eines nordisch-protestantischen Machtzentrums ist soeben von dem Göttinger Historiker Otto Westphal erschienen. Es zeigt uns den Schwedenkönig in seiner ganzen Bedeutung als einen Monarchentypus der Neuzeit, der seinem Jahrhundert weit voraus war. Es zeigt aber auch, wie sehr wir in Gustav Adolf den Typus des wahrhaft christlichen Führers sehen müssen. Er wird in diesem Buche zu der Gestalt unserer politischen Sehnsucht nach machtvoller Reichsführung, zu der Gestalt einer neuen Hoffnung und zu dem Symbol des unablässigen Kampfes in deutscher und christlicher Sache.*

# Gustav Adolf

## und die Grundlagen der schwedischen Macht

Von Prof. Dr. Otto Westphal. Kartoniert RM. 4.50. Leinen RM. 6.20.

Uns ist Gustav Adolf mehr als der heldische Kämpfer, der seinen Einsatz für Kraft und Geltung seines Glaubens mit dem Tode auf dem Schlachtfelde von Lützen bezahlte. Der Kampf Gustav Adolfs bedeutet uns das Ringen um die Verwirklichung eines großen protestantisch-christlichen Reiches. Er war dazu berufen, die Sehnsucht nach einem machtvollen nordisch-christlichen Kulturkreise, der bestimmend für die Entwicklung Europas werden sollte, zu erfüllen. Sein früher Tod hat es verhindert, daß durch ihn Europa auf eine neue Grundlage gestellt wurde. Darüber hinaus aber sehen wir in Gustav Adolf die große Einheit lebendig, wie sie bezeichnend ist für uns Deutsche, wie für den nordischen Menschen überhaupt: die Verbindung von heroischer kämpferischer Tapferkeit mit einem christlichen Dienen in Demut und Glaube. So ist uns Gustav Adolf zu einer Gestalt geworden, die wir auch als ein Stück unserer Geschichte betrachten. Ein Historiker unternimmt es hier, uns Deutschen nicht nur den Lebensgang des großen Schwedenkönigs darzustellen, der in seinem leidenschaftlichen Kampf um raumgreifende Macht und Ausweitung seines Landes die Gestalten der großen Preußen-

**HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT • HAMBURG**



dem Königsgericht, ihre Kirchentage bedurften königlicher Ermächtigung. Erzbischof-Kanzler Brun begründete in seiner Reichskanzlei eine treu ottonisch gesinnte Pflanzschule für den bischöflichen Stand.

Die Frömmigkeit dieser tatenfrohen Zeit neigte gleichwohl verwundersam zur Ein-sidedei und Askese. Frische Mönche predigten noch immer Weltflucht. Otto verlangte von seinen Geistlichen ein streng sittliches Leben, er begünstigte daher den Abt Majolus von Cluny und die Reform der Klöster. „Sein Hof war der sittenreinste Europas.“ Indem der König so die Kirche aus tiefem Verfall emporriß, gab er ihr zugleich einen neuen Inhalt — den der Reichskirche deutscher Nation. Erbllichkeit spielte hier keine Rolle, der König besetzte alle Bistümer nach seinem Willen. Die Kirche war Verfassungskirche geworden, sie stützte das Königtum wirtschaftlich, militärisch, geistig und moralisch. Aber Otto blieb überall ihr unbedingter Herr. Es war darum nur folgerichtig, wenn er unter dem Zwang solcher Verhältnisse 962 in Rom die Kaiserkrone entgegennahm — über Karl den Großen hinaus waren alle Päpste der Zeit seine Geschöpfe. Die Art, wie er Rom und Italien bändigte, erinnert an einen Vater, der seine Knaben zauft. Das Papsttum wurde zu einer Behörde des Kaisertums, seine Selbständigkeit hätte dem König notwendig gefährlich werden müssen.

Hier liegt eben der Schlüssel zur italienischen Kaiserpolitik. Sie war damals eine Forderung ebenso der Politik wie des Nationalgefühls, für das Frankreich noch keine Rolle spielte. Karls Kaisertum war international-theokratisch gewesen, Ottos Kaisertum zeigte sich national-weltlich und doch überstaatlich. Erst der Salier Heinrich III. ließ sich von der kirchlichen Reformpartei betäuben. 967 krönte Otto auch seinen Nachfolger, den bereits mit dem Königsreif geschmückten Otto II., in Rom zum Kaiser. So war die Erbmonarchie vollendet. Wenn er den Sohn dann mit der griechischen Kaiser-tochter Theophanu vermählte, so bewies er nur seine weitschauende Politik. Denn das sächsisch-römische Kaisertum trat damit auch im Bewußtsein Europas ebenbürtig neben das ältere byzantinische. Es galt aber daneben, das deutsche Rom und das kaiserliche Papsttum zu sichern. Otto konnte es weder zu stark noch zu schwach gebrauchen. Er schenkte ihm Ravenna und bestätigte im „Ottonianum“ den alten Besitz, doch mußte der Papst dem Kaiser die Treue schwören. Mit Venedig schloß er Verträge, Capua und Benevent gewann er dem Reiche hinzu.

Und trotz seiner europäischen Macht und seiner weltbewegenden Pläne und Taten, in denen er die ganze Mitte unseres Erdteils von der Schlei bis zur Straße von Messina zusammenfaßte und seine Banner von der Weichsel bis zum atlantischen Meere wehen ließ, blieb dieser geniale Herrscher bis in sein persönliches Leben hinein deutsch, ja sächsisch. Er stand weit über der Durchschnittsbildung seiner Zeit und beherrschte drei Sprachen, doch am meisten liebte er plattdeutsch. Rom und Ravenna, Paris und die Küsten Apuliens hat er gesehen und wollte doch am liebsten im nordischen Magdeburg. Er hob die Kirche als Macht des öffentlichen Lebens hoch empor, ja fast die ganze Literatur und Dichtung seiner Zeit stielz in römischem Gewande. Aber gleichwohl hat

er die gesamte staatliche Kultur seines Jahrhunderts wie mit donnernder Kraft aus dem Fränkisch-Römischen der Karolinger ins Sächsisch-Nordische herübergerissen. Dies war kein Zurück, denn die Antike war trotz jener „Ottonischen Renaissance“ nicht lebendig.

Ottos monumentale Persönlichkeit ging einen andern Weg. Die Kapitularien Karls waren veraltet, sie galten als Reichsrecht, bedurften aber überall der Ergänzung. Otto verzichtete auf eine neue geschriebene Gesetzgebung. Er gab dem älteren Gewohnheitsrecht wieder Geltung und schaltete nach dem Brauche der Väter wie die Gesetzesprecher im Bauernstaat Island. Auch die aufgezeichneten Volksrechte gerieten in Vergessenheit. Gewohnheit und Sitte wurden wie in altgermanischen Tagen Hauptmächte des Rechtslebens — statt der buchabhängigen Gerichtsgelehrten herrschten die freifindenden Richter und Schöffen. Rechtsprechen war mehr als zu Karls Zeiten wieder ein Schöpferisches wie heute noch etwa die Lyrik. Die mit Karl einsetzende Übernahme des Jus Romanum hat verhängnisvolle Wirkungen gezeitigt. Das deutsche Recht ward in seiner Blüte gehemmt. Daß es aber wachstumsfähig und imstande war, sich auch den verwickeltsten Verhältnissen anzupassen, wie sie in den Städten mit ihrer hochgesteigerten Wirtschaftsentfaltung aufkamen, hat es in eben diesen Gemeinwesen und im ganzen Bereich des sächsischen Rechts bewiesen.

Die römischen Gerichte tagten hinter verschlossenen Türen und zu jeder Tages- und Nachtzeit. Das Verfahren war schriftlich. Fürsprecher (Rechtsanwälte) gängelten beide Parteien. Den Angeklagten suchte man durch die Solter zum Geständnis zu bringen — ein Mittel, das einst nur gegen rechtlose Provinzbewohner, nie gegen freie Römer angewandt worden war. Der Richter versuchte durch Fragen sein bereits fertiges Schuldurteil aus dem gemarterten Angeklagten herauszupressen. Überhaupt wurde das gewaltsam, unfrei und heimlich erzeugte Schuldurteil von dem Einzelrichter gefällt, dem man die Sache übertrug. Er war somit Richter und Urteiler in einer Person. Dieser Einzelne verharrte ohne „Umstand“ und Thinggemeinde den Verhältnissen des Angeklagten und des Klägers gegenüber in fremder Ferne. Er war meistens viel zu hochmütig, um sich genauer mit ihnen zu befassen. Und zu alledem urteilte er nach ausländischen unbekanntem Rechtsfägen, die dem volklichen Gefühl häufig kraß widersprachen.

Bei den Sachsen dagegen war alles Gericht öffentlich, es tagte im Freien und bei Tage: die Herzoge richteten im Landgericht, die Grafen an den Malkstätten der Goe, die Vögte und ihre Herren in den Immunitäten — meistens unter uralten Linden. Das Verfahren war mündlich — ein Wortstreit zwischen dem Kläger und dem Verklagten, die selber ihre Sache führten. Dem Kläger wurde der Eid gestabt, zwölf ihm versippte Eideshelfer hatten zu schwören, sein Eid sei rein und nicht „mein“. All das geschah aus freier Entschliefung. Sierauf fragte der Richter einige erfahrene Adelsbauern — die „Urteiler“ — um ihre Meinung, ihren Rat, ihr Urteil — andere widersprachen oder stimmten zu. Auf diese Weise „fand“ der Richter das dem beson-

dem Fall angemessene „Urteil“, das heißt seine Entscheidung, die aber erst rechtskräftig wurde durch die Zustimmung des „Umstands“, der ganzen versammelten Gerichtsgemeinde. In zweifelhaften Fällen entschied durch Los oder Zweikampf das Gottesurteil.

Mit dieser Eindeutigung oder Verdrängung des karolingisch-römischen Rechts hängt das wieder stärkere Hervortreten des Zweikampfes zusammen. Kampf entsprach dem innersten Sinn dieser Zeit, da die Bischöfe mit dem Morgenstern in der Hand zu Felde zogen. Die Vorstellung, daß Gott im Kampf entscheide, ist altgermanisch und war von den Sachsen am längsten bewahrt worden. Otto übertrug sie kraft seiner machtvollen Persönlichkeit auf das gesamte Reich. Und auch sonst prägt Otto der Große dem eisernen Jahrhundert seine sächsische Art auf. Es war alles auf Treue und Tapferkeit gebaut und daher in den Bereich des Persönlichen gerückt. Starre Sachlichkeit kam nur da auf, wo sie Sinn hat: im Überpersönlichen staatlicher Logik, in der nüchternen Berechnung wirklicher Verhältnisse, im Reich der Dinge und Sachen. Im Volke der Menschen aber herrschte nach altgermanischem Herkommen der Freie, der Kerl, die Frau, der Mensch. Man darf sich keineswegs täuschen lassen durch das glättende Zeremoniell der Kirche und den glänzenden Lack des Lateins. Hinter Hrotsvits römischen Lettern atmet eine starke eigenwillig deutsche Seele von feinstem Reiz. Es ist, als habe die Zeit mit dem lateinischen Stil sich begierig selber gefesselt, um die eigene Leidenschaft, um grenzenlose Kraftstrahligkeit zu bändigen. Die Gandersheimer Nonne hätte ganz wohl auf irgendeinem Wikingerfahrtschiff eine wilde Walküre sein können. So trug Ottos ganze Regierung etwas urwüchsig Persönliches. Seine Umgebung wählte er frei wie ein altsächsischer Fürst sein Gefolge. Und indem der König wandert, durchpulst das ganze Reich der bewegte heißblütig brausende Mittelpunktgeist, doch wiederum weilt dieser völkerdurchstürmende ruhelose majestätische Wille am liebsten im Harz, wo sein Vater das Jagdhorn blies, auf der Goldenen Aue, überhaupt in Sachsen. Den vollen Glanz des damaligen Europa aber entfaltete Otto an feierlichen Hoftagen. Da erschienen Gesandte aus England und Böhmen, aus Rom und Frankreich, aus Burgund und Sizilien, aus Byzanz, Kordova, Arabien und dem fatimidischen Afrika. Man sah in das Herz, in das flammende Gehirn Europas. Widukind hat uns die vollkommene Schilderung Ottos des Großen hinterlassen. Er hebt an erster Stelle seine Frömmigkeit, an zweiter seine Treue und Beständigkeit, an dritter sein Genie hervor. „Hierzu gesellt sich der gewaltige Körperbau, . . . die Augen funkelnd und nach Art des Blitzes durch plötzlich treffenden Blick eigentümlichen Glanz ausstrahlend, das Gesicht rötlich und der Bart lang niederwallend und zwar gegen den alten Brauch. Die Brust ist mit einer Löwenmähne bedeckt . . . der Schritt einst rasch, jetzt gemessener, seine Kleidung die heimische, die er nie mit fremder Sitte vertauscht hat.“

Aus diesen Worten, aus Ottos ganzem Wesen atmet der volle Sachsenstolz. Neben Aelfred und Bismarck hat es nie einen größeren Sachsen gegeben, will man nicht Shakespeare noch neben sie stellen. Otto trägt manche erstaunlich tiefen Züge ge-

meinsam mit dem Alten des Sachsenwaldes: den hohen Idealismus, den wodanmäßigen Zorn, die unfassbare Zähigkeit, das politische Schöpfertum, die Kastlosigkeit, das Gewalttätige seiner Natur neben der Vorliebe für Diplomatie, den Sinn für das Wirkliche neben einer urwüchsigsten höchst persönlichen Frömmigkeit, ja sogar den riesenhaften Körperbau. Etwas Unbändiges meistert er nur gewaltsam wie der Sachse Sebbel, der Rheinsachse Stein. Neben ihnen erscheint Alfred feiner und zierlicher, beweglicher und stiller, gewissermaßen entfernter und seelenvoller, dabei trotz mehr persönlicher Züge vergeistigter und sachlicher. Gegen ihn, bei dem man die Vorstellung eines hinschwebenden Lichtes hat, wirkt Otto wie ein Gigant, ein uralter Riese aus Jötunheim. Seine Kraft ist so gewaltig, daß er den Boden ganz Europas braucht, um sich auszutoben. Aber er ist nicht einseitig oder beschränkt wie nicht selten übermäßige Stärke. Es gibt vielmehr kaum ein Gebiet, auf dem er nicht Meister gewesen wäre, sobald er es gelegentlich betrat. Er kann lesen (was damals soviel bedeutet wie heute fertig englisch sprechen), er redet sächsisch, wendisch und italienisch — er spielt und glänzt im Reiten, er jagt und kämpft, er singt auch wohl und ist voll grimmigen Humors. Er empfindet keine Neigung zur Feldherrnkunst — aber sobald das Reichwohl es verlangt, ist er der größte Feldherr seines Jahrhunderts. Er richtet unerbittlich und unbestechlich, ebenso edlen Zorns wie von niemals nachtragender Güte; ein hervorragender Diplomat, der neben Karl und Bismarck am meisten schöpferische Staatsmann der deutschen Geschichte. Niemals läßt er sich zu Phantastereien hinreißen, obgleich ihn eine mächtige Idee zum Besessenen machen, ja gelegentlich überstürzen kann. Doch aus seiner tiefen Sittlichkeit entspringt, echt sächsisch, eine herbstklare Besonnenheit, die ihre unergründlichen Quellen in jenem altgermanischen Frommsein hat. Selbst im Abgrund des Unglücks verließ ihn nie seine Festigkeit, Ruhe und Klarheit, ja, sie schien sich erst recht zu entfalten. Unerschütterliche Gottverbundenheit, ein stolz-demütiger Glaube an seinen Stern, sehr unähnlich dem Napoleons, sehr verwandt dem Sterne Alfreds, ließen ihn nie an seiner hohen Sendung verzweifeln. Seine Persönlichkeit empfängt von da aus eine eigenartige, fast überirdische Festigkeit, Ruhe und Erhabenheit. Die Tatsache, daß ein Mensch wie Otto gelebt und geglaubt hat, verbreitet einen seltsamen Trost.

Man kann sich kaum vorstellen, welche Bewegung durch Europa ging, als dieser Mann am 7. Mai 973 in Memleben starb. Er war zuletzt vereinsamt gewesen. Alle seine Nächsten, Edith und Brun, Mathild und Hermann Billung waren vor ihm dahingegangen, er selbst erst einundsechzig. Im Magdeburger Dom ward er begraben — die Stätte — ganz nah der Heimat Bismarcks — muß den Deutschen für alle Zeit ehrwürdig bleiben.

Es ist ein Bild von eigentümlichem Reiz, von hier aus auf die beiden Nachfolger des Kaisers zu blicken. Sie sind beide zwischen Jünglings- und Mannesalter zerschellt, ihre Pläne und Taten haben etwas Verschwobendes. Von dem wirklichen Boden Heinrichs und Ottos enteilen sie wie auf schwanken Flügeln. Otto II. (973—983)

erbt das Riesenreich mit achtzehn Jahren. Er war hochgebildet, sein Hof von feinsten Formkultur. An der Politik seines Vaters hielt er im ganzen fest, doch beseelten ihn nicht mehr rein sächsisch-deutsche Gedanken. Er wollte, hineingeboren in den Glanz des Kaisertums, sich von dieser erhabenen Ebene auch um so höher emporheben. Er war von jenem rastlosen Tätigkeitsdrang der Liudulfinger. Unermüdet baut er an der Größe und Sicherheit des Reichs. Das Königtum stand schon so fest, daß die Empörungen einzelner Herzöge niedergeschlagen wurden — sie richteten sich nicht mehr auf die Selbständigkeit der Stämme, es handelte sich nur noch um Fürstentkämpfe. In der auswärtigen Politik hatte Otto II. zwar keine großen Erfolge, doch hielt er das Gewonnene. Einmal ist er bis Paris vorgerückt. Ein Zug gegen Polen verlief freilich ohne sonderliches Ergebnis. Im Norden dagegen zeigten sich weite Fortschritte des Deutschtums und der Mission. Damals wurden die Bistümer Odense auf Fühnen, Praga und Olmütz gegründet; im Südosten sprang das Deutschtum bis zum Wiener Walde vor. Als Harald Blauzahn 974 in Schleswig einfiel, erstürmte Otto II. „nach den Plänen des Sachsenherzogs Bernhard Billung“ (der seinem Vater gefolgt war) das Danewerk, verbrannte Türme und Pfahlwall und errichtete dort die deutsche Tyraburg (?), auch zwang er dem Dänenkönig eine Abgabe auf. Der Friede bestimmte als Nordsaum des Reichs die Schlei. Zwischen Eider und Schlei wurde damals die befestigte Mark Schleswig errichtet. Erst Konrad II. trat sie an Knut den Großen ab und machte die Eider wieder zur Grenze. Die Mark Schleswig zwischen Eider und Schlei, Schauplatz uralter Sachsenkämpfe, war also von 934 bis 1027 deutsch.

Der große Kaisergedanke Ottos II. wandte sich jedoch nach Italien. Ihm schwebte ein Mittelmeerreich vor wie das Theodorichs und der Imperatoren. Noch wird zwar Deutschland nicht zum Nebenland herabgedrückt, aber Italien doch zur Ebenbürtigkeit erhoben. Wie Deutschland Mitteleuropa beherrschte, so wollte Otto II. durch Italien den Süden binden. Bei dem Versuch, Unteritalien ganz zu erobern, stieß er jedoch auf die verbündete Macht der Mohammedaner und des griechischen Kaisertums. Bei Cotrone schlug ihn die überlegene leichte Reiterei der Sarazenen (982). Otto selbst stürzte sich in abenteuerliche Flucht. Aber das Reich versprach ihm volle Unterstützung. Sein Kampf war national. Da raffte den Jugendlichen mitten im erfolgreichen Vormarsch ein türkisches Sieber hin. Über seinen Gebeinen wölbt sich die Peterskirche. Otto II. war sprunghaft und wechselnd, von jugendlich-haftigem Idealismus durchloht. Seine Pläne gingen noch keineswegs über das wirklich Mögliche hinaus, doch streiften sie die Grenzen. An Begabung fehlte es ihm nicht, auch hatte er von des Vaters Machtstellung kaum Wesentliches eingebüßt. Die Niederlage von Cotrone wirkte bekanntlich auf die schwer bedrückten Slawen erregend. Nordalbingien war für Jahrzehnte schutzlos den Dänen und Obotriten preisgegeben.

Zum Unglück für Deutschland ward aber nicht Cotrone, sondern erst der Tod des nur achtundzwanzigjährigen Kaisers. Einige Zeit verwalteten nun zwei Frauen das Reich für den dreijährigen Otto III., dann ging die Alleinherrschaft an die politisch

begabte Theophanu über. Ihre Regentschaft beschränkte sich auf Einhaltung einer nationalen Politik in Ottonischen Bahnen. Gegen die Wenden erhob sie sich sogar zu tätigem Vorgehen. Als aber die alte Kaiserinwitwe Adalheid selbst noch die Zügel des Reichs ergreifen mußte, erfolgte ein schwerer Rückstoß. Slawen und Normannen wagten sich wieder hervor — und bei Stade mußte Bernhard von Sachsen die Askomannen zurückschlagen. In der „Wingerschlacht im Teufelsmoor“ (Glindeemoor bei Bremervörde) wurde 994 ein bei dem Doppelangriff auf die Strommündungen wahrscheinlich von der Duhner Landnase her eingesetztes Normannenheer von den Sachsen vernichtet.

In diese Zeit fällt die eigentümliche Ausbildung des sächsischen Herzogtums. Otto der Große hatte, wie wir wissen, den reichbegüterten Grafen Hermann Billung zunächst nur als seinen Stellvertreter eingesetzt, insbesondere übertrug er ihm die Markgrafschaft über die nördlichen Wenden (951). Hermann war schon als Jüngling in Ottos nächste Umgebung verschlagen. Sage läßt den Schäferjungen bei Hermannsburg dem über das Feld seines Vaters reitenden König mutig entgegentreten. Er war in seinem Sinn für Recht und Ordnung ein echter Sachse. Er wird als kühn und schön, unbestechlich und umsichtig geschildert. Otto I. gab ihm seine Tochter zur Frau und Liudulf, seinen Ältesten, den Sohn Ediths, zur Erziehung. Als der König dann 961 zur Erwerbung der Kaiserwürde nach Rom ritt, erhob er Hermann zum Herzog, verlieh ihm die Schutzvogtei über Bremen und Magdeburg sowie einen Strauß Königsgüter als Eigentum. Jetzt verlegte Billung seinen Sitz in die Burg auf den Kalkberg bei Lüneburg, den strategisch wichtigsten Punkt Ostfalens. Im dortigen Michaeliskloster ist er 973 begraben. Die Besitzungen der Billunger lagen weit bis nach Thüringen hinein verstreut, jedoch vorwiegend in Ostfalen und ursprünglich in der Binnenhaide (Stübeckshorn). Göttingen, Böhmegebiet und Traveland werden ausdrücklich genannt. Dazu kam, wie gesagt, Herzogs- und Markgrafengewalt. Nach Geros Tode fiel auch das Burggrafenamt über Magdeburg an die „Könige von Stübeckshorn“.

Das neue Herzogsamt ist bis 1106 in derselben Familie verblieben. Den alt-sächsischen Verhältnissen entsprechend ist es jedoch an Bedeutung nicht mit den süddeutschen Herzogsgewalten und der früheren liudulfingischen Macht zu vergleichen. Es war eben nur wieder ein kaiserliches Amt wie das gräfliche zu Zeiten Karls. Bischöfe und Grafen blieben reichsunmittelbar, überhaupt erstreckten sich die Befugnisse der Billunger im ganzen nur auf Ostfalen und das überelbische Land. Innerhalb Sachsens erscheinen sie zwar an erster Stelle, aber als Stammesvertretung galt nur die Gesamtheit der sächsischen Großen. Allgemeine Landtage gibt es daher auch zu dieser Zeit nicht, und weder Oberbefehl noch Obergericht lagen in den Händen der Billunger. Neben ihnen kamen andre Grafengeschlechter empor: die von Stade und Nordheim, die Brunonen in Brunswyl und die von Supplingeburg. Von den kleineren Familien entwickelte sich die Macht der Häuser von Hoya, Wunstorf, Hallermund, Diepholz, Dassel und

Tecklenburg; in Ostfriesland die Gewalt der Häuptlinge. Neben dem Laienadel strebten die Großgeistlichen im Lauf der Zeit nach Unabhängigkeit, je mehr das Kaisertum dem Norden sich entfremdete. Otto I. hatte schon der Kirche, wie wir sahen, die reichsten Schenkungen gemacht. Auf niedersächsischem Boden erhoben sich die Erzbistümer Hamaburg-Brema und Magadeburg; Hildensheim stieg durch Bernward zum Ravenna des Harzes empor, und Engelbert von Osenbrugge bezeichnete sich zuerst als Fürst. Die spätere Macht der Welfen beruhte vor allem darin, daß sie fast den gesamten Besitz der Laienfürsten Sachsens (Billungischen, Brunonischen, Nordheimischen und Supplingenburgischen Erbes) auf sich vereinigten und daß Heinrich der Leu an Friedrich dem Ersten dieselbe Unterstützung fand wie einst Hermann Billung an Otto. Zweimal aber hat die Trennung beider Gewalten, der kaiserlichen und der herzoglichen, unselige Zersplitterung Niedersachsens entfesselt: zum erstenmal, als die späteren Ottonen sachsenfremd wurden, ohne die Macht der Liudulfinger den Billungern zu übertragen, zum andern Mal beim Sturze Heinrichs des Löwen.

Denn die Regierung Ottos III. war wie mondbeglänzte Zaubernacht. Er hatte den harschen Acker Sachsen vergessen. Den jubelnd in die hohe Ferne steigenden Gedanken, jenen Sonnenfunken, den Heinrich I. vorsichtig geborgen, Otto I. mannhaft gebändigt, vermag er nicht mehr zu formen. Unsichtbar wie ein Lied hebt sich sein blütenschimmernder Geist ins Nirgendland traumblauer Teiche. Aufgehoben vom Boden dieser Erde erscheint die sächsische Phantasie in reiner Selbstherrlichkeit, genährt nur mit der feurigen Muttermilch des byzantinischen Südens. Seine Staatskunst — Flucht an glutende Gestade des Mittelmeers, heimatlose Verirrung am Norden. Der Gedanke des römischen Imperiums, zuletzt von Karl gefaßt, heiß verschmolzen mit dem ewigkeitweiten Plane vom Gottesreich auf Erden, flammte wie bengalisches Feuer in seiner Seele auf. Ein wahrer Sonnensüngling, unfähig, ein so wirklich-wildes Gespann zu bändigen wie das deutsche Reich, riß er den erhabenen Wagen der Sachsenkaiser bis an den Abgrund. Es bebte die ganze Zeit von wunderzarter Mystik. Die Erziehung Bernwards entwickelte keinerlei Wirklichkeitsinn in ihm. Otto mißachtete deutsches Wesen, er liebte das römische. Kurz vor dem geglaubten Untergang des letzten aller Weltreiche, des römischen, wollte er die Ewige Stadt zum Mittelpunkt einer vereinigten kaiserlich-päpstlichen Doppelherrschaft erheben. In byzantinische Pracht tauchte dieser „Kaiser aller Kaiser“ seinen Märchenhof, in goldverbrämtem Purpur saß er auf marmornem Thron. Uferlose Selbsterhöhung — bitteres Büßertum — jäher Gang zu felsenerner Einsiedelei. So zerflackerte sein Sinn wie bange Flamme. Auch jene nordischen Gebärden, der Eremitenzug nach Gnesen, der Besuch der Karlingischen Gruft in Aachen zeugen von dem irrlichtenden Menschen, der alle fasteienden Klausner Italiens besuchte. Als dann der Aufstand der Römer ihn vertrieb, soll er vom Turm der Aventinischen Pfalz den Empörern die tragischen Worte zugerufen haben: „Euretwegen hab ich Heimat und Geschlecht verlassen und mich von Deutschen und Sachsen abgewendet!“ Otto II. war wenigstens im Glauben an seinen

Sieg gestorben — Otto III., der Polen und Ungarn vom deutschen Einfluß befreite, mußte den völligen Zusammenbruch seiner Politik erleben, als er mit zweiundzwanzig Jahren erlosch. Nur unter Kämpfen brachte man seine Leiche nach Aachen. Die Großen, allen voran die deutsche Kirche, hatten sich gegen den abtrünnigen Weltkaiser erhoben. Der völkische Aufruhr Deutschlands gegen den Kombezauberten ist ein Beweis für die meisterliche Staatskunst seines Großvaters.

Die Ottonische Verfassungskirche blieb glücklicherweise für alle Luftschlösser der unerschütterte Boden. Als nunmehr Ottos III. Vetter Heinrich II. auf den Thron gelangte, war diese geniale Schöpfung des ersten Niedersachsenkaisers die Stütze seines Throns. Heinrich II. trägt wieder durchaus sächsische Züge. Er gemahnt in manchem an Heinrich I., doch fehlt ihm dessen Kraft. Im Gegensatz zu den Träumen Ottos III. trägt eine Bleibulle Heinrichs II. die Umschrift: „Herstellung des Frankenreichs“. Das war sein Ziel. Er ist zwar kränklich und weicht daher Entscheidungskämpfen aus, doch liebt er Jagd und Waffenspiel im rauhen Sachsenland gleichwohl. Er weilt am liebsten auf den Heimatburgen und legt den Grund zu Goslars Größe. Für das Reich wirkt er mit jener liudulfingischen Unermüdlichkeit, doch ohne das persönliche Übergewicht Ottos I. Seine Regierungsweise entspricht etwa einer umschränkten Monarchie. Er war eine harte, wackere Natur; aber unter den letzten Ottonen, da der Kaiser in Italien weilte, hatte sich das Laienfürstentum allzu mächtig erhoben, als daß er es in die alte Abhängigkeit hätte niederzwingen können. Seine Hofhaltung wird übrigens an Glanz mit der des Kalifen von Bagdad verglichen. Er war persönlich fromm wie Heinrich I., aber der Asket, den kirchliche Legende aus ihm gemacht, ist erschwerlich gewesen. Ihm war vielmehr jener nüchtern altsächsische Sinn zu eigen, nur fehlten seiner Politik bahnbrechende Taten. So konnte Heinrich das Polenreich nicht zertrümmern, mit Mühe gelang ihm die Zurückdrängung der Lützelburger am Niederrhein. Ein Gewinn war dafür aber die Anwartschaft auf Burgund, auch in Italien behauptete er deutsche Macht.

Aber verhängnisvoll unterlag seine Stellung zur Kirche jenem Wandel der Zeit. Hatte Heinrich sie im Anfang unbedingt zu beherrschen verstanden, so geriet er nach und nach immer mehr in Abhängigkeit von der Reformpartei. Daß sie die Wiege einer neuen weltbeherrschenden Hochkirche war, hat er nicht mehr erkannt. blieb er somit auch Beherrscher aller deutschen Bistümer, so doch nicht der römischen Papstkirche. Seine Regierung endet daher in demselben Gegensatz wie die seines Vorgängers: die deutsche Nationalkirche erhebt sich wider den internationalen Bund des alten Königtums mit dem neuen Papsttum. So also mußte noch fünfzig Jahre nach dem Tode des großen Otto sein Geist das Reich gegen die Träger seiner eigenen Krone schützen. Immerhin — Heinrichs Regierung war darin durchaus sächsisch, daß er in mühevollster Kleinarbeit und rastlosen Kämpfen das Kaisertum von den Wahngebilden Ottos III. befreite. So schuf er seinem Nachfolger, dem Salier Konrad II., die Grundlage seiner ungewöhnlichen Macht.

Vier Niedersachsenkönige, zu denen der rassistisch halb fremde Otto III. den funkelnden Gegenpol bildet, haben mit urwüchsiger Kraft das deutsche Reich begründet und für alle Zeit befestigt. Ihr Ziel ist das höchste, ihr Sinn von erdhafter Klarheit und Wirklichkeit. Gegen südliche Überfeinerung und Schwäche haben sie das Vollblut sächsischen Stammes eingesetzt.

Es ist die Zeit der großen Männer. Könige und Herzoge von herber eigenwilliger Prägung, auch der Bauernstand noch größtenteils frei und besonders in Sachsen und Friesland unabhängig und trotzig genug. Es ist die Blütezeit der deutschen Kirche — kein Jahrhundert hat so kühne, schöpferische, heldische Bischöfe: Bernward von Hildesheim, dessen Sachsenkunst eigentümliche Verschmelzung mit fremder Schöne einging, der volksgeborene Sachse Williges von Mainz, der den Thron Ottos III. rettet und offen das universale Papsttum bekämpft, sowie jener Aribo, der sogar gegen Heinrich II. den Gedanken der Nation behauptet, und Brun von Köln, der geniale schulebildende Moltke ottonischer Staatserziehung. Eine echt sächsische Gestalt von urwüchsiger Kraft war Heinrichs Freund Bischof Meinwerk von Paderborn. Sein unbekannter Biograph hat ihn uns mit überzeitlicher Wirklichkeitsfreude wie eine eichengeschnitzte Holzfigur herausgekerbt. Bis zu Adalbert, dem großzügigen Lenker Heinrichs IV., setzt sich die stolze Reihe in einem Godehard von Hildesheim, einem Anno von Köln, Benno von Osnabrück und Unwan von Bremen fast unerschöpflich fort.

Und es ist die Zeit der großen Frauen: der beste Beweis für das noch gesunde altgermanische Gleichgewicht der Geschlechter. Bei den Frauen des früheren Mittelalters feimten eher als bei den Männern aus dem Laienstande Künste und Bildung. Die Frauen haben wesentlichen Anteil an der Kultur jener Tage. Die Bedeutung der Klöster erschöpft sich ja keineswegs im rein Kirchlichen, sie sind vielmehr überhaupt die Brennpunkte des religiösen, geistigen und wirtschaftlichen Lebens. Gerade das Haus der Liudulfinger war reich an bedeutenden Frauen. Liudulfs Gemahlin Oda wurde zur Mitbegründerin von Gandersheim. Von ihren sieben Töchtern sind die schlicht hingebungsvolle Hathumod, deren Ruhm ihr Bruder, der Mönch Agius, überliefert hat, und die fluge Gerberga, endlich auch Christina, Gandersheims erste Äbtissinnen geworden. Als Musterbild einer führenden Frau erscheint Heinrichs westfälische Gemahlin Mathild, die Gründerin der Nonnenklöster Pöhlde, Nordhausen und Quedlinburg. Die gleichnamige Tochter Ottos des Großen, ihre Enkelin, wurde Äbtissin von Quedlinburg und Reichsverweserin für die Zeit der italienischen Abwesenheit Ottos III. Widukind von Corvey widmete ihr seine berühmte Sachsen-geschichte. Die Linie bedeutender Königinnen nennt weiter jene gütig-schöne angelsächsische Edith. Die Volks-sage vergaß sie lange nicht. Ihr Wesen bezeichnet anschaulich, was man von ihr glaubte. Da sie eines Nachts in ihrer Magdeburger Kemenate schlief, kam eine Rehmutter und zupfte sie wach. Edith verstand und folgte ihr in den dunkeln Wald, wo sie ihr Kind aus einer Schlinge befreite. Und neben ihr die mildtätig-geistreiche burgundische Adalheid, die feinsinnig-reizvolle und politisch be-

gabte Griechin Theophanu, deren Bildung und Lehrtätigkeit den Klöstern Sachsens zugute kam, auf die aber andererseits der sächsisch-männliche Geist so tiefen Eindruck machte, daß sie in dem rauhen Lande verblieb und alle ihre Töchter sächsischen Klöstern zur Erziehung übergab. Daß in ihnen noch jener welt- und erdfreudige Geist des Nordens lebte, bezeugen die Werke der berühmten Hrodswita von Gandersheim. Gerberga war ihre Lehrerin, sie selbst nicht nur Formbegabung, sondern eine Dichterin, deren kernfrische Anschauung das gepanzerte Latein nicht zu töten vermochte. Sie schrieb Ottos I. Lob, die Geschichte ihres Klosters sowie acht Legenden, vor allem aber ihre dem leichtfertigen Terenz keck und sicher nachgeformten sechs Komödien. Kaum gibt es Bezeichnenderes. Die Form kirchlich-römisch, Geist und Absicht christlich-germanisch (denn die Hochschätzung von Keuschheit und Jungfräulichkeit war so nordisch, daß man einst ganze Stämme durch Mächtigeiseln in Schach hielt) — und die Anschauung völlig sächsisch von ungebrochener Sinnensstärke. Ihre dramatischen Skizzen hat man als geistliche Poffen bezeichnet.

Auch aus den übrigen fast sämtlich lateinischen Dichtungen der Ottonenzeit springt der kraftgeladene, sinnlich-naturhafte und derb humorvolle Geist der Zeit, dem Schwäche und Schwermut, Bedenklichkeit und Schwarzseherei bei aller Asketik sehr fern lagen. So sind auch die großen Geschichtsschreiber des eisernen Zeitalters — etwa der Sallust nachahmende, aber schwer mit dem Lateinpanzer ringende, ganz heldenliedfarbige und volkstümliche Sachse Widukind von Corvey (967) sowie sein bescheiden redlicher und gut unterrichteter wunderliebender Landsmann Thietmar von Merseburg (1012—18) oder der deutsch empfindende Liudprand von Cremona, Ottos I. glänzender Spottvogel am byzantinischen Hofe. Seine falkenaugige Schilderung des Kaisers Nikephoros ist ein Meisterstück schlagkräftiger Zeitsatire.

Dies Jahrhundert war eben darum so groß, weil es bei allem Zwiespalt so ungeboren war, so ganz Morgenfrühe, so ganz Kind und so ganz Mann, überhaupt — so ganz!

### 13. Höhe und Sturz der englischen Macht

Englands Geschichte von 900 bis 1066 gleicht einem Drama. Steiler sind die Maße geworden, die Gestalten umrissener, und tiefer bedrängt uns ihr Schicksal. Ausgeklungene Balladen, deren Melodie noch aus den Hintergründen der Sachsenchronik und der Saga summt, bezeugen den leidenschaftlichen Anteil des ganzen Nordens an den Taten und Leiden dieser niedersächsischen Könige. Doch der Geschichtskenner vergift nicht, wie gern normannische Darsteller nach 1066 diese Zeit geschildert und im Haß gegen alles Angelsächsische viel Gift über ihre Zeilen verspritzt haben.

Aelfreds Sohn und Nachfolger Eadweard I. (901—925) und seine Schwester Aethelflede, die stolze „Lady von Mercia“, zeigten sich als echte Kinder ihres Vaters.

Es gab freilich Kreise, die das Recht Aethelwolds, der doch des älteren Bruders Aethelred Sohn sei, beeinträchtigt meinten. Die hochwogende und wegen ihrer Verbindung mit den Normannen schamlose Verschwörung des thronstrebenden Veters, der heute vermessen prahlte, um sich morgen durch nächtliche Flucht nach Northumbrien zu retten, fiel jedoch in sich selbst zusammen. Er vermochte es noch, sich von den Dänen zum König machen zu lassen, sammelte nach Wikingerart eine Flotte, unterwarf Ostangeln und fiel nach Mercien ein. Doch Eadweard schlug ihn vollständig, und alle feindlichen Führer fraß das kentische Schwert.

Die Dänen hielten den damals beschworenen Frieden von Rtingasford jedoch nicht inne, sodaß dem König die Klinge nicht scharf ward. Ruhlos griffen sie Mercien gerade in dem Augenblick an, wo er in Kent eine hundertschiffige Flotte zusammenzog, um dem König von Frankreich gegen Gang-Rolf, den Eroberer der Normandie, zu helfen. Doch die herzhafteste Aethelfled, eine unvergleichliche Frau, die nach Geburt einer Tochter in völliger Enthaltensamkeit lebte, um ihr Vaterland zu befreien, trieb die Dänen an der Spitze ihres Heers bei Teotanheale (911) zu Paaren. Inzwischen hatte Eadweard seine Truppen wieder ausgeschifft und schlug die Feinde auf ihrem Rückzuge vernichtend bei Wodansfield. Seltsamerweise ermöglichte dieser für England so entscheidende Sieg dem Seekönig Rolf den Abschluß des Vertrages von St. Clair und damit die Belehnung mit derselben Normandie, von deren Gestaden sich hundertfünfzig Jahre später die Flotte des Eroberers erhob.

Hätte also Eadweard seinem späteren Schwiegersohn Karl dem Einfältigen von Frankreich in der Normannengefahr nicht beispringen können, so machte dafür die Bezwingung der englischen Normannen weitere Fortschritte und brachte endlich die ganze Insel mit Ausnahme der Nordostküste in seine Hand. Northumberland und Ostangeln wurden unterworfen, Mercien entriß er nach Aethelfleds Tod seiner Nichte, um es wieder an Wessex zu fetten. Nicht minder standen Cornwall und Wallis, Cumbrien und Strathclyde, ja sogar Schottland, in Lehnsabhängigkeit von England.

Solch ungeahnte Erfolge errang Alfreds Sohn durch seine immer blanken Waffen, seine planvolle Landesverteidigung — auch als Politiker ist er nicht zu unterschätzen. Als Burgenbauer steht er neben der harschen Burgenbegründerin Aethelfled — ein waffenwilliges Geschwisterpaar. Ihr Beispiel hat dann auf den Niedersachsenkönig Heinrich anregend gewirkt. Es ist die alte Wahrheit der Geschichte: nur ein Volk, in dem der Siegeswunsch lebendig bleibt, vermag sich zu halten; und nur wer den Gegner gerüstet empfängt, erntet den Frieden.

So erbt denn sein Sohn, der tapfere Aethelstan (925—940), diese glänzend geschliffenen Waffen — der Sage nach Kind eines hübschen Hirtenmädchels, das Eadweard einst auf der Jagd erblickt. Im Traum sah sie einen Mond ihrem Schoße entsteigen, der über ganz Anglia leuchtend aufging. Aethelstan soll schon Alfreds Liebling gewesen und einmal von dem stolzen Großvater mit Purpur, Edelsteingürtel und einem Sachs in goldener Scheide geschmückt worden sein. Er war mittelgroß, mutig und

freigebig, das kornblonde Haar hielten Goldfäden zusammen. Seine unechte Geburt umgab ihn mit märchenhaftem Schimmer — Volkskinder sind Lieblinge der Völker. Sein nicht ganz einwandfreier Charakter könnte den Makel der Geburt beglaubigen, wenn er nicht selbst entweder nur ein eigentümliches Ergebnis dieser stürzenden Zeit oder aber sein Bild nur Erzeugnis der widerspruchsvollen Quellen wäre.

Die übliche Verschwörung lag unter solchen Umständen besonders nahe. Ein falscher Aelfred beschloß, den jungen Aethelstan einzukerkern und zu blenden, wurde aber selbst gefangen und, als er leugnete, romwärts verbannt, um vor dem Papste seine Unschuld zu beelden. Dort soll er ohnmächtig zu Boden gefallen und nach drei Tagen gestorben sein.

Dann setzten Kriege ein. Die Briten von Cambria und Damnonia wurden zu einer großen Abgabe von Falken, Jagdhunden und Kindern an den „König von London“ gezwungen. Aber das dunkelste Wetter braute sich wiederum im Norden zusammen. Zu jener Zeit, da Gorm und Harald Haarschön die ersten Großmächte des Nordens begründeten, hatten sich viele Häuptlinge, Bauern und Abenteuerer in den Atlantik geworfen, Island besiedelnd, Irland und Nordengland erobernd. Jetzt sahen sie insgesamt die alte Wikingerfreiheit durch den Einheitsstaat Aethelstans aufs äußerste bedroht. Allen voran erhoben sich die northumbrischen Häuptlinge Guthfrith und Olaf, um ihr Land von der westsächsischen Vormundschaft zu befreien. Sie verbanden sich Konstantin von Schottland, irischen Wikingerführern und Orkadenjarlen, sie zogen eine Flotte von 520 mit Abenteurern bespickten Drachen und Skeidhs in der Sumbermündung zusammen.

Südlich davon kam es am 28. Juni 937 bei Brunnanburh zwischen Wald und Strom auf der Weinhaide zu einer der schwersten Schlachten des Nordens. Aethelstan nahm Kämpen und Ächter aus allen Meeren und Gauen in seine Dienste. Sie trugen Kreuze als Abzeichen, ohne schon Christen zu werden. Egil, Altislands größter Sänger und Held, ein Freund König Aethelstans, focht dort als angelsächsischer Hauptmann mit — auch unter den Wikingern war das Gemeinschaftsbewußtsein im Schwinden. Vor dem Kampf aber soll Olaf unerkannt als Harfner das Lager des Königs durchschlichen haben. Sein Stolz verbot ihm freilich, Aethelstans Gold zu behalten; nur als Kundschafter hat er sich in seine Umgebung gewagt. So vergrub er die Kleinodien draußen in der Haide. Ein sächsischer Krieger erkannte dabei den Wikingerhäuptling, ließ ihn aber entschlüpfen, da er ihm einst den Lehnseid geschworen. Doch seine Nachricht kam dem König zugute. Denn als Olaf in der Nacht die Königsseite des englischen Lagers überrannte, fand er des Herrschers Zelte abgebrochen, und der blutige Sonnenaufgang führte die verheerende Niederlage der Normannen herauf. „König Adalstein erschocht einen gewaltigen Sieg“, kündigt die Egils saga. Und das älteste Heldenlied der Sachsenchronik singt von diesem letzten großen Siege der Angelsachsen über ihre Erbfeinde, die Dänen und Kelten: „Hier erstritten sich Aethelstan, der König, der Krieger Herr, der Männer Kinggeber, und auch sein Bruder, der edle

Eadmund, lebenslänglichen Ruhm im Kampf mit der Schwerter Schneiden bei Brunanburb: den Schildeswall zerspalteten sie, zerhieben die Kampfschilde mit den Klingen, die Nachkommen Eadwards, wie es ihnen angeboren durch ihr Geschlecht, im Streit oft gegen jeden Feind Land, Hort und Heim zu schützen. Die Feinde fielen, Schottenheer und Schiffsvolk stürzten todgeweiht, das Feld ward schlüpfrig von der Krieger Blut, seit die Sonne zur Morgenzeit aufwärts, das edle Gestirn, über die Gründe dahinzog —

König Aethelstans Macht war furchtgebietend. Zum ersten Mal erscheint England als europäische Größe, weil zum ersten Mal geeint unter einem Herrn. Aethelstan nahm sogar den Titel eines Kaisers von Britannien an. Die Danenveste Norf wurde geschleift, die Fünfburgen (Derby, Nottingham, Leicester, Lincoln und Stamford) fielen in Aethelstans Hand. Northumbrien ward vollständig zum englischen Kronland. Die rürkischen Dänenjarls wurden verpflanzt und dadurch von ihren einstigen Dienstmännern getrennt.

Aethelstans Taten entsprangen im übrigen dem rauhen Geist seiner Zeit, ihn beseelte nicht immer die hohe Reinheit Aelfreds. Seinen echteren Bruder Eadwin ließ er angeblich im Boot aufs Meer hinaustreiben; und als er dort umkam, nahm er den Unfall gern als Gottesurteil. Freilich quälte ihn dann jahrelange Reue, er wollte nicht davon hören. Als er einmal mit dem Fuße stolperte und sich rasch auf den andern stützte, rief sein Mundschenk ihm zu: „So hilft ein Bruder dem andern!“ Der Vorlaute büßte sein Wort mit dem Tode. Doch an dem Staatsmann, dem berühmten und kunstliebenden Könige, priesen die Zeitgenossen tapferen Sinn, Weisheit, Freigebigkeit und auch wieder, daß er ein offenes Wort nicht verarge. Wurden ihm doch drei Fürstentöchter zur Erziehung übergeben. Harald Schönhaar entsandte ihm seinen Sohn Hakon (Aldalsteinsfosstri) auf einem innen und außen reichvergoldeten Drachen mit Purpursegeln und goldenem Schnabel. Sein Neffe Ludwig, der Sohn Karls des Einfältigen von Frankreich, und Alain von Bretagne waren die andern.

936 erweiterte Aethelstan seine Macht durch ein Bündnis mit Frankreich, dessen Thron eben jener vertriebene Ludwig der Überseeische (D'outremèr) besteigen sollte. Er schickte ihm gegen den auffässigen Adel eine Flotte von hundert Segeln zu Hilfe. Gesichert erschien der Thron freilich erst durch Ludwigs Vermählung mit Gerberge, der Schwester Ottos I. Auch mit der Normandie unterhielt Aethelstan freundschaftliche Verbindungen. Die glänzendste stellt aber zweifellos seiner Schwester Eadithe Vermählung mit Otto dem Großen dar — beider Bildwerk bewahrt noch heute der herrliche Magdeburger Dom. Unter Aethelstan hoben sich überall im Lande Sitte und Wohlstand, die Gilden blühten, die erste Freiheit der Städte regte sich, brauchbare neue Gesetze suchten dem älteren Zustand abzuhelpfen. England stand auf der Höhe seiner frühen Macht.

Es bedarf einer geschichtlichen Begründung, wenn wir den so befestigten Staat im folgenden Jahrhundert immer tiefer hinabsinken sehen. Noch schienen Angelsachsen, Dänen und Kelten nicht zur Einheit verschmolzen, und die völkischen Gegensätze

noch grell genug. Sie entsprangen den Widersprüchen der Rasse und Kultur, auch die christliche Religion war, wie wir sahen, in ihrer Innerlichkeit noch keineswegs durchgedrungen. Wir finden viel katholisches Heidentum, Mirakelsucht, Heuchelei, Werkheiligkeit, Glauben an Wiedergänger, Zauber und Reliquien in Anglia verbreitet. Die gesamte Moral der Zeit schwankt unfest und wandelbar, noch zuckte alt-sächsische und nordische Empfindung den Engländern im Blut, und gegen den älteren Katholizismus erhob sich heftig die benediktinische Bewegung. Welche Verwirrung mußte sie allein in Ehefragen anstiften!

So springt denn in der Folgezeit neben altgermanischer Kraft und christlichem Feuer viel Charakterlosigkeit, Schwäche, Verräterei und Gemeinheit auf. Daneben wirkt ein Erbübel der Sachsen, die träge Schwerfälligkeit, gegen die schon Hælfred ankämpfte. Des Königsgeschlechts bemächtigt sich eine gewisse Entartung, in den großen Persönlichkeiten schien es sich eine Weile erschöpft zu haben, und häufig hat damals die Jugend der Kronenträger gewissenlose Thane zu ehrgeizig-wilden Meintaten hingerissen.

Gleich Eadmund der Prachtige (940—946), Æthelstans Bruder, vermochte zwar unter Kämpfen das Reich zu erhalten, ward aber ein Opfer seines Jähzorns, als er auf einem Gelage einen Waldgänger bei seinen langen Haaren zu Boden zerterte, um ihn zu erschlagen: im Handgemenge traf ihn der Doldh des Getränkten tödlich. Ein geschichtliches Gedicht der Sachsenchronik schildert damals die Befreiung fünf mercischer Orte von der Bevormundung durch den ansässigen, noch dänischen Stadttadel (941).

Für die unmündigen Kinder Eadmunds führte sein Bruder Eadred (946—955) die Regierung, ein kränklicher, aber gleichwohl tatkräftiger Mensch, dem der Dänenkönig Harald Blauzahn vergeblich Northumbrien abwendig zu machen suchte. Dem Erbelosen folgte dann sein unglücklicher Neffe Eadwig oder Eadwin der Schöne (955—959). In seine Zeit fällt das Auftreten einer dämonischen Persönlichkeit, des romfreundlichen Abtes Dunstan (924—988), der zwar von edler Geburt war, sonst aber manche Züge eines englischen Kasputin trägt. Arbeitsübermaß warf ihn früh in ein heftiges Fieber; er bekennt selbst, seitdem ständig von Geistererscheinungen geplagt gewesen zu sein. Sein Körper war zart, sein Geist höchst vielseitig und mimosenhaft empfindsam, er schien ebenso bildender Künstler wie Musiker. Am Hofe Æthelstans bemerkte man zuerst diese auffallenden Gaben Dunstans. Ein neidischer Hofmann legte ihm einen nächtlichen Hinterhalt und warf ihn in einen Sumpf. Mit Mühe retteten ihn Vorüberkommende. Man wollte ihn zum Mönch scheren, aber Dunstan liebte ein Mädchen. Ein neues Nervenfieber trieb endlich den Reizbaren doch hinter die stummen Mauern. Gleich stachelte ihn Ehrgeiz zu krankhafter Einsiedelei. Er baute sich eine zum Ausstrecken zu kurze Zelle, schlief und aß wenig, betete viel und schmiedete zur Entspannung silber- und goldene Kleinodien. Aber auch hier suchte ihn angeblich der Teufel in Sinnlichkeiten zu verstricken. Dunstan kam dafür in den Ruf

der Heiligkeit. König Eadmund erhob ihn zum Abt, ja zum Minister. Seitdem begann sein persönlich oft unheilvoller aber kulturell höchst bedeutsamer Einfluss. Er wollte die ganze englische Kirche dem benediktinischen Geist unterwerfen. Mit leidenschaftlichem Eifer verfocht er die Ehelosigkeit der Geistlichen und die Strenge der Regel. Seine Gegner schildern ihn als vollkommenen Jesuiten; seine Pläne, behaupten sie, heiligten ihm jedes Mittel.

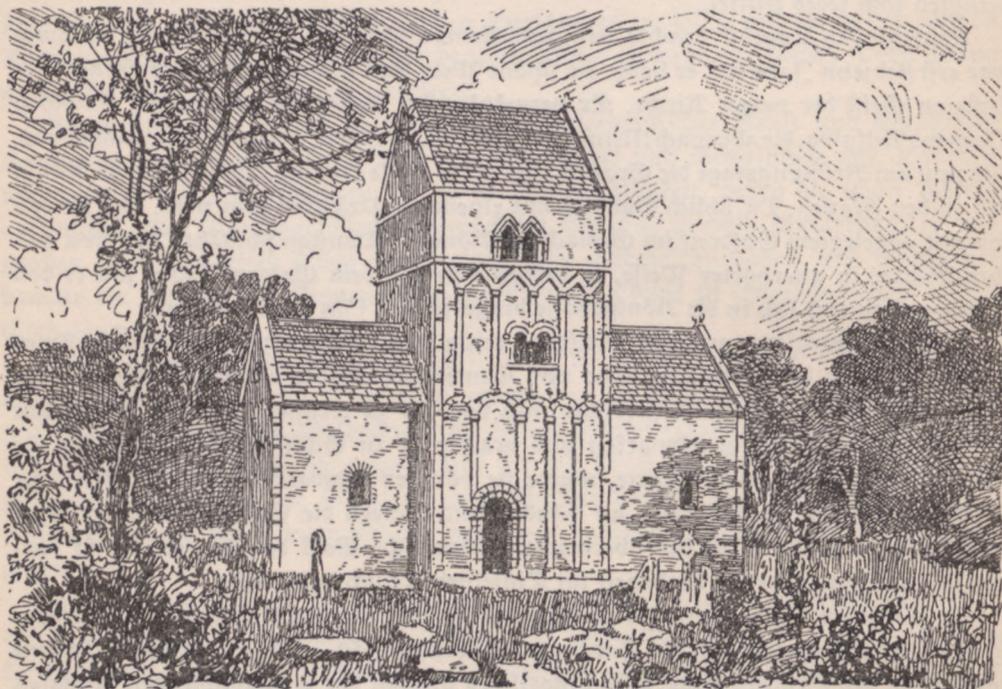
Entsetzliches Unglück brachte sein Fanatismus über den jungen König. Eadwig war erst siebzehn Jahr alt, er liebte die schöne Welt, sein ganzer Sinn widersprach dem finsternen Geist der neuen Kirche. Er vermählte sich einem schönen jungen Mädchen Namens Aelfgiva, die aber nach Meinung Dunstans „ihm zu sipp“ (zu nah verwandt) war. Als nun am Krönungstage die Großen laut in der Halle feierten, ging der junge König still zu den Frauen. Da schlich Dunstan mit einem der Prälaten ihm nach. Sie fanden ihn mit abgelegtem Goldreif im Gemach der Königin. Dunstan schmähte Aelfgiva und ihre Mutter in unerhörter Weise, ja bedrohte sie mit dem Galgen. Dann soll er den König gefasst und ihn in die Königshalle bis zu seinem Sitz gezerrt haben.

Diese Schmach war zu groß. Aelfgiva reizte ihren Gatten zur Verbannung Dunstans auf. Aber der Erzbischof Odo von Canterbury drohte mit einem Gegenkönig und zwang den jugendlichen Herrscher, sich von ihr zu trennen. Er ließ ihr Gesicht mit glühendem Eisen brandmarken und brachte sie zu Schiff nach Irland. Als sie bald darauf trotzdem zurückkehrte, wurde sie von den Soldaten Odos ergriffen. Sie durchschnitten der Unglücklichen an Händen und Knien die Sehnen. Eadwig überlebte sie nicht lange. Nur der übermächtig-mönchische Geist der Zeit erklärt so barbarische Vorgänge, deren Wahrheit im Einzelnen freilich dahinsteht.

Zu maßlosen Verbrechen also peitschte der Kampf um das Mönchtum die Leidenschaften der Gebildeten auf, als Eadgar der Friedliche (959—975) mit dreizehn Jahren den Thron des Bruders erbte. Ein historisches Gedicht der Angelsächsischen Annalen schildert seine Krönung zu Ascemannescastre (Bath), ein andres seinen Tod. Er war wohl im ganzen der glücklichste König Englands. Jetzt kehrte Dunstan im Triumph zurück, ja er wurde noch einmal Erster Ratgeber und Erzbischof von Canterbury; daneben behielt er seine übrigen Bistümer. Er war Englands mächtigster Mann. Seine Stellung erinnert an die Adalberts von Bremen oder Richelieus. Schonungslos verfolgte er verheiratete Priester und bevorzugte überall die Mönche; nicht weniger als 48 Benediktinerklöster hat er in England gestiftet. Neue Bischofsitze erblühten, Kirchen- und Profanmusik mit den echt angelsächsischen Instrumenten der Knieharfe, der im 8. Jahrhundert erfundenen Orgel, mit Posaunen, Hörnern, viersaitigen Geigen und gabelgestützten Langtrompeten, Zimbeln und Handtrommeln ertönte durch Hallen und Kirchen jener Tage. Der geniale Reformator erfand sogar selbst eine Vorform des Virginals oder Klaviers. Neben ihm wirkte sein Jugendfreund, der besonnene Abt Aethelwold von Abingdon, vor allem als nationalgesinnter Erzieher. Der unerfahrene Eadgar war lange nur Dunstans Werkzeug, die Kirche hat ihn darüber zum

heiligen gemacht. Eine eigenartige Klage dieser Geschichtsschreiber ist nun die, er habe zu viele Deutsche, Flamen und Dänen ins Land geholt; sie verdürben die altväterischen Sitten des Volks.

Gewiß, Eadgar war kein Mönch, er schien von jener sinnentfrohen Zügellosigkeit der Wodanenkul. Er brach in ein Kloster ein, raubte Wulfreda, ein zur Nonne be-



Kirche in Barton-on-Umber, ursprüngliche Anlage

2. Hälfte des 10. Jahrhunderts (Nach Brown, *The Arts in Early England*)

stimmtes Mädchen, und machte sie zu seiner Geliebten. Dieser Streich war jugendlich feck und gar für Mönche empörend. Weniger anmutend erscheint Eadgars Wesen in einem Erlebnis, das Wilhelm von Malmesbury vielleicht einer alten Ballade entnahm. Ein Graf Odgar von Devonshire hatte eine schöne Tochter namens Aelfthryde. Der König hörte sie oftmals rühmen und beauftragte darum seinen Günstling Aethelwold, den Grafen unter irgend einem Vorwande zu besuchen und in Erfahrung zu bringen, ob Aelfthryd wirklich so schön sei. Aethelwold erblickte sie und ward sofort von heftiger Leidenschaft ergriffen. In diesem Kampf zwischen Pflicht und Neigung berichtete er dem König, Aelfthryd sei ein ganz gewöhnliches Weibsbild, ihr Ruf weit übertrieben. Eadgar vergaß sie infolgedessen und gab sie sogar dem Aethelwold auf dessen Bitte zur Frau. Er verstand, wie sie seinem Diener trotz ihrer geringen Reize doch ihrer

Geburt und ihres Vermögens wegen begehrenswert genug erschien. Nun verriet aber ein mißgünstiger Höfling dem Könige einst die Wahrheit. Dieser, betrogen und entrüstet, zugleich der Schönheit rettungslos verfallen, verbarg seine Empörung und sagte dem Aethelwold seinen Besuch an. Der Lehnsmann, das Kommando übersehend, eilte dem König voraus, eröffnete sich der Gattin und bat sie bei ihrer Liebe, für den einen Tag ihre Schönheit unkenntlich zu machen. Diese Forderung wird keine Frau so leicht erfüllen. Zu seinem Schrecken trat denn auch Aelfthryd, von natürlichem Ehrgeiz entbrannt, dem König in ihrer vollen Anmut entgegen — auch sie fühlte sich betrogen und warf nun ihr Zaubernetz um Eadgar. Auf der Jagd erstach dieser den Aethelwold und nahm die Schlange zur Frau.

Die Geschichte nennt diesen schönheitsdurstigen, keineswegs unbedeutenden Herrscher den Friedlichen. Er waltete ohne Schwertschlag über die ganze Insel. Die Rechtsicherheit nahm zu, die Wölfe rottete er aus, das Reich blühte. Dunstan, hieß es, habe ihm für seinen Nonnenraub auf sieben Jahr das Tragen der Krone verboten. Als er sie dann wieder aufsetzte und die förmliche Krönung befahl, huldigten ihm alle britischen Fürsten sowie die Könige von Schottland und Man als Lehnsleute. In einer Barke auf dem Dee sah man damals den bunten Strauß rudernder Könige, den Oberkönig selbst am Steuer sitzend, zum St. Johanniskloster in die Messe fahren.

Schicksalsschwanger wirken aber die Taten Eadgars noch in das Leben seines Sohnes und Nachfolgers Eadweard des Märtyrers (975—978) hinein. Über dem Jahr seines Regierungsantritts stand nach dem alten Gedicht auf „König Eadgars Tod“ schon ein hungerverkündender Komet. Eadgar hatte zwei Frauen gehabt — Aelflede und Aelfthryde — und von jeder einen Sohn, die nun beide Anspruch auf den Thron erhoben. Dunstan entschied für Eadweard, das Kind der Aelflede, und dieser wurde gekrönt. Doch war seine Herrschaft nur von kurzer Dauer. Sie war gekennzeichnet durch mönchsfeindliche Gegenströmungen. Aelfthryd scheint diese Zwistigkeiten politisch ausgenutzt zu haben. Als der König einst in Dorsetshire jagte und in die Nähe ihres Landsitzes kam, besuchte er sie unerwartet. Sie empfing ihn schmeichlerisch. Während sie aber dann beim Abschied dem königlichen Reiter einen goldenen Becher auf das Pferd hinaufreichte, versetzte ihm einer ihrer Knechte von rückwärts den mörderischen Todesstreich, so daß der Hengst den König zu Tode schleifte — und dunkler Wein zu Boden rollte. So wenigstens berichtet ein altes Gedicht der Sachsenchronik. Es macht damit die schöne Aelfthryd zur zweifachen Mörderin.

Während dieser Zeit entwickelt sich nach Darstellung seiner Gegner der allmächtige Dunstan in seiner ganzen Heuchelei und pfäffischen Anmaßung. Auf der Synode von Winchester (977) herrschte nach heftigen Streitigkeiten eine tiefe Stille, man erwartete die Antwort Dunstans. Dieser aber saß gedankenversunken und mit gebeugtem Kopfe da, als plötzlich, scheinbar von einem Kreuz herab, eine Stimme ertönte: „Laßt es sein, ihr habt wohlgetan, ändert nichts!“ Schon zu Dunstans Zeit kam die Meinung auf, er habe durch Bauchrednerei die Stimme Christi hervortragen wollen. Auf einem

Kirchentage des folgenden Jahrs ereignete sich etwas ebenso Empörendes. Beide Parteien saßen einander gegenüber. Als nun die Gegner ihre Meinung vorgebracht, erklärte Dunstan, die Entscheidung Christus selbst anheimstellen zu wollen. Gleich darauf brach die Empore der Gegenpartei unter Krachen zusammen; man zählte Tote und Schwerverwundete. Man glaubte vielfach, Dunstan habe Balken und Bretter vorher durchsägen und auf ein gegebenes Zeichen solch Mirakel zelebrieren lassen.

Mit dem Augenblick aber, da Aethelred der Unschlüssige oder Unheilstifter (978—1016), der Sohn der Aelfthryd, den Thron Englands bestieg, beginnt sich furchtbares Verhängnis zu erfüllen. Es war, als habe der schmale Friedensgarten der angelsächsischen Geschichte nur giftige Früchte getragen.

Die Dänen kamen von neuem. Der verbannte Königssohn Svein konnte mit einer Seeräuberflotte selbst London plündern. Aethelred schien gänzlich unberaten. Er ließ sein Volk ein „Dänengeld“ von 10000 Pfund Silbers zahlen. Dies feige Mittel steigerte nur die wikingische Bier. Im folgenden Jahre freilich sammelte Aethelred eine starke Flotte bei London. Im Hafen gedachte er die Normannen festzupflocken und zu vernichten. Ein unheimlicher Augenblick in Englands Geschichte! Saltlosigkeit und Selbstsucht der führenden Männer in Staat und Kirche hatten seit langem die moralische Unsicherheit genährt. Der König stand verlassen inmitten eines treulosen Hochadels. Jetzt wurden die Früchte reif.

Verräter schossen wie Pilze aus der Erde. Graf Aelfric von Mercia, ein alter Verschwörer und Verwandter des Königs, ward trotz seiner Judasnatur wegen seines mächtigen Anhangs wieder eingesetzt und warf sich bei erster Gelegenheit den Normannen in die Arme. Er stahl dem König den Schlachtplan und entfloh in der Nacht vor dem Kampfe zu den Dänen. In ohnmächtiger Wut ließ Aethelred dem Sohne des Verräters die Augen ausstechen.

In diese Zeit gehört das kernige Heldenlied von „Byrhtnoths Tod“ (Battle of Maldon 993). Geladen mit dramatischer Spannung und erstaunlich gesehen schildert es im Goldton altewischer, dem Hildebrand ebenbürtiger Sprache die kraftstrotzende Erscheinung eines ostsächsischen Führers. Machtvolles Vaterlandsgefühl flammt aus dieser kernigen Persönlichkeit, aber sein tragisches Ende inmitten normannischer Übermacht läßt uns trotzdem um England bangen. In demselben Jahre nämlich stürmten Svein Gabelbart, jetzt König von Dänemark, und Prinz Olaf Tryggvis Sohn von Norwegen gemeinsam in den Humber. Zwar hielt sich diesmal London, doch zahlte Aethelred 16000 Pfund Lösegeld und versprach noch obendrein, das Feindheer mit Lebensmitteln zu versorgen. Gewiß ließ sich Olaf damals taufen und zog dann endgültig nach Norwegen ab, doch infolge der Feigheit des angelsächsischen Adels flatterte Jahr für Jahr die Kriegsflamme über die Saaten Englands, und im Jahr 1002 stieg das verhaßte Dänengeld sogar auf 24000 Pfund Silbers.

In ihrer Verzweiflung griffen König und Witan zu einem verhängnisvollen Mittel. Seit der Zeit Aethelstans bestand die Leibwache aus dänischen Hauskerlen, dem



Das Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin  
Dom zu Braunschweig



Tor von Barth in Pommern  
Beispiel niedersächsischen Trugbaus im Neusiedelland

Keim des stehenden Heers, einer besoldeten Truppe. Sie waren häufig rings im Lande einquartiert, soldatisch, schmuck gekleidet und trotz ihrer Dreistigkeiten die Liebhaber manches englischen Mädchens. Man hielt diese Truppe jetzt nicht nur für gänzlich unsicher, sondern für den eigentlichen Herd aller Verrätereien. Am St. Briceustage, dem 13. November des Jahres 1002, einem Sonnabend, da die Soldaten zu baden pflegten, brachte man sie alle auf einmal um. Aber mit ihnen sanken ihre Frauen, Kinder und Verwandten, überhaupt alle erreichbaren Dänen, dem Meuchelmorde zum Opfer. Besonders unflug war die grausame Tötung der Gunhilda und ihres verräterischen Gemahls, denn sie war eine Schwester des Königs Svein. Der ganze Vorgang mit seinem Brennen, Morden und Spießen, seinem Halb-in-die-Erde-Graben und Zerstückeln ist nur als unmittelbarer Ausbruch der gepeinigten Volksseele verständlich, die politische Lage hat er jedoch nur verschlimmert.

Denn jetzt erschien zornbebend Svein Gabelbart und verwüstete jahrelang das geplagte Land, das Dänengeld stieg auf 30 000 Pfund. Vergeblich sammelte der ratlose Aethelred 1009 bei Sandwich die größte jemals gesehene Flotte — man sprach von tausend Schiffen. Die maßlose Eigensucht des Hochadels führte auch jetzt zu Verrat, Fahnenflucht, Seeraub der eigenen Führer, und ein Sturm vermehrte noch die Verluste. Das Königtum, durch Mord auf den Thron erhoben, erwies sich als zu schwach und war so doppelt unrechtmäßig. Feiglinge wie Aethelred machten es ohnmächtig — überstürzt floh er nach London zurück.

Gleich darauf erscheint ein neues Dänenheer, die zuchtlose Thorkelsbande. Ein sächsischer Abt verriet Canterbury an den Feind, der Erzbischof wurde ins Slottenlager geschleppt und dort nach vergeblichen Erpressungsversuchen mit Pferdeschädeln erschlagen. Endlich zahlte Aethelred 48 000 Pfund Silbers, erhob Thorkel zum Grafen von Ostangeln und besoldete nach früherem Muster seine Seeräuberbande.

In all' diesen Wirren hatte bereits ein gewisser Eadric Streona (der Streber) die elendeste Rolle gespielt. Einer der größten Verräter der Weltgeschichte, geschwätzig, treulos und dreist, der böse Geist einer großen Adelspartei, jener Verrätergruppe, die kein Vaterland kannte. Er ist der Inbegriff junkerlicher Anmaßung und Unbotmäßigkeit; sein Bild wird nur durch die Feigheit des Königs, dessen Schwäche er aber mit verursachte, gemildert. Er beweist uns die Lebenswahrheit der großen Shakespeareschen Verbrecher. Mit seinen Gegnern sprang er rasch genug um. Den einen stürzte er, den andern ließ er im Dickicht durch einen gedungenen Metzger schlachten, die Söhne des Unglücklichen wurden geblendet. Dabei erscheint Eadric nur als Muster eines ungetreuen Lehnsmannes — neben ihm steht ein Sumpf von meineidigem Adelsgeschmeiß.

Lesen wir die freilich widerspruchsvollen Quellen richtig, so ist das mächtige Reich der Angelsachsen langsam an der eigenen tief eingefressenen Selbstsucht, dem Streit und Neid seiner Großen, der Trägheit seiner Freien und Bauern, kurz an seiner eigenen Verrätereie zerbrannt. Ein warnendes Beispiel dem heutigen Deutschland!

Als dann Svein Gabelbart Anno 1013 mit einer neuen Riesenflotte heranrauschte, fiel ganz Nordengland bis zur Waetlingstraße herab ihm zu. Aethelred gab das Spiel verloren, bitter beklagte er sich über den Eigennutz seiner Edlen und sandte die Königin Aelfgive oder Emma, die „gemma Normannorum“, mit zwei Söhnen an den Hof ihres Bruders nach der Normandie. Bald darauf mußte er selbst zu Richard II. fliehen, einem Nachkommen Kolfs. Erst nach dem plötzlichen Tode Sveins (1014) rief ihn England zurück.

In diesem Augenblick aber war das heillose Spiel bereits wirklich verloren. Denn die Geschichte Dänemarks leitete ein Genie — Kanut der Große. König Aethelred hatte zunächst seinen riesenhaften Sohn Eadmund Eisenseite, den Tapfersten der Tapfern, zum feierlichen Vertrage zwischen König und Volk auf die Insel hinübergesandt. Er ließ dort allgemeine Straffreiheit zusichern, wenn alle dem Verrat entsagen wollten. Jeder Dänenkönig sollte fortan geächtet sein. Eadric der Verräter ermordete jedoch hinterrücks die Thane der dänischen Sünfburgen (vielleicht mit dem Willen des Königs) und als Eadmund mit wohlgerüstetem Heer dem Kanut entgegenrückte, verriet er den Prinzen und ging offen zum Feinde über. So trieb es den dämonischen Menschen immer weiter — er vor allem war schuld am Untergange seiner Nation. Mitten in diesem Unglück starb der verratene gleichfalls treulose Aethelred.

Noch einmal ließ die Geschichte nunmehr jene großen Tage Frühenglands aufleuchten in dem wackeren immerstehenden Eadmund Eisenseite. Der Gegenkönig Kanut segelte die Themse hinauf und belagerte das tapfer verteidigte London. Eadmund hatte nach zäher Mühe, nie sicher vor Landesverrat, ein neues Heer zusammengerafft und bereits, ein glänzender Feldherr, dem Gegner zwei schöne Siege abgerungen. Er entsetzte London und schlug die Dänen zum dritten Mal in Kent.

Als jedoch Eadric die Bedeutung Eadmunds erkannte, suchte er eine Versöhnung mit dem verhassten König. Dieser, gutgläubig genug, nahm ihn von neuem in sein Heer auf. So ward denn Eadric Gelegenheit zu seinem neuen plumphen Verrat. Inmitten der schon siegreichen Schlacht von Masingdon nämlich schlug er einem Krieger, der dem König sehr ähnlich sah, den Kopf ab und rief: „Flieht, ihr Männer, euer Führer ist gefallen!“ und verbreitete so auf dem Gefilde stürmisch die falsche Kunde von Eadmunds Fall, um die Reihen seines bestürzten Volks mit sich in widerwillige Flucht zu reißen. Nur Eadmunds Geistesgegenwart rettete das Heer auf eine Hügelstellung — um den Sieg freilich war es elend betrogen. Eadmund blieb trotzdem unermüdetlich. Aber Eadric in seiner Hinterlist nicht minder. Es ist fast rätselhaft (die tragische Gutmütigkeit der Siegfriednaturen!), wie der tapfere König dem Landesverräter immer wieder hat glauben können. Er gab ihm damit Muße zu seinem Meisterverrat. Noch einmal suchte Eadric (vielleicht auf Verabredung mit Kanut) die Gnade Eadmunds und leistete ihm den Eid der Treue. Durch zweimaligen Sieg machte sich König Eisenseite darauf zum Herrn der Lage. Offenbar ist Kanut der große Staatsmann, Eadmund der überlegene Feldherr. Durch falsche Vorspiegelungen Eadrics ließ er sich aber bereden, von der restlosen Verfolgung der Dänen abzustehen. So konnte

Kanut neue Kräfte sammeln und bei Ashdown in Essex — ohne sein Zutun — den ersten und einzigen Sieg über seinen Gegner ernten. Denn Eadric ließ, sein Banner senkend, im entscheidenden Siegesangriff der angelsächsischen Truppen plötzlich die Kampfordnung seines Königs im Stich und floh jämmerlich davon. Der Adel Englands blutete an diesem bitteren Tage in vergeblichem Tode. Wahrhaftig — im Grunde entschied er bereits über Englands Geschick! Und dennoch sank Eadmund der Mut so wenig wie einst seinem Vorfahr Aelfred dem Großen.

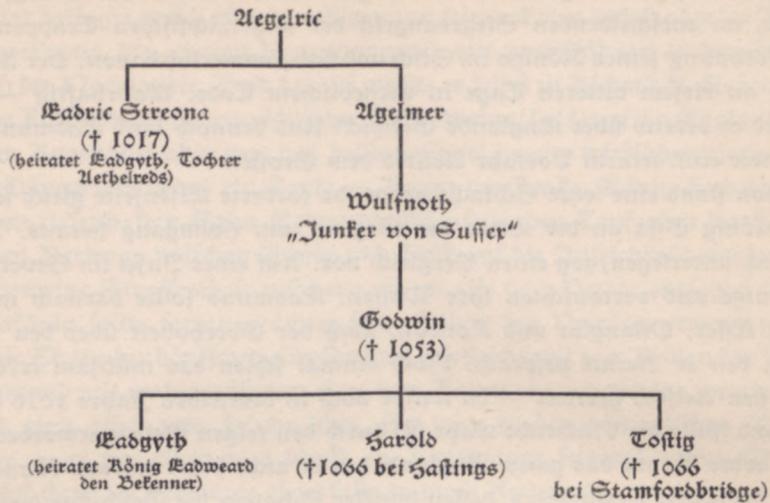
Schon stand eine letzte Schlacht bevor, da forderte Eisenseite gleich jenem uralten Angelnkönig Offa an der Lider den Gegner zum Solfgang heraus. Aber Kanut, körperlich unterlegen, zog einen Vergleich vor. Auf einer Insel im Severn küsteten sich die Könige und vertauschten ihre Waffen. Eadmund sollte darnach im Besitz von Wessez, Essex, Ostanglia und London, auch der Oberhoheit über den Norden verbleiben, den er Kanut zusprach. Noch einmal schien das mühsam erkämpfte Reich des großen Aelfred gerettet — da wurde noch in demselben Jahre 1016 der herzhafte Eadmund (falls die Nachricht wahr ist) durch den feigen Eadric ermordet.

So erbte Kanut das ganze England, das er nicht hatte erobern können, durch den Verrat desselben Verbrechers, dessen dunkler Schatten die Geschichte dieses tragischen Untergangs begleitet.

Man hat die Hinrichtung Konradins als nationales Unglück betrauert — die Ermordung des löwenbeherzten Eadmund war für die Angelsachsen ein Unglück vom gleichem Gewicht. Von 1016 bis 1042 spannt sich die dänische Herrschaft über die Insel. Die Witan erhoben Kanut auf den Thron und erklärten das angestammte Herrscherhaus in die Acht. Kanut glaubte es mit Grausamkeit ausrotten zu müssen. Eadmunds Bruder Eadwy ward kurzerhand umgebracht. Seine zwei unmündigen Söhne schickte er seinem Bruder, dem König von Schweden, damit er sie morde. Dieser aber wies den Gedanken, sich mit dem Blute unschuldiger Kinder zu bestrecken, schauernd von sich und übersandte sie dem König von Ungarn. Um aber alle Gefahr zu bannen, vermählte sich Kanut mit Emma.

Unter ihm blieb der Einfluß der großen Familien insofern bestehen, als er Anglia in vier Landdrosteien mit vier Statthaltern einteilte, doch zeigte das Ende des Eadric, daß die Verweser gegen den stolzen König ohnmächtig waren. Als nämlich dieser unter Pochen auf seinen Verräterdienst an Eadmund nicht zufrieden mit Mercien war, ließ Kanut ihn erschlagen, die Leiche in die Themse werfen und seinen Kopf zum Hohn auf das höchste Thor von London pflanzen. Kanuts nordische Weltmacht über England, Schottland, Skandinavien und Dänemark ist bekannt, auch daß er bei Konrads Kaiserkrönung zugegen war, dort die Mark Schleswig empfing und in Dänemark dem Christentum zum Siege verhalf. Er gab Estrith, die Tochter seines Schwagers Ulf, dem angelsächsischen Herzog Godwin zur Frau, einem Großneffen des großen Verräters. Seine anfangs harte Herrschaft milderte sich mehr und mehr unter dem Einfluß der christlichen Religion.

## Godwins Geschlecht



Sein Tod aber sprengte das weite Reich wieder auseinander. Nach dem Heiratsvertrag sollte Emmas Sohn Hardaknut England erben, doch das Testament bestimmte statt seiner Harold I., nach seinem raschen Gange Hasenfuß genannt (1035—1040), während jener Dänemark und Svend das norwegische Land erhielt. Auch die Söhne Aethelreds freilich erhoben Ansprüche. Das angelsächsische Volk wünschte den Aetheling Aelfred. Als der Prinz aber in England landete, ward er von Godwin verhaftet und dem König Harold übersandt. Dieser ließ ihn dürftig bekleidet, mit unterm Sattel zusammengebundenen Füßen, nach Ely schleppen und dort blenden. Seit dieser Zeit bestand unverföhnlicher Haß zwischen dem Hause Emmas und Godwins. Sechshundert Begleiter des Prinzen, so berichten die Abingdon-Worcester-Annalen, wurden verstümmelt, getötet, als Sklaven verkauft. Es sind die barbarischen Bräuche des Mittelalters! Als damals (1031) die Königreiche Cumberland und Schottland erobert werden, umdüstert uns die Handlung zu Shakespeares „Macbeth“.

Aus diesen Tagen stammt auch die Erzählung von der Lady Godiva. Im Jahre 1040 nämlich hatte der Earl von Mercien und Herr von Coventry seinen Pächtern drückende Abgaben auferlegt. Seine Gemahlin bat ihn eindringlich, davon abzustehen. Lofric, um ihre Vorstellungen abzuwehren, sagte, er wolle es tun, wenn sie nackt durch die Straßen von Coventry reite. Godiva tat es, und der Graf hielt sein Versprechen. Die dankbaren Einwohner aber schlossen beim Umritt der Lady ihre Fensterläden.

Nur zwei Jahre (1040—1042) regierte dann Emmas Lieblingssohn Hardaknut. Bitter beklagen Schriftsteller der Zeit sich über dänischen Hochmut. Begegneten, schreibt

einer von ihnen, hundert Angelsachsen einem Nordmann, so mußten sie stillstehen und ihn untertänig grüßen, und in jedem Hause war ein dänischer Gardist einquartiert, der Frau und Töchter mißbrauchte. Auf's neue schwoll der Dänenhaß berghoch empor. Nach Hardaknuts Tod aber erfolgte mit der Thronbesteigung Ladweards III. (1042—1066) die Wiedereinsetzung des westsächsischen Königshauses. Er war der jüngere Bruder Ladmunds Eisenseite und trägt den Beinamen Der Bekenner oder Der Gute, seiner Abstammung nach der letzte Sproß aus Kerdics und Aelfreds des Großen Stamm. Ein Gedicht auf seinen Tod in den Annalen von Abingdon und Worcester nennt ihn huldreich und ohne Falsch — Engel tragen seine unbesleckte Seele zum lichten Himmel. Kein Zweifel: die Angelsachsen liebten ihr Königshaus noch, sie schmückten Ladweard, noch eh er in die Stille eines normannischen Klosters entfliehen konnte, mit der alten Krone. Er hatte früher selbst nach dem Thron gestrebt, in Erkenntnis seiner unzulänglichen Kraft aber bald darauf verzichtet. Vergeblich fiel damals der Furchtsame und Weichherzige dem stolzen Godwin zu Füßen. Dieser wußte, daß für ihn selbst die Zeit noch nicht gekommen war, er wünschte den König als sein Werkzeug zu gebrauchen, aber ebenso England den Angelsachsen zurückzugeben. Und mit rasender Schnelligkeit wirken seit diesem Augenblick die alten Schleuderkräfte des zänkischen Hochadels der irgeleiteten Gewalt des Königtums entgegen. Wir erleben, wie ganz England unter drei große Familien verteilt ist, so daß (echt sächsisch) die geschlossene Wucht dem ganzen Staatswesen fehlt. Beherrschte doch Godwins Familie damals allein Süd-Wessex, Kent, Essex, Ostangeln und einen Teil Merciens!

Ladweard hob nun unter dem Einfluß Godwins zwar das Dänengeld auf, entzog den dänischen Günstlingen die allzu reichen Schenkungen und verbannte sogar seine rachsüchtige Mutter Emma in ein Kloster, während er widerwillig die Ladgythe, Godwins liebliche Tochter, die „Rose unter den Dornen“ der Godwinsöhne, zu seiner Gemahlin erhob. Tragisch genug aber blieb sein Sinn dem Zauber der Normandie verfangen, die Seele des letzten alt-sächsischen Königs willenlos verfangen dem Lande des Eroberers, da er einst seine Jugendtage verlebt und der angelsächsischen Königsüberlieferung sich entfremdet hatte. So sehr liebte er die Normandie mit ihren stillen Klöstern und sangesreichen Schlössern, daß in Hofsitte und Sprache, in Staat und Kirche französischer Einfluß um sich griff und alle hohen Ämter Englands an den normannischen Adel übergingen. Sogar das Erzbistum Canterbury empfing ein Ausländer. Damit verlor Ladweard das Vertrauen seiner eigenen Nation, wenn auch die Kirche den Hochkirchlichen noch so pries. Seltsam genug erschien der ehrgeizig-tatendurstige Godwin bald als völkischer Anwalt ganz Englands.

Wie so oft in der Geschichte bedurfte es nunmehr nur noch eines kleinen Zwischenfalls, um die wahren Verhältnisse in bedrohlicher Schwärze vor Augen zu stellen. Des Königs Schwager nämlich, der hochfahrende normannische Graf Rufus, vergewaltigte auf der Rückreise nach Frankreich die Stadt Dover (eine Besitzung Godwins), weil sie ihm freies Quartier versagt habe; viele seiner Leute kamen dabei um. Auf seine Klage

hin befahl Eadweard dem Godwin, die Stadt zu bestrafen. Godwin aber weigerte sich und erklärte, die Engländer seien gegenüber der fränkischen Anmaßung völlig im Recht. Man sammelte beiderseits Heere — endlich wurde Godwin geächtet und eilte nach Flandern, während seine Tochter, die Königin Eadgythe, deren Liebreiz der mönchische Gatte sich stets versagt, ihrer Ehren entkleidet in ein Kloster verbannt ward. Mit beiden verfiel die ganze großmächtige Familie dem Sturze. Während dieser Verbannung Godwins erschien besuchsweise der Bastard Wilhelm an Eadwards Hofe. Als Normanne ward er mit Auszeichnung empfangen. Der spätere Eroberer hat sicher schon damals mit stehendem Blick das Land des kinderlosen Königs gemustert.

Aber Godwins Macht war keineswegs gebrochen, wurzelte sie doch nun in den Herzen des Volks. Mit sicherem Instinkt sahen die Angelsachsen in ihrem eigenen König einen Vorkämpfer Roms und der französischen, dem Angelsachsen groll widerstrebenden Kultur. An der Spitze einer Flotte erschien daher Godwin mit seinem Sohne Harold als Vorkämpfer der nationalen Sache vor London und erzwang einen Vertrag, der ihn in all seine Ehren wieder hinaufhob, die Königin Eadgythe an den Hof zurückführte und alle Normannen aus den Ämtern verbannte. Godwins Sieg war vollkommen. Als ihn aber (so fabelt normannischer Haß) kurz darauf der König des Nordes an seinem Bruder, dem Aetheling Aelfred, bezichtigt, soll er gesagt haben: „Ist das wahr, so sei dieser Bissen mein Tod!“ und soll an dem Brocken erstickt sein. Nach mancherlei Kämpfen erbte Harold Godwinsohn seine Macht und Würde.

Bald darauf starb der sanfte, zaudernde Eadweard. Er sei, so heißt es, von weißer Hautfarbe gewesen, blond und blauäugig, rötlich wie ein neugeborenes Kind, dabei knechtisch kirchenfromm und werkeilig. Seine liebsten Beschäftigungen waren Gebet, Gesang und friedvolle Jagd. Sein Kunstsinne beschenkte England mit dem Westminster, der letzten großen Schöpfung angelsächsischen Bauens. Ihm zuerst wurde die wundertätige Gabe angedichtet, durch Berührung die englische Krankheit heilen zu können — ein Aberglaube in die Macht des Königs, der sich bis zu den Stuarts erhielt. Die Kirche sprach diesen Schwächling heilig — wo man sonst sein Andenken hochhielt, geschah es nur in Erinnerung an die wilde Normannenzeit.

So kam der letzte angelsächsische König auf den Thron, jener Harold Godwinsohn, den sicherer Überlieferung zufolge Eadweard nach dem Tode seines einzigen unfähigen Neffen noch auf seinem Totenbette und auf Drängen Harolds selbst zum Nachfolger bestimmte. Nach der „Heimskringla“ ist aber Harold sogar des Königs Liebling und Pflegesohn gewesen. Er war Erzkämmerer, wie sein Bruder Toftig Marschall. Die Nationalpartei hatte also später dem normannenfreundlichen Eadweard die höchsten Staatsämter abgetrotzt.

Nur jenen einzigen kurzen banger Sommer des Unglücksjahres 1066 gönnte ihm die Geschichte. Wer war dieser Mann? Es liegt ein seltsamer Sinn in allem Geschehen. Ist doch sein Vorfahr jener dämonische Eadric Streona gewesen, der, obgleich Em-

porfkömmling, eine Tochter König Aethelreds erobert und trotzdem hundertmal den eigenen Herrn, das eigene Vaterland, verrät. Eadrics Neffe war jener Wulfnoth, der wikingende „Junker von Suffer“, durch dessen zänkischen Ungehorsam sich einst die größte Flotte Englands zerrieb. Auch dessen Sohn Godwin strebte noch vergeblich nach der Krone, doch erschien er, wie vor ihm Eadric, aber mit tieferer Berechtigung, als Englands ungekrönter König. Demnach war Harold der Urgroßneffe jenes Erzverrätters, ein Sproß jener mächtigsten Herzogsfamilie, deren maßloser Ehrgeiz schon ein halbes Jahrhundert lang, oft unter rücksichtsloser Gefährdung der Gesamtheit, den Thron König Alfreds unterwühlt hatte. Insofern bringen wir ihm zunächst nicht viel Wärme entgegen. Er war mit dem angestammten Königshause nur verschwägert. Ebenso wenig erberechtigt waren allerdings, ganz abgesehen von Wilhelms unechter Geburt, die Verwandten in der Normandie. Doch keimte hier eine verhängnisvolle Verwicklung. Als nämlich Harold einst auf verirrter Sturmfahrt an die Küste der Normandie, wie sie der Teppich von Bayeux ausmalt, von dem Strandgrafen in den Turm geworfen ward, befreite ihn Wilhelm, empfing den mächtigen Earl ehrenvoll in Rouen und entdeckte ihm nach längerem freundschaftlichen Zusammenleben sein Geheimnis: König Eadweard habe ihn zum Nachfolger auf Englands Thron bestimmt. Gleichzeitig beschwor er den Befreiten, als Führer der völkischen Bewegung ihm in die Hände zu arbeiten und versprach ihm dafür seine Tochter sowie die Hälfte Englands. Angeblich soll Wilhelm ihn zu einem feierlichen Eide auf die Reliquien gezwungen haben, ohne daß Harold, durch Betrug und Gewalt überrascht, dem hinterlistigen Normannen, der soeben erst den Herzog Alain von Bretagne durch Meuchelmord beseitigt, hätte ausweichen können.

Der nächste, also allein erberechtigte, Nachkomme aus dem westsächsischen Hause wäre übrigens Eadgar gewesen, ein Enkel Eadmunds Eisenseite. Eadweard der Bekenner soll auf der Suche nach einem Thronerben den schwachbegabten Knaben jedoch übergangen und eben nach normannischer Behauptung Wilhelm, Roberts des Teufels unebenbürtigem Sohne, dem Kind einer Gauklerin, testamentlich die Krone bestimmt haben. Wie unwahrscheinlich dies ist, geht auch daraus hervor, daß Eadweard die Vergewaltigung Harolds durch Wilhelm mit Besorgnis vernahm. Der Papst aber, aus guten Gründen mit den italischen Normannen verbündet, sprach sich für den Bastard aus und übersandte ihm ein geweihtes Banner, wofür er den eingeschlafenen englischen Peterspfennig sich ausbat. Doch einmal designiert und gekrönt, war nunmehr zweifellos Harold der rechtmäßige Herrscher und hat als Vertreter des angelsächsischen Adels und Volkes zu gelten. Von Gestalt mittelgroß, war er ein äußerst kräftiger, kühner und befähigter Mann von leidenschaftlichem Nationalgefühl, dessen Tapferkeit die Bewunderung der Normannen erregt hatte. Er schien also für sein hohes Amt von Natur durchaus vorbestimmt.

Als Wilhelm nun auf der Jagd im Forst von Rouen die Kunde von Eadwards Tode und Harolds Krönung empfing, fiel ihm vor Bestürzung der Bogen aus den

Sünden. Sein Lebenstriebe war empfindlich getroffen. Er warf sich sofort in seine Nacht und fuhr auf der Seine nach seiner Hofburg davon. Dort versammelte er seine Barone. Man beschloß, von Harold einen Thronverzicht zu fordern. Doch dieser, getragen vom Vertrauen der englischen Nation, hatte bereits mit kräftiger Hand die Zügel der Herrschaft ergriffen.

Zu aller Schrecken erschien im April des Jahres ein drohender Komet am Himmel. Viele Quellen berichten davon, die Tapete von Bayeux stückt farbig ein eindrucksvolles Bild des Wundersterns. Nach moderner Berechnung war es der Halleysche Komet, der weithin als Vorzeichen der Eroberung Englands betrachtet wurde.

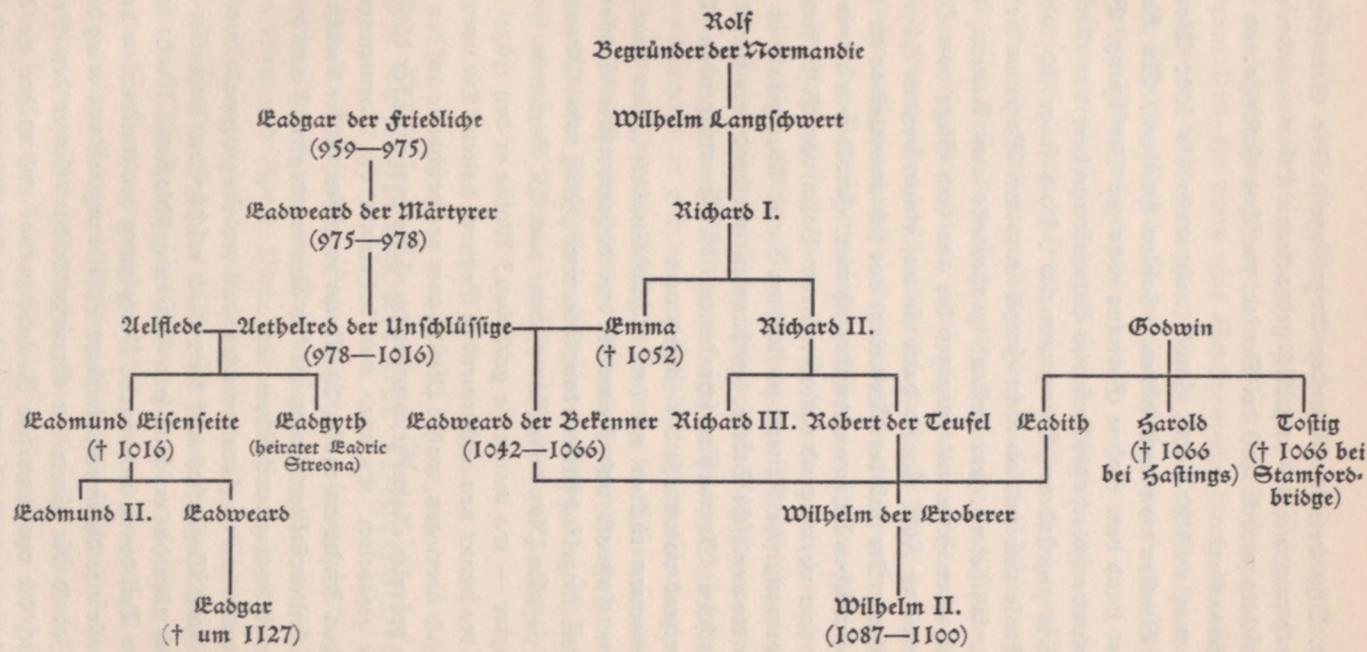
Inzwischen trat ein neuer Thronbewerber auf — es war Harold's Bruder Tostig. Er wollte Harold's Königtum nicht anerkennen. Inwieweit er mit Wilhelm im Einverständnis handelte, ob er überhaupt ernstlich nach der Krone Englands strebte oder nur, wie sein Angebot eines gemeinsamen Einbruchs an Svend Estrithson von Dänemark, den Gönner Adams von Bremen, zu beweisen scheint, als echter Abenteuerer sich mit der Hälfte zu begnügen gedachte, steht dahin. Jedenfalls unterstützte ihn der Normanne, als Tostig mit 60 Schiffen die Insel Wight und die Südküste verheerte, bis Harold ihn verjagte. Er segelte nun nach Nordengland und vereinigte sich schließlich zu gemeinsamer Tat mit dem kühnen Waräger König Harald dem Harten von Norwegen, der soeben im Tyne einlief. Durch sie erlitten die Earle Harold's am 20. September eine blutige Niederlage unfern des Ouse.

Als aber der König, dessen Heer und Flotte kampferüstet zwischen Hastings und Pevensey stand, von der Landung der Norweger hörte, stürmte er nordwärts und schlug Harald den Harten fünf Tage darauf mit Hilfe seiner gepanzerten Reiter bei Stamfordbridge. Es war ein heißer Tag. Wenn die Sonne auf Harold's Heer fiel, „sah das Ganze aus wie ein Eisberg“. Harald der Harte ritt einen Kappen, der stürzte unter ihm. Der König stand schnell wieder auf, er sagte: „Sall bedeutet Fahrtglück!“ Da fragte Harold von England, der dies gesehen, einige Norweger: „Kennt ihr den großen Mann, der vom Pferde fiel, der mit dem blauen Wams und dem glänzenden Helme?“ — „Das ist der König selbst!“ — „Ein großer Mann und von stolzer Haltung — doch scheint's, ihn verließ sein Glück!“

Die Norweger hatten einen speerstarrenden Kreis gebildet, in dessen Mitte das norwegische Banner, Landeyda, der Landverwüster, wehte, — als sie ihn aber öffneten, sprengten die englischen Reitermassen ihn auseinander. Harald der Harte und Tostig, die wikingerrnden Landeinbrecher, blieben auf der Walfstatt.

Inzwischen hatte Wilhelm mit seiner schwergerüsteten Flotte, über die wiederum der Teppich von Bayeux bildhaft plaudert, einen Monat lang vergeblich auf guten Kanalwind gelauert und war schon einmal umsonst in den Sturm hinausgefahren, ehe seine Drachen in sehr zerstreutem Nacheinander die Küste der begehrten Insel erreichten. Mit Leichtigkeit hätte ihnen die Flotte Harold's den Garaus gemacht. Und kaum ist Wilhelm gelandet, so erscheint Harold mit hastig ergänztem Heerbann aus

## Angelsachsen und Normannen



dem Norden. Ihn beseelte blitzender Angriffsgeist. Die Gewissensbedenken seines Bruders Gurth wegen seines angeblich gebrochenen Eides verachte er. Aber Wilhelm hielt sich vorsichtig zurück. Erst bei Senlac, zwischen Hastings und London, prallten die Heere aufeinander.

Wilhelm mag reichlich 7000, Harold nicht mehr als 5000 Mann gehabt haben (obgleich die Quellen von weit höheren Zahlen sprechen). Ein Landsturmaufgebot nach alter Art stand dem Sohne Godwins nicht zur Verfügung. Er besaß nur sein durch die Septemberschlacht geschwächtes Berufskriegerheer, das allerdings gefürchtete, zu Kanuts Zeit gegründete „Thingmannalid“. Doch fragt sich, ob dieses in voller Stärke zur Stelle war und ob nicht Harold in tollem Wagemut die Entscheidung zu früh gesucht. Wilhelms Heer bestand größtenteils aus Reitern, die Angelsachsen kämpften nach alter Sitte und entgegen der aus dem Siege von Stamfordbridge zu ziehenden Lehre zu Fuß. Harold hatte sie auf einem breiten Hügel in vorzüglicher Stellung gescharrt. Im Fall der Niederlage bot sich unmittelbar im Rücken ein Wald, der den normannischen Reitern unzugänglich war. Harold war also in die Verteidigung gedrängt, da sein vorwiegend artbewaffneter Bann von Gesithkundanen auf offenem Gefilde die normannische Reiterei zu fürchten hatte. Aber gerade in der Verteidigung lag von jeher die englische Stärke, durchaus entsprechend dem zurückhaltenden Wesen des Niedersachsen. Immerhin schwärmten die speertragenden Leichtbewaffneten zunächst aufreizend vom Fuße des Hügels aus.

Die Normannen rückten mit dem Schlachtenschrei „Dieu pour nous!“ heran — Bogenschützen, Fußvolk und Reiter in drei dichtgepreßten Treffen gescharrt. Laut antworteten die Angelsachsen mit dem Gegenruf „Selig rode! (Kreuz) Mæchtig God!“ — Was war Harolds Plan? Die Kampfebene vom 25. September hatte er durch seine Reiter behauptet — wo waren sie geblieben? Wollte er den Hügel bis zur endlichen Erschöpfung des immer neu anstürmenden Gegners halten? Die normannische Bogentruppe zeigte sich überlegen, wahre Pfeilschauer versprühte sie auf den lanzenstarrenden Hügel. Dann brausten Reitergeschwader die Höhe hinauf, aber diese Waffe war nur in der Ebene gefährlich. Es wird nun behauptet, die Normannen hätten endlich, des vergeblichen Ansturms müde, die Flucht ergriffen, andre berichten von der alten wikingischen List verstellter Flucht, die sich aber naturgemäß nur bei Verbänden von geringerer Ausdehnung durchführen läßt.

Wie dem auch sei, — Harold wußte, daß der Sieg niemals durch bloße Abwehr, sondern nur durch Gegenstoß auf die endlich erschöpften Angreifer zu gewinnen sei. Wahrscheinlich aber hat er, statt sein Heer in geschlossener Wucht schrittweise vorzuführen, einem Teil die zu vereinzelte Verfolgung des weichenden linken Feindflügels erlaubt. Er löste also die uneinnehmbare Schildburg auf und erlag damit dem gleichen Fehler wie Harold der Harte bei Stamfordbridge. Hinter den Verfolgern nämlich spritzte plötzlich die normannische Reiterei hervor und mähte die Ausgeschwärmten mit Leichtigkeit nieder. Dieser Vorgang wird sich, während der Kern der englischen

Nacht noch unerschüttert blieb, im Getümmel des Kampfes mehrfach wiederholt haben, ohne daß König Harold, bei gesteigertem Einsatz der Kräfte, zuletzt seine vorgestreckten Reihen zurückzunehmen vermochte: endlich mußte er seine Höhenstellung ins Wanken bringen. Und als dann eine Schützenreihe durch Steilfeuer auf den Flügel alle drei königlichen Brüder erlegte, zerbrach den Angelsachsen der helle Mut des Morgens. Ohne Führung stürzten sie im Mondlicht mit müdem Herzen durch die Nacht ihres verlorenen Vaterlands davon.

Was immer Normannenhaß auch gegen Harold Godwinssohn vorbringen mag, sein herrlicher Kampfestod verrät doch den altgermanischen Ehrbegriff! Er war ein ungestümer Mann, seine Engländer verteidigten den Ruf der sächsischen Standhaftigkeit bis in den Tod. Aber besser bewaffnet und zahlreicher war Wilhelms Heer — es bestand zur Hälfte aus kriegsgewohnten Freibeutern und verwegenen Abenteurern, auch war es taktisch beweglicher und militärisch geübter. Wäre das angelsächsische Volk damals geschlossen aufgestanden — der rohe Bastard wäre verloren gewesen! Aber kein Sturm brach los — der Bauer hatte längst verlernt, im eigenen Heerbann zu dienen.

Die dunkle Nacht hindurch suchte man die Gefallenen mit schwehlenden Säckeln auf der Walfstatt, bis endlich Edith Swanenhals, des Königs Jugendgeliebte, die entstellte Leiche ihres Herrn erkannte. Vergeblich bot die Königinmutter dem Sieger ihr Gewicht in reinem Golde — Wilhelm verweigerte ihr den Sohn, den Haß noch über den Tod hinausragend; er gab vor, in Harold nur den Meineidigen zu sehen. Verscharren ließ er ihn an einsamer Küste, da sie jener im Leben so eifrig bewacht!

Am 25. Dezember ward der Eroberer zu Westminster gekrönt — unter schweigendem Widerspruch einer starken Minderheit abwesenden Adels. Der Bastard war groß und dick, eine wilde grausame Natur, dabei verschlagen und treulos — ein echter Condottiere.

## 14. Die Weltherrschaft der Angelsachsen

Die Weltherrschaft der Angelsachsen ist die gewaltigste geschichtliche Tatsache unserer Zeit. Sie bezieht sich nicht nur auf Politik, Handel und Kolonisation, sie ist auch in der Sprache, in Sitte und Sport, Mode und Gartenkunst, Protestantismus und Idealen vorhanden. Es mag dabei der Einzelforschung überlassen bleiben, zu untersuchen, wie tief der keltische, wie stark der wikingisch-normannische Einschlag im Blute der Sachsen, Angeln und Jüten gewesen ist. Von 800 bis 1066 sahen wir ja bereits viele Geschlechter des Nordlands, vorwiegend Dänen und vor allem in Ostangeln und Northumberland, sich ansiedeln — die angelsächsische Vesper von 1002 war die natürliche Rückwirkung gegen den Andrang fremden Wesens. Aber Erfolg hatte sie nicht; vielmehr erlag das ganze Land und Volk bei Hastings den romanisierten Normannen. Ein französisierter Adel ward auf die Insel überpflanzt, der eingeseffene

ausgeschaltet und verbannt — wir sehen eine Flut angelsächsischer Landflüchtiger sogar die Leibwache des byzantinischen Kaisers füllen. Und doch sog das viel zu starke Niedersachsentum in nicht sehr langer Zeit den letzten Rest des romanisierten Normannentums in sich auf. Das Volk als Ganzes blieb überwiegend angelsächsisch. Der normannische Adel ist heute nahezu ausgestorben, die Sprache wenigstens in ihrem Formenbau keineswegs zu einer Mischsprache geworden. Es fragt sich nur, wie weit das ursprüngliche Wesen der Niederdeutschen durch die Eroberung umgegossen ist. Man kann nicht sagen, daß erst durch jene aus fränkischem Lehnsverband einströmenden Englandfahrer ein wirkliches Staatsgefühl aufkam. Ein angelsächsischer Staat war seit Hlfrid dem Großen zweifellos vorhanden: Ergebnis eines jahrhundertelangen Kampfes. Aber gleichwohl: die Eigenbrödelei jener Festlandsachsen, deren holsteinische Heimat eng war und denen das Zeitalter der Seefahrten wohl den Blick, aber auch das Freiheitsgefühl geweitet, war fest eingewurzelt und so brennend, daß die drei bis vier Jahrhunderte bis zu Egbert von Wessex hin sie nicht ganz hatten löschen können.

Dem wirkte nun der römische Gemeinschaftssinn jenes normannischen Adels entgegen. Die eingeborene eigensinnige und stolze Demokratie der Freien erlitt einen gewaltsamen Stoß durch die staatsbildende Kraft des Eroberers und seiner Herrengeschlechter. Der selbstische Wille, der erdgeborene Ausdruck sächsischen Wesens ward durch den romanischen Zuschuß geglättet und in seinem Vereinzeltungsstriebe beschnitten wie der Geiz des Weins, damit der uralte Stock um so kostbarere Trauben triebe. Das uralte Volk von Königen, die angestammte Volksherrschaft der Edlinge und Bauern beugte sich endlich der Notwendigkeit des Gemeinwesens. Daß die Sachsen auch früher schon zu großartiger Gesamthandlung fähig waren, beweisen ihre eigenen Eroberungen — aber jedesmal nach vollbrachter Tat sanken sie in die alte demokratische Sonderbündelei zurück. Erst das westsächsische Geschlecht Egberts hob sie darüber hinaus, aber sehr langsam und unter Zuckungen. Der Einstrom normannischen Bluts aber machte die Gesamttat, das gemeinsame Handeln und Denken, zum Dauerzustand und Dauerempfinden. Bekanntlich ist nichts stärker als das eigensüchtige ganz unweltbürgerliche Nationalgefühl des Engländers.

Eine erstaunliche, in der Geschichte einzig dastehende Tatsache: ein kleines Volk, bestehend aus Abenteurern dreier winziger Stämme, entquillt wie ein springender Bach dem Mittelrücken Holsteins, drängt einem Flusse gleich nach Süden, ergießt sich stromgleich über das heutige Niedersachsen und wallt und rauscht von daher im Laufe eines Anderthalbjahrtausends meeresgleich über die ganze Erde! Das Wunder ist nicht allein die rein zahlenmäßige Volkszunahme und Erweiterung der Grenzen des englischen Weltreichs — es liegt vielmehr in der Erhaltung und unerhörten Steigerung der Kraft. Die Geschichte kennt kein Volk und keine Kultur, die chinesischen, mittelasiatischen, römischen oder islamischen nicht ausgenommen, deren Wesen trotz Aufnahme fremder Bestandteile sich so rein erhalten und gleichzeitig mit so ungeheurer Lebensähigkeit seine Schwingen über die ganze Erde verbreitet hätte.

Die Schritte der Niedersachsen hallen mit großer Wucht durch die Geschichte. Im dritten und vierten Jahrhundert fahren jene Wagehälse an alle Westküsten und beginnen sie zu besiedeln. Ein für die Sachsen höchst bezeichnender Vorgang — als Großseefahrer treten sie zuerst in das Gedächtnis der Menschheit! Ihre zweite Tat ist die Vereinheitlichung, die Verschmelzung ganz Nordwestdeutschlands zum Niedersachsenthum. Fast unbegreiflich erscheint aber, wie sie gleichzeitig und gewissermaßen beiläufig noch ihr folgenreichstes Werk bewirken können — die Eroberung Englands. Die gewaltsame Eingliederung der Festlandsachsen durch Karl, die Verpflanzung zahlreicher sächsischer Familien ins Frankenreich und die freiwillige stark sächsische Besiedelung Flanderns und Nordfrankreichs in den Jahrhunderten vorher zersprengt das Karlingisch-römische Gesamtreich von innen her. Die daraus folgende Abzweigung Ostfrankens ist dann die Vorbedingung für die Begründung eines deutschen Reiches, das die fernigen Ottonen mit fester Hand zusammenschmieden.

Gleichzeitig beginnt die geheimnisvolle Lebenskraft des sächsischen Stammes auszustrahlen und die mehrhundertjährige Geschichte der slawischen Inbesitznahme alt-ostgermanischen Bodens restlos wieder rückgängig zu machen. Wir sahen, wie schon unter Heinrichs Vorfahren sich das sächsische Antlitz drohend nach Osten wandte, wir erlebten die Werke des Burgenbegründers und die gewaltigen Vormärche der Ottonen bis an die Oder und nach Böhmen. Hermann Billung und Markgraf Gero waren die eigenwilligsten Slawenbekämpfer jener morgenmutigen Tage. Selbst unter Otto dem Zweiten und Otto dem Dritten blieb noch der Ostgedanke lebendig, ein Stück deutschen Willens und deutscher Arbeit. Erfolgte doch unter dem zweiten Otto die Einsetzung der kraftvollen Babenberger in der donaubreiten Ostmark, und noch einmal leistete Böhmen die Huldigung. Otto der Dritte bekundete sein Verhältnis zu dem hundertjährigen Auswandererneuland durch die Freundschaft zu Adalbert von Prag und die seltsame Büsserwallfahrt nach Gnesen im Jahre 1000 — dort errichtete er ein ferndeutsches, wenn auch mit dem Reiche nur lose verknüpftes Erzbistum. Heinrich der Zweite endlich begründete das Bistum Bamberg im Jahre 1007 als Vorposten gegen die noch slawische Mittelstellung des kaiserlichen Machtgebiets.

Höchst bezeichnend fällt aber der unselige Kampf der Salier, insbesondere Heinrichs des Vierten, gegen die Sachsen mit einem Erlahmen der Kolonisationsfreude zusammen. Erst Lothar der Sachse (1125—1137) nahm mit neuen Schwingen das alte Hochziel wieder auf. Überall regte sich der deutsche Lebenswille. In Holstein setzte er die schlagkräftigen städtegründenden Schauenburger als Grafen ein, in Meissen die Wettiner, die härbeitsigen Askaniern in der Mark Brandenburg, und bei den wendischen Pommern predigte Otto von Bamberg das Christentum. Lauter stolze Fürsten, Ritter und Bauerngeschlechter, die den deutschen Gedanken gemeinsam mit weitschauenden Kaufleuten und Entdeckern in die traumreiche Ferne trugen — auch Franken waren daran beteiligt. Städte und Klöster gründend, Dorfgemarkungen vermessend, Wälder

rodend und Ackerland gewinnend trabten sie gegen den lauernden Slawenwall, und wie ein Frühlingsturm brauste es jahrhundertlang über die endlose offene frische Scholle des Ostens:

„Nar Oostland will'n wi reiden,  
nar Oostland will'n wi met —  
wol öwer de gröne Saidaen,  
dar is eine bättere Stätt!“

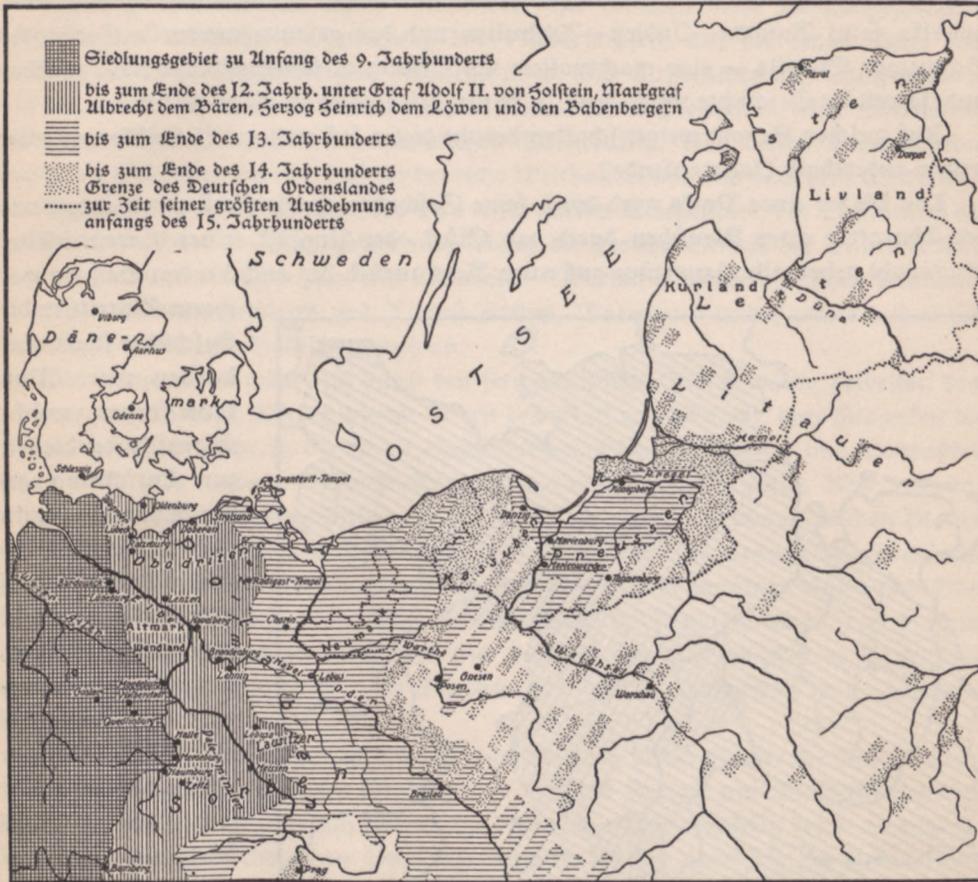
Unter den gedankenprangenden Höhenstufen bezeichnet der Wendenkreuzzug von 1147 einen Gipfel deutscher Angriffslust. Heinrich der Löwe stürzt sich auf den Obotritenfürsten Niklot, Albrecht der Bär und Konrad von Wettin brechen gegen den Pommernbeherrscher Ratibor hervor. Seitdem machte deutsche Einwanderung die neuen Ostseegelände zu Reichslehen. In den Jahren 1230 bis 1283, in denen Reichsgewalt und Kaiserherrlichkeit ihre letzten Höhen und Tiefen erfuhr, pflanzte der Deutschritterorden in blutigen Kämpfen sein Banner in Preußen auf. Der Bischof von Riga gründete 1237 den Schwertbrüderorden — mächtig erweiterte sich das freie Pflanzgebiet über Kurland, Livland und Estland hin. Die Gründung der heute wieder umstürzten Veste Königsberg (1255) und die Verlegung des Hochmeistersitzes nach Marienburg im Jahre 1309 offenbaren den ungebrochenen Vorwärtsdrang des sächsischen Gedankens. Unter Winrich von Kniprode endlich erlebte der Orden von 1351 bis 1382 seine weithinleuchtende Blüte.

In der gewaltigen Macht Heinrichs des Löwen gipfelt noch einmal die Kraft des gesamten Sachsenvolkes wie kaum zuvor. Sein Sturz aber schleudert 1180 die einheitliche Entwicklung um Jahrhunderte zurück — jetzt sind es die vielen kleinen Fürsten, in denen das eigensüchtige Stammesgefühl sich verhängnisvoll austobt. Mit Mühe ist es später dem jüngeren Welfengeschlecht gelungen, das durch Friedrich Kotbart zertrümmerte Gemäuer wieder aufzutürmen. In der Zwischenzeit scheint Niedersachsen für Jahrhunderte zu verbleichen, der Eigennutz seiner Großen es ganz zu lähmen. Erst die Hansa bietet wiederum das breit geflügelte Schauspiel nun nicht mehr bloß altsächsischer, sondern niederdeutscher, also auch kolonial-sächsischer Reife und Macht, so sehr auch die Schwerpunkte mit Lübeck und Braunschweig im alten Westen verharren. Es ist die Blütezeit der vollkörnig-leibhaften niederdeutschen Sprache, des „Osterspeels vun Redentin“ und des „Reinke Vos“.

Seit dem Dreißigjährigen Kriege aber geht die Vormacht des sächsischen Nordens allmählich an das Neusiedelland über — an Brandenburg-Preußen. Der alte Gegensatz zwischen welfischem Altsachsen und hohenzollernischem Ostelbien oder Neusachsen verschwindet heute vor dem Gedanken, daß auch Bismarck ein echter Sachse und neben Otto und Alfred, Shakespeare und Sebbel der größte war, von Heinrich dem Löwen und Friedrich dem Großen zu schweigen.

Die Taten der Festlandleute sind also gewaltig. Aber nachdem jene Brüder aus ihrem Blut jenseits der Nordsee zum selbständigen Volk der Angelsachsen geworden,

erhob sich die Geschichte dieser Westkolonie zu nicht minder erhabenen Gipfeln. Ja, sie war erst dazu ausersehen, die deutsche und europäische Bedeutung des Sächsischen zur Weltmacht zu steigern. Wenige Daten genügen, um den Aufstieg zu verdeutlichen.



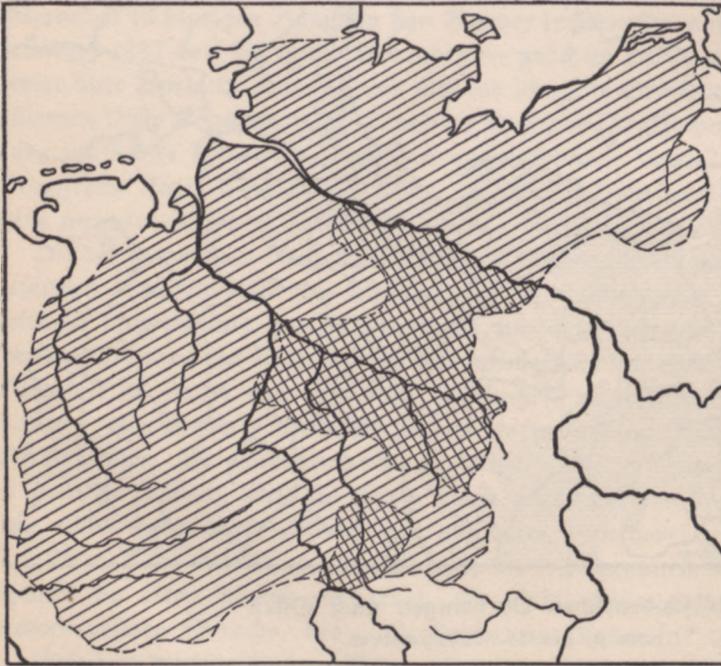
Sächsisch-deutsches Vordringen nach Osten  
vom 9. bis 15. Jahrhundert

Er ist wie in den Anfängen der sächsischen Geschichte an die Eroberung der Meere geknüpft. Im Jahre 1588 wird die spanische Seemacht niedergeworfen, 1598 die europäische Geltung der Hansa vernichtet, aber gleichzeitig setzt die angelsächsische Rasse 1584 ihren Fuß nach Virginia und 1600 auf den Wunderboden Indiens, während in demselben Jahrzehnt Francis Drake die ganze Erde umsegelt (1577—80). Seit 1658 tritt auch die Seemacht Hollands ganz in den Schatten, und die weitgespannten Kämpfe des 18. Jahrhunderts, der Spanische Erbfolgekrieg und der

Siebenjährige, verdrängen Frankreich und Spanien aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten. Endlich gehen auch Australien (1788) und die wertvollsten Teile Afrikas (Ägypten 1882, Südafrika 1896—1902, Ostafrika 1918) in den Besitz der angelsächsischen Weltmacht über. Niedersachsen—Flandern—England—Ostelbien—Nordamerika samt Kanada—Indien—Australien und das gesamte wertvolle Gebiet des Schwarzen Erdteils — eine machtvollere Entfaltung ist schlechterdings nicht denkbar und, soweit die Geschichte weiß, auch zu keiner Zeit jemals zu Tage getreten.

Auf welchen Stammeseigenschaften beruht dieser fast unbegreifliche Vorgang der letzten anderthalb Jahrtausende?

Das Wesen eines Volks wird durch seine Geschichte ebenso stark abgewandelt wie der Charakter eines Menschen durch das Glück oder Unglück seines Lebens. Aber gleichwohl gehen alle Hauptzüge auf einen Kern zurück, der auch bei den Sachsen vor



Die Macht Heinrichs des Löwen. Um 1150  
(Nach Schnath, Die Gebietsentwicklung Niedersachsens, Hannover 1929)  
Doppelt schraffiert: Bereich der welfischen Eigengüter

ihrem Eintritt in die Geschichte schon vorhanden war. Man kann fragen, welche Eigenschaften die Zeit zur Entfaltung gebracht hat; man kann aber auch sein Augenmerk auf die ursprüngliche Anlage richten. Das Sachsentum hat, wenn man Amerikaner und Australier als Abwandlungen des Engländer's gelten läßt, drei Hauptspielarten entwickelt und in allen drei Zweigen seines Baumes eine brausende Lebenskraft entwickelt:

Niedersachsentum,  
Angelsachsentum und  
Preußentum.

Vielleicht beruht das Geheimnis zum großen Teil auf der Mannigfaltigkeit der Keime, aus denen das Altsachsentum in offenbar glücklicher Verschmelzung entsprang. Die Urzellen und Hauptstoffe waren ingwäonisch, der ostgermanisch-herminonische Einschluß hat jene urverwandte Masse belebt. Die Altsachsen waren im ganzen

ein kräftiges Bauernvolk, aber gleichwohl schon von Anfang an zu einem fast ebenso starken Anteil Seefahrer. Aus dieser Doppelseitigkeit blüht der Reichtum und die Stoßkraft ihres Wesens auf. Denn diese beiden Naturen streben nicht auseinander, sondern ergänzen sich wie Land und Meer. Sie erklären beide die ausgesprochen erdhafte und wirkliche Veranlagung des Niedersachsen: auf der einen Seite sein Grobschlächtiges, Dierschrötiges, Zweckfüchtiges, also Äußerliches und Stoffliches — auf der andern seine Wucht und Geradheit, seinen Wirklichkeitsinn, seine Sachlichkeit und Arbeitsfähigkeit, seinen ungeduldigen Tatendrang. Aus diesen Eigenschaften gehen die Tatsachen hervor, daß der deutsche Welthandel vor und nach dem Weltkriege, die Begründung von Kolonien, der Bau einer starken Kriegsflotte, die Entfaltung der großen Industrien im Ruhrgebiet und wieder die großen Gefüge der Inneren Mission — Halle, das Rauhe Haus und Bielefeld — Werke des niedersächsischen Stammes sind. Den Namen Friedrich und August Krupp, Woermann und Sarkort reihen sich Franke, Wichern und Bodenschwingh an.

Das Bauerntum wird also durch den seemännischen Blick gewaltig geweitet, dem schweren urgesunden Körper scheint es erst den Geist zu verleihen, dem Gedanken der Heimat die Sehnsucht in die Ferne einzupflanzen. Dem Bleibenden und Bodenständigen wirkt hier die beschwingende Auffahrt des Gedankens entgegen. Aber auch das Bauerntum trug bereits die Anlage zu großen Zielen, zu beinah phantastischen Plänen und glänzender Organisationsfähigkeit in sich. Es ist eine neuerdings festgestellte Tatsache, daß fast alle großen Heerführer aus dem Gebiet zwischen Weser und Oder stammen: Seydlitz und Zieten, Blücher und Moltke, v. Alten (Waterloo) und v. Sammerstein (Menen), Friedrich der Große und Ferdinand von Braunschweig, Tauentzien und Tettenborn, Scharnhorst und Gneisenau, Kleist v. Nollendorf und Bülow v. Dennewitz.

Scharnhorst, Gneisenau und Moltke waren die stählernen Denker der Zeit, v. Clausewitz ist der Lessing unter den Strategen — Blücher, Bülow und Kleist führten ihre Pläne durch. Deutlich zeigt sich überall im Wesen des Niedersachsen der klare ragende Verstand, den ein Wind reiner Phantasie umweht und zu durchsichtiger Zielwirksamkeit beflügelt, aber niemals traumdüsternd verwirrt. Unter den Romantikern waren Niedersachsen nur die Gesetzgeber August Wilhelm und Friedrich Schlegel — die Tiefen des neuen Weltgefühls rauschten an ihrem Stamme vorüber. Keine Lyriker wie Klopstock, Hölty und Storm sind in Niedersachsen selten, die wahre niedersächsische Dichtung ist, wie Shakespeare, Hebbel, Kleist und Grabbe zeigen, dramatisch. Auch namhafte Balladendichter, Bürger, Liliencron, Münchhausen und Lulu v. Strauß und Torney sind ingwäonisch. Musiker dagegen (Burtehude, Brahms, Weber) bilden nur eine Begleitmusik zum Wesen des Sachsentums, und die großen sächsischen Philosophen wie Hobbes, Locke, Hume, Herbart sind fast durchweg Empiristen, Realisten und Pädagogen. Eine Sonderfrage entsteht über die Namen Anselm von Canterbury, Wilhelm von Occam, Bacon, Schopenhauer und Eduard v. Hartmann. Zweifel-

los ist auch niederdeutsches Wesen nicht unwesentlich beteiligt am Werden der Luther, Lessing, Leibniz, Kant und Fichte. Besonders stark vertreten sind aber Geschichte und Naturwissenschaften. Ja, mit Ausnahme Kantes und Treitschkes sind alle großen deutschen Geschichtsschreiber Niedersachsen: Dahmann und Mommsen, Perz und Niebuhr, Schlosser und Kaumer, Eduard Meyer und Singe, Spengler und Erich Marcks — unter den Weltreisenden Carl Peters und Schliemann, Carsten Niebuhr und Humboldt, Gustav Nachtigal und Gerhard Kohlfs, Woermann und Lüderitz. Mathematiker und Astronomen nordwestdeutscher Herkunft sind Gauß und Bunsen, Herschel und Bessel.

Die Natur des Niedersachsen ist von dem aufs Handeln gerichteten Verstande beherrscht. Er ist nüchtern, darum fand die Reformation rasch Eingang, findet Mystik keine Stätte. Der Sinn für einfache Zweckmäßigkeit bevorzugt überall Schlichtheit und „uralte“ Sachlichkeit. Überspanntheit, an keiner Wirklichkeit gemessen, lehnt er ab, genialische Romantik ist ihm verächtlich. Diese Züge haben nicht selten zur Starrheit und Unbeweglichkeit geführt — Revolutionen sind in Nordwestdeutschland fast undenkbar; und es klingt wie ein Treppenwitz der Weltgeschichte, daß die Revolution von 1918 in Kiel ausbrach. Die eigentliche Ursache lag aber nur darin, daß der durch das Stillliegen der Flotte völlig unbefriedigte niedersächsische Tatendrang, auf dem ja die volle Summe seines weltgeschichtlichen Erfolges beruht, einer so tatenlosen Hochspannung unfähig, endlich nach Entladung schrie und darüber zum unfreiwilligen Träger aller trüben ungermanischen Elemente im deutschen Volkskörper wurde. Darum sind alle niederdeutschen Revolutionen nur Befreiungskämpfe wie der niederländische und der Aufstand von 1813.

Wir treffen hier in das Herz sächsischen Weltgefühls — die Freiheit des Einzelnen. Wer sie verletzt, tritt zugleich das ausgeprägte Rechtsgefühl mit Füßen. Es ist kein Zufall, daß die Schöpfer des alten Sachsenspiegels und des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches Niedersachsen waren — Eike von Repgow und Planck, so wie eine große Zahl hervorragender Juristen Niederdeutsche gewesen sind. Mit beispielloser Kraft wehren sich West- und Ostfalen gegen Karl und die römische Kirche, die Stedinger gegen die Tyrannei der Bremer Erzbischöfe, jahrhundertlang verteidigen die Dithmarscher Bauern Rechte und Freiheiten gegen den holsteinischen Adel und die Könige von Dänemark, und die Einigung des neuen Deutschlands nimmt ihren Siegeslauf aus Nordalbingien.

Die Vereinzelung, das Fürsichsein und -wohnen sind urniederdeutsche Züge. Das halbe Land ist von Einzelhöfen erfüllt, in den Hausendörfern ist jeder Hof von Wällen umringt, und nur widerwillig gewöhnte sich das Volk an den Panzer der Städte. Noch heute erkennt man den Niederdeutschen beim Eintreten in eine Gaststätte daran, daß er sich allein an einen Tisch setzt; Münchener Hofbrauhausbetrieb ist ihm fremd. Er verachtet die Masse und überschätzt den Einzelnen. Ginge es nach seinem Sinn, so wäre jeder ein König auf seiner Scholle, der Stamm eine Gesellschaft von eigenwilligen Herrschern. Die Vereinzelung macht den Nieder-

sachsen steif und einsilbig — ballen sich aber sächsische Leute einmal zu gemeinsamer Tat, so wird ihre Stoßkraft unwiderstehlich.

Diese Veranlagung würde wahrscheinlich zur Verknöcherung geführt haben, wenn dem Niedersachsen nicht in hohem Grade als Gegengewicht jener trockene, aber anschauliche und befreiende Humor gegeben wäre. „Alle Anfang is swar, sä de junge Deef, dor nehm he den Amboß mit.“ Fast jedes Sprichwort ist dramatisch, sofortige Veranschaulichung durch einen besonderen Fall und wie alle niederdeutsche Komik — Situationskomik. „Bang bün ick nich, sä de Jung, da lop he weg!“ Es ist, worauf Lenschau hingewiesen hat, wohl kaum ein Zufall, daß alle großen deutschen Humoristen mit alleiniger Ausnahme Jean Pauls Niederdeutsche sind — davon Till Eulenspiegel, Raabe und Busch aus derselben engeren Heimat.

Die trotzige Verwegenheit des niederdeutschen Bauertums hat sich nun in der Spielart des Angelsachsen, insbesondere durch den Einschlag normannischen Bluts, bis zu maßloser Gewalt gesteigert. Der Niedersachse steht heute noch dem Engländer rassisch viel näher als dem Alemannen und Bayern. Nicht nur die körperlichen Merkmale, auch die geistigen sind die gleichen. Der Engländer ist der geborene Individualist, durchaus prosaisch, nüchtern und praktisch, ausgesprochen konservativ und von der naiven Selbstüberhebung des echten Bauern. Sein Traumziel ist noch heute die gentry und der gentleman — der Landadelige auf seinem Schloß, der Edeling. Dies Wunschbild hat sich sogar bis zur Gleichförmigkeit der Rasse auf die Angelsachsen aller Stände übertragen und damit seine ungeheure Lebenskraft bewiesen. Fähigkeit, Machtwille und Kampftrieb sind bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigert. Gerade das geheime Berserkertum, gefangen in den strengen Zwang uralter Sitte, bildet eine Eigentümlichkeit des Engländers. Gewiß lebt unter der harten Schale eine Fülle von Zartem und Weichem, wie sie in Tennysons „Enoch Arden“ und sehr vielen sentimentalen Literaturerzeugnissen nach Ausdruck rang. Im „Beowulf“ und in dem alten Gedicht „Seefahrt“ lebt wie im „Heliand“ etwas von dem Vorfrühlingshaften der Worpsweder Carl Dinnen und Overbeck. Aber das kraftstrotzend Bäurische, ergänzt durch die weltweite Flugkraft seemännischen Geistes, waltet durchaus vor.

Die Spielart des angelsächsischen Menschen kennzeichnet sich aber noch durch die einseitige Ausprägung anderer altsächsischer Züge. Stärker als bei seinem Festlandvetter ist die fruchtbare Wechselbeziehung, das zusammenklingende Gegeneinander des Bauern und des Seefahrers ihm eingeboren. Aus dem ungeschlachten Kampfwillen, der groben Selbstsucht, dem krassen Wirklichkeitsinn leuchtet der sternenhohle Flug machtvoller Eingebungen, länderumspannender Gedanken, erdumfassender Willensgestaltung. Shakespeare, der von Entwürfen funkelnde Geistesriese, rechnet mit Nachbarn allzu nüchtern um Pfennige, kauft Haus und Landgut, spielt jahrelang Theater, um als Landedelmann zu sterben. Und was sind all jene englischen Welteroberer mit ihrer blutigen Gewalt und Herrscherleidenschaft anders denn heldische Wesen, deren Geisteskreis nur der Raum eines Erdteils genügte! Aber im Gegensatz zum deutschen Menschen,

der stets geneigt ist, Wirklichkeit und Phantasie zu verwechseln und daran zu scheitern, weiß der Angelsache beide Welten streng zu trennen und doch eine durch die andre zu steigern. Die Behauptung von der Heuchelei des Engländer entpringt wohl größtenteils der deutschen Forderung, Gedanke und Tat in völlige Übereinstimmung zu bringen. Der Engländer dagegen handelt und denkt in zwei Welten. Die deutsche Natur ist reicher, widerspruchsvoller, tiefer und von höherem Anspruch auf sittlichem Gebiet — der Engländer ist einheitlicher, stärker und einfacher — zwischen beiden steht heute der Niedersache.

Auch der Ostelbier, der Preusse erscheint trotz seiner fränkisch-slawischen Beimischung im wesentlichen, besonders an der ganzen Küste, als eine dritte Spielart niedersächsischen Wesens. Auch ihm sind die gleichen Grundzüge zu eigen, auch ihn hat die einseitige Ausprägung bestimmter Eigenschaften zu einem besonderen Artbild gesteigert. Neben seiner kargen Sparsamkeit, zu der sich die altsächsische Einfachheit und Zweckmäßigkeit formte und die im Soldatenkönig ihr klassisches Beispiel fand, treten an ihm vor allem zwei Züge hervor. Gerade der eine fehlte dem Altsachsen in hohem Maße, weil sein Eigensinn ihn erstickte, er fehlt noch heut dem Angelsachsen — das wirkliche Verständnis für den Staat. Wir erkannten deutlich den Grundmangel des altsächsischen Festlandreichs in seiner fehlenden Staatlichkeit; wir sahen, wie mühsam Egbert und Aelfred der Große den Sinn für diese Notwendigkeit erbauten. Und wenn sich auch endlich durch die Normannen eine feste Gewalt begründete, so hat doch der Durchschnittsengländer noch heute keinen Sinn für den Staat als solchen wie Römer und Preußen. Es gibt keine Verfassung, kein Strafgesetz, kein Bürgerliches Gesetzbuch — es gibt in England noch heute nur Einzelgesetze. Der Absolutismus und die römische Kirche haben sich nie entwickeln können, und so wären die Engländer noch heute sächsischer als sächsisch. Alle Stände haben noch ihre Sonderrechte, das Gemeinwesen ist aufgelöst in Gruppen, Gilden, Parteien und Korporationen, selbst das Veto des Königs wird als Eigenrecht des jeweiligen Trägers der Krone empfunden, und die allgemeine Wehrpflicht galt nur als Sondergesetz für den Weltkrieg. Der englische Staat war noch bis ins 19. Jahrhundert ein Bündel vereinzelter, meist ungeschriebener Rechtsordnungen, die das Parlament in Einklang brachte. Das machtvolle Nationalgefühl des Engländer geht daher nicht vom Staat, sondern vom Stamme aus — der Staat scheint nur um des Einzelnen willen da, und nur die Persönlichkeit des Einzelnen hat im Grunde ein Recht.

Genau entgegengesetzt hat sich aber der Niedersache im preussischen Wesen gestaltet. Die dauernde Front gegen das zahlenmäßig weit überlegene Slawentum hob in den Eroberern des Neusiedellandes den Willen zur Selbstbehauptung in den Vordergrund. Die ganze Ostherrschaft konnte niemals von Einzelnen gewahrt werden. Der Einzelne bedeutete für sich allein nichts. So kam durch den Lebenskampf der Geschichte etwas Neues, jedenfalls neu in solcher Stärke in den niedersächsischen Charakter — das Gemeinschaftsgefühl. Das überelbische Land war verloren ohne den

festen Zusammenschluß aller Adeligen, Freien, Bauern und Siedler — es wäre Opfer der Slawenflut geworden ohne den deutschen Orden und den brandenburgischen Staat. Von hier aus gibt der ostelbische Schneid dem Preussentum sein blitzendes Licht — die eiserne Mannszucht des Gehorchens tritt neben die alt-sächsische Begabung zum Befehl und zur Führung.

Bei Festland- und Angelsachsen stand die ruhige unkriegerische Bauernnatur in eigentümlichem Gegensatz zu ihrer militärischen Begabung. Das Heerwesen war im Westen niemals besonders entwickelt; sobald aber große Führer aufsprangen, hatten sie stets (von der Eroberung Albions bis zum Weltkriege) die anerkannt besten Mannschaften zur Verfügung. Das Gesetz der Trägheit mußte stärker als anderwo durch den Willen Einzelner zerbrochen werden: fast alle hannoverschen Siege sind durch glänzende Feldherrn wie Ferdinand von Braunschweig, Hammerstein und Wellington v. Alten-Baring (Waterloo) erkochten, fast alle Niederlagen (Suhlingen und Zeven) durch den Mangel solcher Führung verschuldet und entgegen dem Hockwert des Soldaten. Waren doch nach Wellingtons Urteil die Hannoveraner die besten Soldaten der Welt. Führer sind ein Geschenk der Geschichte, des Augenblicks — die militärische Begabung der Rasse war stets gebunden und gestaut vorhanden, aber sie bedarf der kraftvollen Erweckung. Im Kolonialsachsen erstickte die Unlust zum Heerwesen, hier riß der Lebenskampf eines feindumlauerten Volks die schlummernde Anlage in immerwachen Tatendrang hinein nach vorn. Auf solchen, von dem Gefühl gemeinsamen Schicksals beflügelten Eigenschaften erhoben sich die größten Leistungen des Neusiedelsachsen: der brandenburgische Staat und das preussische Heer.

In allen drei Spielarten des Sachsen sind besondere Züge am stärksten ausgeprägt: der Individualismus im Niedersachsen, der weltbeglückende Machtwille im Engländer, die kriegerische Wucht im Preußen. In allem Sachsentum tritt als Eigentümlichkeit das ausgesprochen Männliche hervor — auch die Frauen sind männlich wie in altgermanischer Zeit. Die seltsam glückliche Verbindung von Tat und Traum, von Himmel und Erde ist das Geheimnis der niedersächsischen Kraft. Konservativ sind alle Sachsen wie jedes echte Bauernvolk — die Elblinie aber bildet noch heute die Grenze zwischen mehr demokratischem und mehr monarchischem Staatsgefühl — individualistisch ist auch dieses, aber nur für den alle verkörpernden Herrscher. Klar hat schon Goethe die Eigentümlichkeit des Niederdeutschen erkannt, wenn er seinen Egmont von den Niederländern sagen läßt: „Es sind Männer, wert, Gottes Boden zu betreten; ein jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's, ihr Zutraun zu verdienen, leicht, zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken.“

Gegenüber der hohen Begabung des niedersächsischen Stammes gilt es in Deutschlands tiefster Erniedrigung ein klares Erkennen. Der Streit zwischen Welfen und Hohenzollern verschwindet vor der Einsicht, daß beider Staaten sächsische Schöpfungen waren. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Niedersachsen der politisch be-

gabteste und in der deutschen Geschichte führende Stamm sind. Zweimal haben Niedersachsen ein deutsches Reich begründet. Zuerst Heinrich I. und Otto der Große — tausend Jahre später Wilhelm I., Bismarck und Moltke. Eine solche Fülle führender Staatsmänner hat kein anderer Stamm hervorgebracht: Alfred und Friedrich den Großen, Friedrich Wilhelm I., Heinrich den Löwen und Reinold von Dassel, Windthorst und Struensee, die Bernstorffs und die Pitts, Cromwell und Bismarck, Otto den Großen und Heinrich, Aethelstan und Egbert, Hardenberg und Stein (der wenigstens Ranniederfachs war), Kurfürst Ernst August und Graf Münster, Stüve, Königin Elisabeth, Essex, Marlborough und Washington.

Das 1807 am Boden liegende Preußen wurde vor allem durch Niedersachsen wiederaufgerichtet: Stein und Hardenberg, Scharnhorst und Tauenzien, Blücher und die fast zahllosen norddeutschen Offiziere. Das traumhaft hochfliegende hohenzollernsche Kaisertum hatte seine Hauptstütze an der bodenständigen Macht Heinrichs des Löwen — mit der Zertrümmerung Niedersachsens zerschlug sich der Kaiser im Grunde die härteste Stütze seiner Macht. Der sächsische Wille zur Führung war von jeher ursprünglich und überzeugend. Er sprengte einst das Frankenreich, wirkte sich ein Jahrtausend lang in der Ottonenherrschaft aus, schmiedete zweimal das Reich, verirrte sich im Hansabund bei der Schwäche des süddeutschen Kaisertums fast zu einem selbständigen, Dänemark niederwerfenden Niederdeutschland (1370) und riß, als die Willkür der Salier sich erhob, in seinem eigenwüchsigen Groll das Reich bis an den Abgrund. Auch die Führer des Weltkriegs, Hindenburg, Ludendorff und Mackensen, sind Niederdeutsche, und der platzende Tatendrang niederdeutscher Matrosen gab dem furchtbaren Geschehen die tragische Wendung. Wenn nach dem Kriege Deutschland durch seinen Welthandel und seine Industrie sich bald wieder einen hohen Rang unter den Völkern erwarb, so ruht das Vollgewicht seiner Kraft wiederum im Nordwesten, wo die Mittelpunkte seiner Flotte, seiner Landwirtschaft und seines Gewerbefleißes liegen. Ohne niederländische Führung ist das Reich ohnmächtig. Seine politische Zukunft schläft heute wie gestern und vorgestern in der Landschaft seines klarsten Verstandes und seiner wuchtigsten Kraft — in Niedersachsen, dem Lande der Eichen.

---

## Zeittafel

Sachfengeschichte auf dem Festland und den Inseln

Jahren der angelsächsischen Geschichte sind durch \* gekennzeichnet

- |  |  |
|--|--|
| <p>58 Chauken verdrängen Hase- und Emsbewohner.</p> <p>98 Chauken gegen Cherusker und Engern.</p> <p>170 Erste Erwähnung der Sachsen (Ptolemaios).</p> <p>170 Chaukischer Beutezug nach Belgien.</p> <p>200 Verschwinden des Chauken-Namens.</p> <p>250 Einbruch der Sachsen nach Hadeln und Ostholstein.</p> <p>285—355 Verdrängung der Salier.</p> <p>300 Gallische Nordküste sächsisch. Teilweise Besetzung Hollands (Samaland, Salland, Friesland).</p> <p>350 Kämpfe gegen Offa an der Eider. Sachsenname in ganz Holstein.</p> <p>* Seit 365 Dauernde Sachseinfälle nach Britannien.</p> <p>4. Jahrh. Angliederung der Foser an Aller und Fuße.</p> <p>* 400 Christentum von Britannien nach Schottland.</p> <p>* Nach 400 (?) Ossian, der Sänger.</p> <p>* 407 Räumung Britanniens durch die Römer.</p> <p>* 432 Patrick sucht Irland zu romanisieren.</p> <p>* 449 (?) Hengist und Horsa landen in Kent.</p> <p>450 Sachsen auf den Loire-Inseln.</p> <p>451 Sachsen kämpfen gegen Attila bei Châlons mit.</p> <p>455 Bedrohung von Armorica (Bretagne).</p> <p>463 u. 469 Sachsenhäuptling Adovacrius bestürmt Angers in Anjou.</p> <p>475 Sachsen an der Garonne und in Italien.</p> <p>* 478 Aella in Suffex.</p> <p>494 (?) Sechzig tägige Belagerung von Nantes durch Sachsen, Bretonen, Franken (Gregor v. Tours).</p> <p>* 494 Berdic in Wessex.</p> <p>496 Chlodowech unterwirft die Sachsen in Flandern.</p> <p>* 527 (571?) Uffa in Ostangeln.</p> | <p>531—34 Kämpfe bei Runibergun und Scithingi (Burgscheidungen). Sturz des Thüringerreichs. Bode-Saale-Land sächsisch.</p> <p>540 Euten am Niederrhein (Brief Theoderberts an Justinian).</p> <p>* 547 Ida in Northumberland.</p> <p>550 Angriff der Nordalbingier auf Westfriesland.</p> <p>6. Jahrh. Mittelruhr, Lippe, Ems, Pader, Leine als sächsisch bezeichnet.</p> <p>556 Überfall auf Deutz, Sachsen am Rhein.</p> <p>* 563 Columba d. Ä. († 597) gründet Iona.</p> <p>568 Sachsen mit Alboin in Italien.</p> <p>* 568 Beawlin von Wessex.</p> <p>578, 590 Sachsen v. Bayeux und Bretonen kämpfend und verbündet.</p> <p>* 584 Krida in Mercien.</p> <p>* 590—604 Gregor d. Große.</p> <p>* 6. Jahrh. „Widsith.“</p> <p>* 591 Aethelbert v. Kent. Augustin I. Erzbischof v. Canterbury.</p> <p>600 Slawen gewinnen Elbinie.</p> <p>* 604 Bistum London.</p> <p>* 615 Columba d. J. (aus Bangor) †.</p> <p>* 616 Aedilfrith v. Northumberland †.</p> <p>* 627 Taufe Eadwins v. Northumberland. Bistum York.</p> <p>632—33 Wendenkämpfe, Land nördlich der Unstrut sächsisch.</p> <p>* 634 Oswald von Northumberland.</p> <p>* 642 Pendas Sieg bei Coeboy.</p> <p>* 655 Pendas Fall bei Leeds. Oswiu von Northumberland.</p> <p>* 664 Kirchentag von Streaneshealh, Sieg</p> <p>* 674 (?) Geburt Wynfriths. [Roms.]</p> <p>* 680 Rādmon, der Dichter.</p> <p>* 688—726 Ine von Wessex.</p> <p>* 690 Willibrord in Friesland († 739).</p> <p>* Vor 700 „Beowulf.“ Troschottenmission in Süddeutschland.</p> |
|--|--|

- 700 Vordringen der Sachsen a. d. mittl. Lippe, im Hessengau, in Thüringen.
- \*709 Althelm †.
- 714 Majordomus Pippin †. Einfälle von Sachsen und Friesen nach Aufrastien.
- 715 Besetzung der Niederruhr.
- \*717 Jona römisch-katholisch.
- 718 u. 720 Karl Martels Weserzüge.
- \*735 Beda †.
- \*737—808 Übergewicht Mericiens. Wirren in Northumberland.
- 743 Sächsisch-bayr. Bund gegen Franken.
- 748 Mansfelder Bergkreis sächsisch. Pippin d. J. bringt bis zur Oder vor.
- 752 Einfall ins Frankenreich. Zerstörung von 30 Kirchen. Größte Ausdehnung Alt-sachsens.
- \*753 Wikinger auf Thanet.
- 754 Wynfrith †.
- 758 Pippins siegreicher Zug a. d. Lippestraße.
- 768—814 Karl der Große.
- 772—804 Sachsenkriege.
- \*777 Wales römisch-katholisch.
- 785 Taufe Widukinds.
- 787 Bistum Bremen.
- \*796 Offa von Mercien †.
- 799 Paderborn.
- 801—65 Ansgar.
- 805 Slawengrenze Bardowic-Magdeburg.
- 815 Corvey. [Erfurt.]
- 816 Gandersheim.
- \*822 Egberts Sieg bei Ellandune.
- \*829 Einigung der Wodanreiche.
- 830 „Seliand“.
- \*836—57 Aethelwulf.
- 843 Vertrag von Wirten. Begründung Ost-frankens.
- 843—76 Ludwig der Deutsche.
- 845 Wikinger zerstören Hamburg.
- 852 Liudulph Herzog v. Sachsen.
- \*857—60 Aethelbald.
- \*860—66 Aethelbert.
- \*866—71 Aethelred.
- \*871—901 Aelfred der Große.
- 876—87 Karl der Dicke.
- \*878 Sieg bei Aethandune.
- 880 Normannenschlacht bei Ebbefestorpe.
- \*892 Landung des „Großen Heeres“.
- \*901—24 Eadweard I.
- 911—18 Konrad I.
- 912 Odda der Erlauchte †.
- 919—36 Heinrich I.
- \*924—88 Abt Dunstan.
- \*925—40 Aethelstan.
- 928 Erstürmung von Brennaburg.
- 929 Schlacht bei Lenzen. Bezwingung Böh-  
[mens.]
- 933 Schlacht bei Riade.
- 934 Erstürmung des Danerwerks.
- 936—73 Otto I., der Große.
- \*937 Sieg Aethelstans bei Brunanburh.
- 940—60 Markgraf Gero.
- \*940—46 Eadmund der Prachtige.
- \*946—55 Eadred.
- 947 Bistümer Schleswig, Ripen und Aarhus.
- 955 Sieg auf dem Lechfeld.
- \*955—59 Eadwin der Schöne.
- \*959—75 Eadgar der Friedliche.
- 960 Obergrenze.
- 961—73 Hermann Billung.
- 961—1106 Billunger Herzöge in Sachsen.
- 962 Kaiserkrönung Ottos I.
- 967 Widukind von Corvey, Sachsengeschichte.
- 968 Erzbistum Magdeburg.
- 973—83 Otto II.
- 975 Bistum Prag.
- \*975—78 Eadweard der Märtyrer.
- \*978—1016 Aethelred der Unberatene.
- 983 Großer Wendenaufstand.
- 983—1002 Otto III.
- 984 Hrotsvit von Gandersheim.
- \*993 „Battle of Maldon.“
- \*995—1000 Olaf Tryggvissohn.
- 1000 Wallfahrt nach Gnesen.
- \*1000 Einführung des Christentums in Is-  
land, Grönland und Winland.
- 1002—24 Heinrich II.
- \*1002 Dänenmord in England.
- 1004—18 Kriege gegen Polen.
- 1007 Bistum Bamberg.
- 1012—18 Thietmar von Merseburg, Chronik.
- \*1016—42 Dänenherrschaft in England.
- 1024 Aussterben des sächsischen Kaiserhauses.
- \*1042—66 Eadweard der Bekenner.
- \*1066 Harold Godwinssohn. Schlachten bei Stamfordbridge und Hastings. Die Nor-  
mannen erobern England.

## Anmerkungen

Urgeschichte: Jakob-Friesen, Einf. in Niedersachsens Urgeschichte, Bild. u. L. 31 sowie die einschlägigen Arbeiten v. f. Roeder (Die sächs. Schalenfibeln d. Völkerw., Gött. 27 u. a.); v. Buttell-Reepen; Plettke, Urspr. u. Ausbr. d. Angeln u. Sachs., Bild. u. L. 21 (grundlegend!); Leeds, The Archaeologie of the Anglo-Saxon Settlements, Orford 13; Zahne; Wegewitz usw. Insbesondere dazu: Gummel, Hannov. Urgesch. i. Schrifttum d. Jahre 1893—1923, Hann. 26.

Stämme: Langobarden: Bückmann, Bardengau (Görge-Spehr, Vaterl. Gesch. u. Denkwürdigk. II, 471 ff. u. ö., ferner Blasel; Wegewitz; R. Beltz; Much (Real. Lex.); G. Schwantes, Vorgeschiedliches 3. Langob.-Frage (Nachricht. Bl. für Niedersachsens Vorgesch. 1921, Nr. 2); Birger Nerman, Herf. u. frühest. Auswanderungen d. Germ. (Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akad. Handlingar I, 5 (1924). — Teutonen hielt Ed. Meyer für Germanen (Sig. Ber. Pr. Akad. 45, 750 ff.), andre wohl fälschlich für Kelten. Kimbern stießen 120 v. C. auf ihrem Südmarfch gegen die Linie der keltischen Gipfelburgen (oppida)—Rhön—Westerwald—Taunus, die sie umgingen. (A. Goetze, Die Steinsburg b. Römheld, Präh. 3. 13/14, S. 19 ff.) — L. Schmidt, Gesch. d. dt. Stämme 1903—15. (Qu. u. Forsch. 3. alt. Gesch. u. Geogr.) Bremer, Ethnographie d. g. St. (Pauls Grundr. III.); Zeuß, Die Deutschen u. d. Nachbarst. Münch. 37. Nordalbingier: Brandt-Wölfler, Nordmark-Atlas, Kiel 28. — Neuerdings hält G. Schwantes den fuhrbütteler Typ für sächsisch. (Urnenfund v. Geestbacht, Geesth. Wochenbl. Nr. 5 v. 1. 2. 29.) Dann würde die Sachfengrenze erheblich nach Osten rücken.

Friesen: jetzt Borchling-Muß, Die Friesen, L. 31.

Sachs: „Sachs“ für Messer in vielen Verbindungen bis ins 19. Jahrh. üblich auf Wangerooze (Niedersachsen 30, 65).

Sachsen in Flandern usw.: Bückmann, Die germ. Ortsnamen i. Nordfrankreich usw. (Peterm. Mitt. 1918, S. 10 ff.) u. a.; Th. Frings (Aufsätze).

Besiedelung Englands: Nach f. Roeder (Fenstergefäße, S. 182) ist das Themsetal von N. O., also vom Lande aus, besiedelt, nicht von der Themsemündung oder von Süden her. Jüten: verließen im 2. Jahrh. Nordschleswig. Ansiedlung am Niederrhein. Von da im 5. Jahrh. stark verfrisiert nach Kent. (L. Schmidt.) Rosinna, Jdg. Forsch. VII. (1897), S. 293.

Sagenliteratur: f. b. Wolters-Petersen, Heldensagen d. g. Frühzeit, Bresl. 25 u. v. d. Leyen, Dt. Sagenbuch, 4 Bde. — Sächsisch-anglische Sagen sind: Beowulf, Weland, Egil, Offa, Waldere, Finnborg, Hilde, vieles in d. 3. f. dt. Alt. (Edw. Schroeder) u. Niederd. 3. f. Volkskunde (E. Grohne). Schneider, Deutsche Heldensage, B. 30; Jiriczek, Dt. Heldensage, Straßburg 98.

Wodan: Nach Schwietering (Wodans Speer, 3. f. d. A. 23, S. 290) bedeutet W. keinen Wechsel rel. Anschauung, sondern Sieg des speertragenden W. über den schwertgegrürteten Tiu nur Ausbildung der Speerkampftechnik, vielleicht Anfänge des Reiterwesens. Speer zuerst in rhein. Gräbern der Zeitwende. Im 1. Jahrh. n. C. Schwerter am Rhein fehlend, in Sachsen noch häufig.

Trminful: Lit. b. O. Jürgens, Übers. über d. ält. Gesch. Niedersachsens I (Hann. 12). Anm., S. 69; Pauls Grundriß 3, 281 sowie Schriften von f. R. Schroeder; Th. Petersen, Fjoter oder Thiodute (Forsch. 3. deutsch. Gesch. VI., Gött. 66); E. Jung, Germ. Götter u. Helden in christl. Zeit München 22; E. Mogk im Real. L. II., 600 u. a. — Schuchhardt faßt Trminful als Abbild des Götterberges, ful = Schwelle.

Ursachsenhaus: G. Schwantes, Chaukische Siedelungen usw. (Tagungsber. d. Dt. Anthrop. Ges. 28). W. Wegewitz, Ausgrabung eines sächs. Hauses i. Klethen (Stader Arch. 26, N. f. Heft 16); ders., Ein Haus aus spätsächs. Zeit i. Bakerbeck (Mannus 22, Heft 3/4, S. 322 f., 30); Leeds, A Saxon Village near Sutton Curtenay (Archaeologica 72, Oxford 24 u. 76, Oxford 27); K. Waller, Eine frühg. Siedlung. a. d. Elbmündung (Mannus 22, S. 296—321); Bauernhaus: W. Pefler, W. Schulz, O. Lauffer.

Burg: jetzt abschließend Schuchhardt, Burg im Wandel d. Weltgeschichte, Potsdam 31.

Waffen: Bremer Bandspangenhelm (400 n. C.). Seltsame eiserne, silberbelegte Kopfbedeckung mit großen Stacheln.

Quellen der altf. Verfassung: 1. Beda, Eccl. hist. gentis Anglorum 5, 11 (ed. Plummer, I, Oxford 96); 2. Poeta Saxo ad 772 (Mon. Germ. I, 228); 3. Zuchald, Vita Lebuini (M. G. S. S. II, 361); 4. Capitulario de partibus Saxoniae (Kapitular v. Paderborn 782 od. 785 M. G. Leg. I, 48); 5. Capitulare Saxonicum (Aachen 797, M. G. Leg. I, 75); 6. Lex Saxonum (nach 802, M. G. V, 69 ff.). — Gaupp, Recht u. Verf. d. alt. Sachs., Breslau 37.

Moorleichen: Tacitus, Germ. 12; Edda, 3. Gudrunlied; 5. Fahne, Vorzeitfunde aus Niedersachsen, Bild. 25; K. Th. Strasser, Wikinger u. Normannen, Hambg. 27.

Slawen: Nach Schwantes (Präh. 3. 1) bleibt bis 800 die Elbe Grenzlinie, erst zwischen 800 u. 900 strömen die Slawen bis zur Elmenau vor. fr. Tegner, Die Sl. i. Deutschl. Braun-schweig 02.

Englische Eroberung: Gildas, De excidio et conquestu Brit. (560, M. G. Auct. antiquiss. 12, 25 f. (teilw. übers. in J. Bühler, Germ. i. d. Völkerw., L. 22, S. 389); Nennius, Historia Brittonum (796, vgl. Zimmer, Nennius vindicatus 1893, eine wallis. Chronik v. 444—954, fortges. bis 1286).

Saxo Grammaticus: Seine Dänenzüge nach Sachsen geschichtlich unsicher.

Bekehrungsquellen: b. Th. Hänlein, Bekehrung d. Germ. z. Christent. (Voigtl. Qu. B. 78), vgl. Wattenbach, Deutschlands Gesch. Qu. i. M. U., 7. Aufl. 04; Hauck, K. Gesch. Deutschlands, L. 12, Bd. II.

Cynewulfs Tod: Afs. Annal. zu 775 (Tod jedoch erst 784), vielleicht altes Einzellied (Tapferkeit u. Treue), Kampf um die Tore wie im Finnburglied. (Abegg, 3. Entw. d. hist. Dicht. b. d. Afs., Straßbg. 94.)

Sonnenwende: Kummer, Midgarths Untergang, L. 27 — dagegen Rückert, Kult. u. nat. Bedeutung d. Missionierung Germaniens (Luth. Miss. Jahrb. 1931). R. Wossidlo zählt allein i. Mecklbg. an Sagen v. d. Wilden Jagd 900, d. Zwölftengottheiten 300.

Hauptquellen über Sachsen bis 900 (Mon. Germ.): Werke, Viten u. Briefe Wynfriths, Alchvins, Willibrords, Altfriids Leben Liudgers (809); Lamberts Leben Lulls; Idos Translatio S. Liborii (836) nach Paderborn; Translatio S. Viti nach Corvey; Vita Hathumodae († 874) v. Agyus v. Lamspringe; Vita Willehadi; Rimberts Vita Anscarii; Sturms Leben v. Eigil; Einharts Leben Karls (Sachsenkriege!); Thégans Leben Ludwigs; Gregors d. Gr. (590—604) Schriften (gelesenster Schriftsteller d. M. U.); Gregor v. Tours, Historia Francorum (6. J.); Chronik Fredegars (7. J.); Annales regni Francorum (741—829) mit d. Fortsetzungen: Berthiniani (829—882) u. Fuldenses (901); Annales Einhardi (741—801) sind wichtige, 3. T. halbamtliche Berichte d. Regierung Karls; Nithards 4 Gesch.-Bücher (—843); Notker, Taten Karls; Regino v. Prüm, Chronik (—906).

Altf. Sprachdenkmäler: Hss. des 9.—12. J.; zwei größere Dichtungen (Heliand u. Genesis); Zwei Wiener Segen; Zwei Trierer Segen; Gernroder Bruchstücke v. Psalm 4 u. 5; Eßener Beichtspiegel; Homilie Bedas üb. d. Allerheiligensfest; Kölner Bruchstück eines Glaubensbekenntnisses; Heberregister v. Eßen, Werden, Freckenhorst; Silberbrandlied; Münzinschrift aus Sittelde; außerdem Interlinearversionen, Glossen, Wörter in lat. Urkunden, Eigen- u. Ortsnamen.

Angelsächsische Geschichtsquellen: Bede, *Historia ecclesiastica gentis Anglorum*, 5 B.; Simeon v. Durham (848—1129); Kleine Chroniken u. Regententafeln, 3. T. handschriftl. (darüber Lappenberg, *Gesch. v. England*, Hamb. 1834—98 (Seeren-Uckerts Staatengesch.) I, Einl. u. Müllenhoff, *Beow. u. d.*); Sachsenchronik od. Ags. Annalen (mehrere Ausgaben, s. u.), (dazu Brandl i. Pauls Grundr. 2, § 56 u. d. ff., R. Jordan i. Hoops *R. L.* 4, 63 f.); *Asser Gesta Alfredi* (893); *Aethelweard* (lat. Bearb. d. Sachsenchronik bis 975, verf. um 1000); Florence v. Worcester (—1141); Marianus Scotus (†1083); *Chronicon Mailros* (Abtei Melrose, 735—1270); Heinr. v. Huntingdon, *Histor. Anglor.* (v. Caesar bis 1154, nationalsächsisch, lebendige Kampfberichte, alte Volkslieder, 897); Roger v. Howden (um 1200, abhängig v. Simeon u. Heinrich); Alfred v. Beverley (um 1128, abh. v. Bede, Galfred, Simeon, Sachsenchronik). Nachangelsächsisch, oft normannenfreundlich: Ingulph v. Croiland (†1130); *Wlred v. Rievaur* (lobt Eadweard d. Bek. u. Eadgar, Zweikampf Eadmunds u. Knuts); Wilhelm v. Malmesbury, *De gestis regum Anglorum*, bis 1126, *Historia novella* bis 1143, 3. T. märchenhaft, beliebtester ags. Chronist; *Matthaeus v. Westminster*, *Flores historiarum*, Sammelauszug aus früheren; Johannes Wallingford (†1214, 449—1036).

Über Ausgaben u. Literatur: Brandl i. Pauls Grundr. II, § 56 u. d. Rörting, Grundr. d. Gesch. d. engl. Lit. Münster, 5. A. 1910 u. Ch. Groff, *The sources and literature of English history* usw., London 1900.

Normannische Quellen: Dudo v. St. Quentin, *Wilh. v. Jumièges* (—1137); Robert Wace, *Roman de Rou* u. *Le Brut* (1155); Benoit de St. Maur, *Gereimte Gesch. d. Herz. v. Normandie*; Geoffrey Gaimar, *Franz. Reimchronik* (495—1099) u. *L'estorie des Engles* (geschr. für d. anglo-norm. Adel um 1150).

Engl. Reimchroniken: Robert v. Gloucester (1280); Peter Langtoft (—1307, aus d. franz. in engl. Reime übers. u. durch viele alte Sagen vermehrt v. Robert de Brune um 1310—20). Spätere: Bromton v. Torvaulx (558—1198); Douglas v. Glastonbury (eine Hs. i. Hamburg). Hauptlandschaft ags. Chronikenschreiber: Norfolkshire.

Militär. Pflichten in ags. Urkunden: für alle freien 1. fyrd (Landwehr-Kriegsdienst), 2. Brückenausbesserung, 3. Instandhaltung d. Befestigungen. Jede Hufe 1 Krieger, der fünf Hufen (Tegn) 5 Krieger oder einen fünfmal besser gerüsteten freeman, zur Zeit Aethelreds (1000) liefern 8 Hufen 1 Helm u. 1 Panzerhemd; Orford stellte 20, Etreter 1, Leicester 12, Warwick 10 Mann.

„Wikingerschlacht im Teufelsmoor“: vgl. meine Ortsbestimmung (Niedersachsen Dez. 1930.).

Angelsächs. Geschichtsdichtungen: W. v. Malmesburys Erzählung von Anlefs Verkleidung als Sänger (*Rev. Brit. Med. Aevi SS.* 1870, ed. Hamilton, S. 21) ist gesch. ansiehtbar, da sie bei Aelfred u. in mittlengl. Balladen wiederkehrt. Hauptbericht d. Schlacht: Gedicht „König Aethelstans Sieg b. Brunanburh“ i. d. Ags. Annalen (*Grein-Wülker Bibl.* d. ags. Poesie I, 374—384). Wertvoll: 1. Die in Versform erhaltenen Lieder: Sieg b. Brunanburh 937, Befreiung v. fünf Orten durch Eadmund 942, Verherrlichung Eadgars 959, Eadgars Krönung 973, Eadgars Tod 975, Schlacht b. Maldon 993, Einnahme Canterburys 1011, Gefangennahme u. Blindung Aelfreds 1036, Eadwards d. Beks. Tod 1065, Margaretas Vermählung 1067; 2. Prosaauflösungen: i. d. Sachsenchronik u. d. *Historia Anglorum* d. H. v. Huntingdon (Eadwards d. Märtyrers Ermordung 979, Aetheling Eadwards Tod 1057, Dänenschlacht b. Stamfordbridge 1066) abgedruckt: *Mon. hist. Brit.* I, Thorpe I, *Grein-Wülker* I; vgl. Abegg, s. o. „Schlacht bei Maldon“ („Byrthnoths Tod“) ist echteste Heldendichtung wie „Beowulf“, jedoch geschichtlich. Die übrigen Lieder teils Annalistendichtung, teils altes Volkslied.

Hauptquellen über Sachsen (900—1200): Wattenbach, *Deutschl. Gesch.* Qu. i. M. 2. 7. 2. 1904; Dahlmann-Waig, *Quellenkunde* 3. dt. Gesch., 8. 2. 1912.

Ottonischer Dom: 955 an Stelle der 937 gestifteten St. Moritz-Klosterkirche über d. Grabe der dort 946 beigesetzten Edith erbaut, brannte 1207 bis auf einige Säulen u. Taufstein nieder. 1926 Grundriß des alten Doms wieder entdeckt; doppelchörig, nach Kaiserkrönung v. 962 mit ital. Marmor, Gold u. Edelstein geschmückt. Ein Kleinod war die aus Mysterien-grabkult der Zeit heraus geschaffene Krypta mit ravennatistischem Fußboden. (Montagsbl. Magd. Zeitg. 1926, Nr. 51).

Weltherrschaft: Hier ags. Züge herausgehoben. Grundlegend: Dibelius, *England*, 2 B. 1925 (4. 2.), darin alle wichtige Lit. Neuerdings: P. Cohen-Portheim, *Die unbekannt Insel*, B. 31. Norm. franz. Einfluß beginnt mit Edw. d. Bek. Hof sprach bis um 1400 französisch, Großgrundbesitz normannisch. Jedoch blieben Kleinadel, Bürgertum u. Volk ags. 1362 Englisch als mündliche Gerichtssprache wieder eingeführt, Parlament durch eine engl. Rede eröffnet; Unterricht bis 1385, Gesetze bis 1488 lat. oder franz.

## Bilder und Karten

	Seite
Otto der Große und Edith (Aus Classen, Werden des deutschen Volkes)	2/3
Die Sachsen und ihre Nachbarstämme (Karte) . . . . .	14
Sächsische Schalenfibel der Völkerwanderungszeit aus Issendorf . . . . .	21
Ursprung und Ausbreitung der Sachsen (Karte). . . . .	23
Segelschiff auf einem Runenknochen . . . . .	28
Siegel Heinrichs I. — Münze König Aethelreds — Urne aus Issendorf (Zeichnung von H. Müller-Brauel) — Altsächsische Buckelurne — Alt- sächsische Gesichtsurne (Hannover) . . . . .	32/33
Altsächsische Mädchenkette (Berlin) — Kästchen aus Walroßzahn (Britisches Museum) — Fenstergefäß aus Westerwanna Sadeln (Museum für Völkerkunde, Hamburg) . . . . .	32/33
Überwanderung der Sachsen, Angeln und Jüten nach England (Karte)	34
Plan der altsächsischen Skidroborg. . . . .	53
Boot von Nydam (Schlesw.-Holst. Museum vaterländischer Altertümer, Kiel)	64/65
Bilder vom Teppich von Bayeux . . . . .	64/65
England zur Sachsenzeit (Karte) . . . . .	82/83
Koland zu Bremen (Staatliche Bildstelle, Berlin) . . . . .	96/97
Portalsäule aus der Domkapelle zu Goslar (Dr. Franz Stodtner, Berlin)	96/97
Goldring König Aethelwulfs . . . . .	106
Das weiße Pferd von Uffington in Berkshire . . . . .	109
Sogenanntes „Juwel König Aelfreds“ . . . . .	116
Western Tower, Earls Barton (nach Brown). . . . .	122
Michaeliskirche zu Hildesheim (Staatliche Bildstelle, Berlin) . . . . .	128/129
Altgermanische Holzdecke im Fürstensaal des Rathauses zu Lüneburg (Museumsverein Lüneburg) . . . . .	128/129
Das Reich der niedersächsischen Kaiser (Karte) . . . . .	131
Ottonen und Westsachsen (Stammbaum) . . . . .	135
Kirche in Barton-on-Humber (nach Brown). . . . .	158
Das Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin (Aus Classen, Werden des deutschen Volkes) . . . . .	160/161
Tor von Barth in Pommern (Staatliche Bildstelle, Berlin). . . . .	160/161
Godwins Geschlecht (Stammbaum) . . . . .	164
Angelsachsen und Normannen (Stammbaum). . . . .	169
Sächsisch-deutsches Vordringen nach Osten (Karte) . . . . .	174
Die Macht Heinrichs des Löwen um 1150 (Karte). . . . .	175

# Inhalt

	Seite
Vorwort . . . . .	7
1. Zwischen den Meeren . . . . .	9
2. Entfaltung nach Süden . . . . .	20
3. Seefahrende Sachsen . . . . .	26
4. Die Eroberung Britanniens . . . . .	32
5. Die Saga von Himmel und Erde . . . . .	40
6. Das Festlandreich . . . . .	46
7. Altsachsens Untergang . . . . .	56
8. Die Reiche der Wodan-Enkel . . . . .	63
9. Einung der Angeln und Sachsen . . . . .	79
10. Sonnenwende im Sachsenland . . . . .	92
11. Der große König . . . . .	104
12. Das Eiserne Jahrhundert . . . . .	127
13. Höhe und Sturz der englischen Macht . . . . .	152
14. Die Weltherrschaft der Angelsachsen . . . . .	171
Zeittafel . . . . .	183
Anmerkungen . . . . .	185
Verzeichnis der Bilder und Karten . . . . .	189

---

Vom gleichen Verfasser erschien ferner:

# Wikinger und Normannen

Mit 47 Wiedergaben zum Teil erstmalig veröffentlichter Funde auf 27 Tafeln sowie reichhaltigem Kartenmaterial. In Leinen gebunden RM. 12.50

Hier wird erstmalig eine Darstellung der Geschichte und Kultur der Wikinger in ihrem ganzen Umfange geboten. Strasser schildert die Geschichte der Wikinger nicht unter dem Gesichtswinkel des beunruhigten Südens, er zeichnet das Bild so, wie es von Norden her aussieht. Mit höchster Spannung folgen wir den Kämpfen um die Nordseereiche, den Zügen und Staatenbildungen im Südwesten Europas und im Mittelmeer, der Entstehung des Warägerreiches in Rußland, der Eroberung Kiews, den Vorstößen auf Byzanz. Einen glänzenden Überblick gibt uns Strasser über die bildende Kunst der Wikinger, er führt uns in Geist und Art ihres Kunstgewerbes und ihrer Architektur ein. Auch Dichtung, Sage und religiöse Vorstellungen werden im Zusammenhang des nordischen Kulturkreises dargestellt. Strasser hat den Stoff mit gutem geschichtlichen Blick gegliedert und mit Künstlerhand geformt. Die Darstellung ist so lebendig, daß das Interesse des Lesers bis zum Schluß nicht nachläßt.

**Deutsche Allgemeine Zeitung:** Strasser sieht die Ereignisse von einem neuen Blickpunkt aus an. Alles erhält eine neue Perspektive, einen neuen Vordergrund, andere Ferne. Ein ausführliches Verzeichnis der Quellenwerke und Fundberichte vervollständigen das wertvolle und interessante Buch.

**Frankfurter Zeitung:** Wer eine gute moderne Einführung in die Kultur und Lebenssphäre der alten Nordleute sucht, dem kann jetzt Strassers monumentales Werk empfohlen werden.

**Die Literatur:** Das Buch ist eine hochbedeutende Tat von allgemeiner Geltung; eine hervorragende Leistung schon deswegen, weil es zum erstenmal in Deutschland die wundervollen Funde verwertet, die in den letzten Jahrzehnten gemacht wurden und ganz neues Licht über die nordgermanische Kultur verbreiten.

**Reclams Universum:** Strasser schenkt uns ein wahrhaft künstlerisches, packendes Gemälde der gesamten Geschichte und Kultur dieser großen Zeit.

Biblioteka Główna UMK



300052254308

In gleichen Verlage erschienen ferner:

## Steinbeil und Sünengrab

Deutschland in der Vorgeschichte. Von Hjalmar Rugleb. Mit 28 Abbildungen.  
Kartoniert RM. 6.—. In Leinen gebunden RM. 7.50

Der Tag, Berlin: „Steinbeil und Sünengrab“ ist eine schön geschriebene Vorgeschichte für den Laien. Sie ist frei von wissenschaftlichem Ballast. Dafür sind aber gerade die Dinge behandelt, die der Laie kennen möchte: die damalige Landschaft, die Flora und Fauna, Ackerbau, Siedlung, Spinerei, Weberei; die gerechte Wertung der germanischen Kultur im Gegensatz zu den römischen Quellen. Rugleb hat die Gabe, das Bild der einzelnen vorgeschichtlichen Zeiträume von der Steinzeit bis zur Römerzeit plastisch werden zu lassen. Für jeden, der einen knappen und umfassenden Überblick über die deutsche Vorgeschichte sucht, wird dies Buch ein gediegener und zuverlässiger Führer sein.

## Das Werden des deutschen Volkes

Von Dr. h. c. Walthar Classen. Mit 88 Kunstdrucktafeln. 15. Tausend. 3 Bände.  
In Leinen gebunden RM. 36.—. In Halbleder gebunden RM. 45.—

Ein Geschichtswerk, das nicht nur die historischen und politischen Ereignisse, nicht nur das Wirken einzelner zeigt. Der Verfasser stellt hier auch die geistige und kulturelle Entwicklung des deutschen Volkes und sein großes gemeinschaftliches Erleben dar. In lebensvoller Schilderung, teilweise in lebhaften Gesprächen und Stimmungsbildern, rollt der Werdegang des deutschen Volkes von der Urzeit bis zur Gegenwart vor unseren Augen ab. Dieses im wahrsten Sinne volkstümliche Geschichtswerk ist überall — von der Linken bis zur Rechten — mit größter Begeisterung aufgenommen.

## Wege deutscher Kultur

Eine geschichtliche Führung. Von Alfred Weise. Mit 51 Abbildungen. In Leinen gebunden RM. 6.80

Eine deutsche Kulturgeschichte, wie es sie noch nicht gibt: knapp, klar und volkstümlich; dabei überall zu jenem wesenhaft Deutschen vorstoßend, das unsere Geschichte gestaltet. Auf allen Gebieten der Entwicklung der Wissenschaft, des Denkens, der Wirtschaft, des Handels, der Technik, des Kunstgewerbes, der ständischen und gesellschaftlichen Entwicklung, des Gewerbes, der Sitten — ist dies Buch ein Führer auf den Wegen der wahrhaft deutschen Kultur.

## Die bildende Kunst der Deutschen

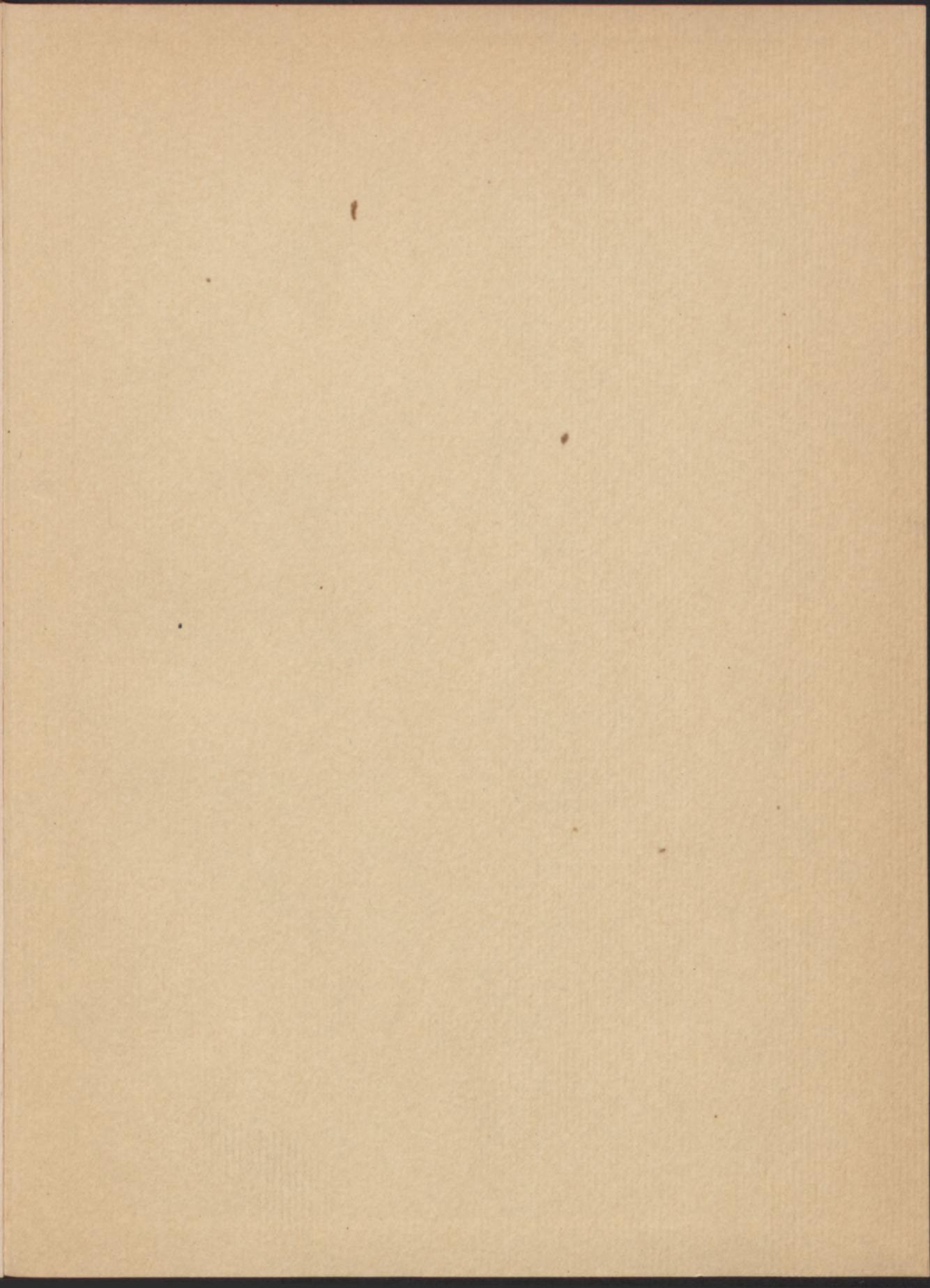
Geschichte und Betrachtung. Von Lothar Schreyer. Mit 49, teils mehrfarbigen, Abbildungen deutscher Kunstwerke. In Leinen gebunden RM. 6.80

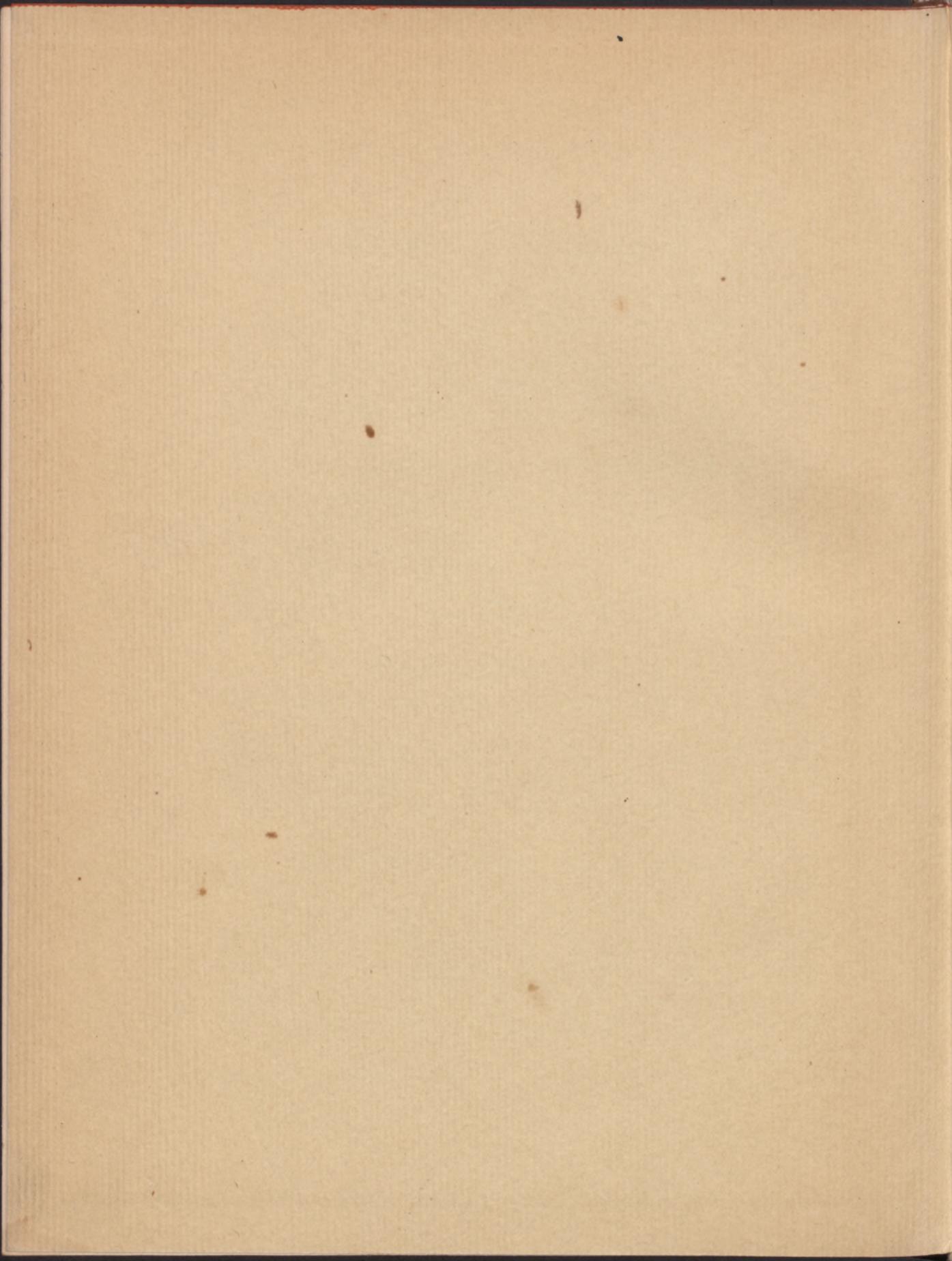
Das Eigentümliche und Neuartige dieses Buches ist, daß ein Künstler es schrieb. Das Menschliche, Lebendige, die Seele des Werkes spricht zu ihm, und er weiß es denen, die mit unverbildeten Sinnen die Kunst suchen, zu vermitteln. Schreyer verweilt ausführlich beim Schaffen der Gegenwart. Eindringlich und wohl zum ersten Male klärt er die deutsche Sonderart in Malerei, Baukunst und Bildhauerkunst. Viele Werke aus der deutschen Vergangenheit und Gegenwart werden fesselnd, allgemeinverständlich und dabei auf eine ungewohnt wesenhafte Art erläutert. Das Buch gipfelt in grundsätzlichen Kapiteln über Kunstwerk schaffen und Kunstwerk betrachtung.

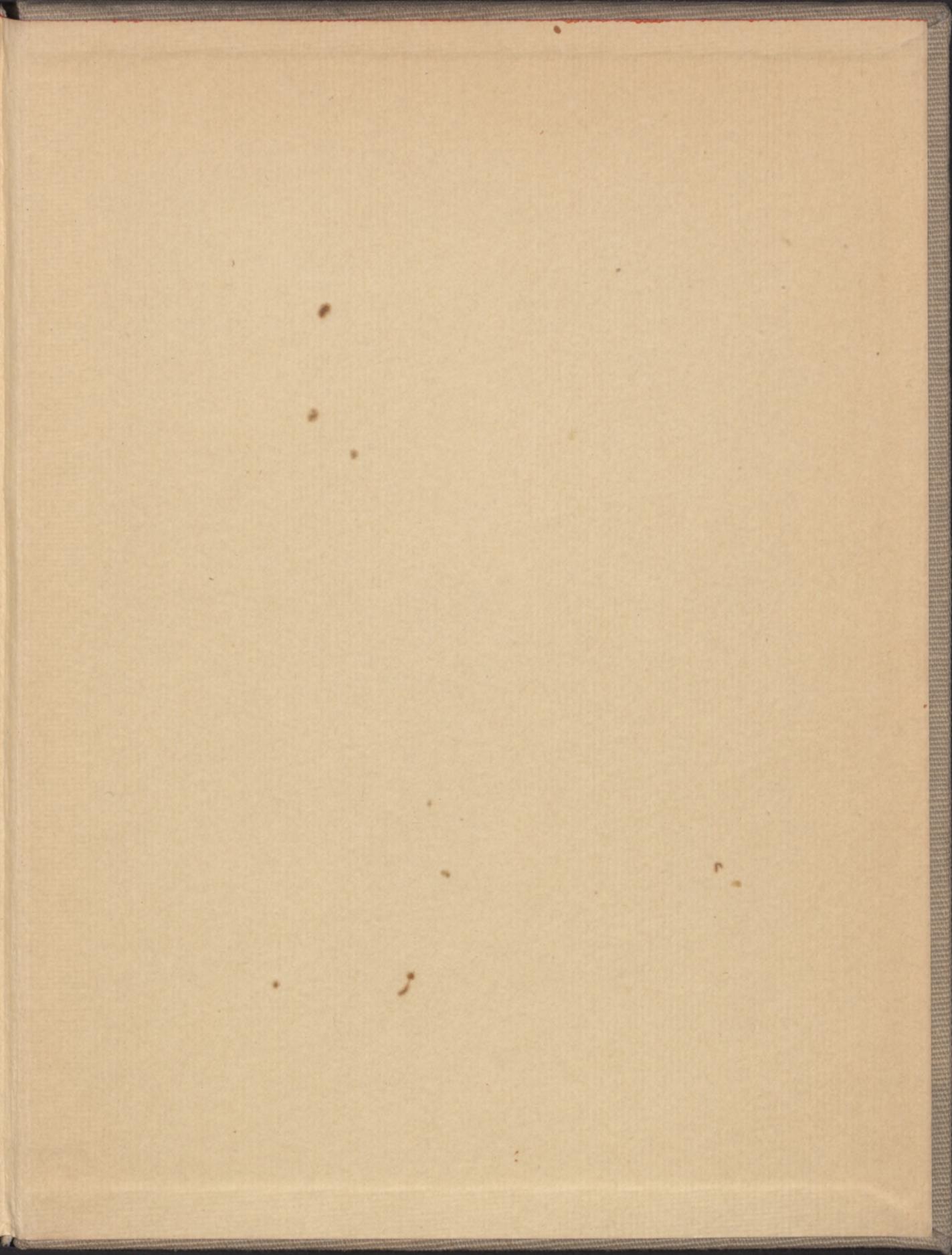
19392

19392









BIBLIOTEKA \* \* \* \* \*  
UNIwersYTECKA  
19392  
\* \* \* \* \* W TORUNIU \* \* \* \* \*

Biblioteka Główna UMK



300052254308